



A GAME RANGER'S
NOTE • BOOK

Percival Arthur Blayney Aufzeichnungen eines Wildhüters 1924

A GAME RANGER'S NOTE BOOK



A GAME RANGER'S

NOTE BOOK

BY

A. BLAYNEY PERCIVAL

LATE OF THE KENYA COLONY GAME DEPARTMENT

EDITED BY

E. D. CUMING

WITH ILLUSTRATIONS FROM PHOTOGRAPHS. BY

THE AUTHOR AND MR. MARTIN JOHNSON

NOG

London

NISBET & CO . LTD .

22 BERNERS STREET, W.1

ANMERKUNG DES HERAUSGEBERS

DIE folgenden Seiten enthalten die schriftlichen und mündlichen Beobachtungen, die Herr Arthur Blayney Percival während fast dreißig Jahren in Afrika machte, von denen er etwa zweiundzwanzig in der Jagdabteilung (Game Department) des heutigen Kenia verbrachte. Es ist ein Glück, dass solch unvergleichliche Gelegenheiten zum Studium wilder Tiere jemandem zufielen, der so gut qualifiziert war, sie zu nutzen, und ich denke, es wird anerkannt werden, dass dieses Buch einen echten Beitrag zu unserem Wissen über das afrikanische Tierleben darstellt.

Das Kapitel „Gallopig Lion“ erschien im *Blackwood's Magazine* und wird hier mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers abgedruckt.

Es hat sich als notwendig erwiesen, Herrn Percivals umfangreiche Notizen über die große Mehrheit der Antilopen zurückzuhalten. Ich hoffe, dass diese in einem weiteren Band veröffentlicht werden können.

Häufig wird der Fluss erwähnt, der auf einem Teil seines Laufes einen Abschnitt der Grenze des Northern Game Reserve bildet. Der Autor bezeichnet ihn als „Northern Eusso Nyiro“ oder kurz „Eusso Nyiro“ – die Schreibweise, die in der 1922 in Nairobi vom Department veröffentlichten Jagdverordnung (Game Ordinance) übernommen wurde. Derselbe Fluss erscheint auf der 1910 veröffentlichten Karte der Reservate des Departments (am Ende des Buches) als „Uaso Nyiro“. Der moderneren Wiedergabe wurde gefolgt; sie hat den Vorzug, Verwechslungen mit dem „Guaso Nyiro“ zu vermeiden, der in den Natronsee fließt.

E. D. CUMING.

LONDON,

Januar 1924.

INHALT

KAPITEL I. – DER LÖWE

Verbreitung – Merkmale – Größe – Gewicht – Rassen – Reviere – offenes Land – Scheinbare Änderung der Gewohnheiten – Fleckung bei Jungen und Alten – Im Mau-Gebiet und Uasingishu – Athi-Ebenen, der Löwenbezirk – Die Kapiti-Ebenen – Das Masai-Reservat – Die Löwen-Verordnung – Mähnenloser Löwe der Küste – Der Laikipia-Region – Des Eusso Nyiro – Der Serengeti-Ebenen – Der Nyika- und Taru-Wüsten – Der Somali-Löwe – Kühnheit – Südliches Wildreservat – Gründe für die dortigen Bestände – In besiedelten Gebieten – Jährlich steigende Zahl erlegter Tiere – Gewicht von Löwen.

KAPITEL II. – LÖWE: GEWOHNHEITEN

Höhlenaufenthalte – Fortpflanzungsverstecke – Wahrscheinlich polygam – Einzelgängerische Männchen – Tragzeit – Anzahl der Jungen pro Wurf – Mut der säugenden Löwin – Löwin greift an, wenn das Männchen geschossen wird – Mehr Jagderfolge durch die Mutter – Junge bleiben lange bei der Mutter – „Rudel“ – Jungen leicht von Hand aufzuziehen – Wie man den Löwenbestand erhöht – Jungen für den Maharadscha von Gwalior – Autokratisches Jungtier – Jungtier und Lurcher-Hündin – Streiche der Jungen – Der Ruf des Bischofs – Schelmische Neigungen – Verhalten gegenüber Hunden – Gutmütigkeit – Einsatz des Körpergewichts beim Schlagen der Beute – Unterlegen gegen Büffel, Zebra, Giraffe oder Elenantilope – Kämpfe mit Giraffen – Fischfressende Löwen der Rudolfsee-Region – Löwen und Krokodile –

Viehraub – Geringe Gefahr bei reichlich vorhandenem Wild – Salzlecken – Eingeborenenberichte sind untersuchenswert – Masai und Malaria – Der „Chimiset“.

KAPITEL III. – LÖWE: GEWOHNHEITEN (Fortsetzung)

Das Vergraben der Eingeweide ist keine Gewohnheit des ostafrikanischen Löwen – Bekannte Fälle – Schleppen der Beute in Deckung – „Rudel“ enthalten selten ausgewachsene Männchen – Wanderungen der Rudel – Ansammlungen für jahreszeitliche Reisen – Reviere in der Regen- und Trockenzeit – Jagd in Gruppen – Beispiel für gemeinsame Anstrengung bei einer Zebraherde – Brüllen – „Singen“ im Chor – Wilder Löwe selten in Bestform gesehen – Grimmiger Anblick der Löwin – Strategischer Rückzug von Löwinnen mit Jungen – Fernansicht einer Familiengruppe – Gangart – Beinarbeit beim Angriff – Methode des Ergreifens eines Menschen – Ausnahmefälle – Talent zum Verstecken – Liegen sehr dicht am Boden – Verwechslung mit Nashorn und umgekehrt – Lagerfeuerlatein – Tatsächlich mit einem Esel verwechselt – Gute Schwimmer.

KAPITEL IV. – LÖWENJAGD

Kenntnis der Gewohnheiten unerlässlich – Hilfe durch Geier – Durch das Verhalten des Wildes – Durch andere Vögel als Geier – Vorsichtige Annäherung notwendig – Zeichen lesen – Spurensuche – Geführt durch den Honiganzeiger – Jahreszeit und aktuelles Wetter zu berücksichtigen – Gewehre – Kugeln – Wohin man zielen muss – Der angreifende Löwe – Gefahr bei der Annäherung an einen scheinbar toten Löwen.

KAPITEL V. – LÖWENJAGD ZU PFERD („GALLOPING“ LION)

Der schönste Sport der Welt – Das Pferd – Sattelzeug – Gebiss – Gewehrträger, beritten und unberitten – Vorläufige Erkundung des Geländes – Der Löwe muss zum Galoppieren gezwungen werden – Vorsicht geboten – Leicht zu stoppen, wenn müde – Vorgehen bei der Schussabgabe – Weglocken aus der Deckung – Gefahr des ersten Sturmruns – Aus dichter Deckung locken – Stets bereit sein, sofort loszusprinten – Jagd mit dem verstorbenen Lord Waterford und Mr. Ward – Dreizehn vor uns – Begegnung mit einer wütenden Löwin – Gelehriges und mutiges Pony rettet die Situation – Außergewöhnliche Geschwindigkeit des ersten Angriffs – Eine gemischte Strecke am ersten Weihnachtstag – Ein perfektes Löwen-Pony – Versuch, mit dem Revolver zu töten – Einsatzmöglichkeiten des Revolvers – Eine kurze, scharfe Verfolgungsjagd und Erlegung – Gefahren des Folgens in die Deckung – Tod von Lucas – Ein knappes Entkommen – Der gejagte Löwe ist gefährlich.

KAPITEL VI. – LÖWENJAGD

Löwen lernen aus Erfahrung – Löwen, die das Treiben verstehen – Geheimnis erfolgreichen Treibens – Ansitz am Köder – Starke Boma unerlässlich – Folge der Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßnahme – Kühnheit bei Nacht – Große Strecken beim Ansitz, aber wenig sportlich – Auslegen von Beute – Verwendung von totem Zebra – Von Nashorn – Löwen eigene Beute – Jagd mit Meute zulässig – Verluste der Farmer – Mr. Paul Rainey's amerikanische Hunde – Die Hauptmeute gemischt – Gestellter Löwe – Der interessanteste Teil der Jagd – Tod von Mr. Fitz Schindler – Mr. Rainey tötet sechszwanzig in zwei Wochen – Anzahl im Kapiti- und Machakos-Distrikt – Jagd mit Hunden durch vielbeschäftigte Viehzüchter praktiziert – Dreizehn in ebenso vielen Tagen – Ein knappes Entkommen – Methode zur Ortung des Aufenthaltsorts bei Nacht.

KAPITEL VII. – LÖWE: VERSCHIEDENE ABENTEUER

Gefahr von zu viel Glück mit den ersten Löwen – Meine ersten Löwen – Eine unbesonnene Verfolgung – Entdeckung, dass ich zwei getötet habe – Ein Hinweis bezüglich der Felle – Abenteuer mit dreien – Ausräuchern aus einem Schilfbett – Askari umgerannt – Mitten in acht hineingeraten – Ladehemmung – Heikle Situation – Eine leichte Chance – Viehdiebe gemeldet – Drei mit vier Schüssen – Die verschwindende Löwin – Ein berüchtigter Viehkiller – Unerwartete Erscheinung – Er sieht kampfbereit aus – Ein kühner Angriff – Freude der Masai über seinen Tod – Verfolgung einer Löwin mit Jungen – Ein altes Männchen erwartet mich – Ein gesättigter Löwe – Ein weiteres Männchen getötet – Verfolgung eines verwundeten Löwen über schwieriges Gelände – Sein erster Angriff – Er kommt mit dem zweiten durch – Mut der Masai-Jungen – Ein Abschuss aus 3 Zoll Entfernung – Yondi schwer zugerichtet – Eine Masai-Delikatesse für den Verwundeten.

KAPITEL VIII. – LEOPARD

Berg-, Swahili- und Somali-Leopard – Weite und universelle Verbreitung – Vergleichsweise wenige durch Sportjäger erlegt – Gewohnheit, tagsüber auf einem Baumast zu liegen – Aktivität als Kletterer – In den N'gong-Hügeln und im Kidong-Tal – Shimoni-Wald, ein idealer Aufenthaltsort – Ein Versuch, ihn zu schießen, scheitert – Foxterrier getötet – Begegnungen unbewaffnet – Verschiedene Beutetiere – Halbgefressene Beute in Bäumen deponiert – Interessante Variation dieser Gewohnheit – Affen hassen Leoparden – Paviane und Leopard – Husarenaffen und Leopard – Ungewöhnliche furchtlose Zurschaustellung – Kühnheit bei Nacht – Kühnheit in Gebieten, die nur von Eingeborenen bewohnt werden – Ergreifen Schafe am Tag – Vergeltungsmaßnahmen der Wakamba – Hunde von der Veranda weggeschleppt – Vorsichtsmaßnahmen der Eingeborenen mit Herden bei Nacht – Menschenfresser – Kochende Suppe als Waffe – Der Menschenfresser am Chania-Fluss – Eine leichte Erlegung im Kidong-Tal – Schwierigkeiten des Treibens – Leicht zu fangen – Die „Kastenfalle“ – Das Tellereisen – Methode der Eingeborenen – Verletzungen weniger gefährlich als die durch Löwen – Unprovozierter Angriff auf weißen Mann – Haustiere – Seltsames Abenteuer von Mr. X. – Heilsame Wirkung von Prügel – Zähigkeit der Haut – Schwarze Leoparden und Servale.

KAPITEL IX. – GEPARD, SERVAL, KARAKAL

Rassen – Lebensraum – Tagaktivität – Fortpflanzungsgewohnheiten – Beute – Hetzen die Beute durch reine Schnelligkeit nieder – Methode des Niederbringens der Beute – Keine Ausdauer – Verhalten des gejagten Geparden – Jagd mit Hunden – Greifen niemals Menschen an – Ein Ausnahmefall – Junge als Haustiere – Ähnlichkeit der Jungen mit Löwenbabys – Nachfrage nach ausgewachsenen Tieren für Indien – Ein schwer zugerichteter Gepard – SERVAL – Mit Hunden gejagt – KARAKAL – Seltenheit – Lebensraum – Gilt als sehr wild.

KAPITEL X. – HYÄNENHUNDE

Verbreitung – Rassen – Farbe – Lokale Tendenz – Fortpflanzungsgewohnheiten – Treck der Buren durch das Südliche Reservat – Gemeinsame Kinderstube – Staupe – Natürliche Feinde: Mensch und Treiberameisen – Schlimmste Feinde des Wildes – Angst der Antilopen vor ihnen – Erfahrungen in Portugiesisch-Afrika – Warzenschwein – Jagdmethode nach Art der Hunde – Stimmen – Eine beobachtete Jagd – Enormer Appetit – Scheinen zum Vergnügen zu jagen – Meine größte Strecke von ihnen – Verwundete werden von Gefährten zerfleischt – Verfolgung zu Pferd – Eingeborene fürchten sie – Kühnheit in Gegenwart des Menschen – Angriffe auf Menschen – Wissbegieriges Wesen – Ein Rudel, das sich von Gewehrfeuer nicht beirren lässt – Trainierte und zahme Exemplare.

KAPITEL XI. – HYÄNEN

Die zwei Arten – Verbreitung und Lebensraum – Unterschiede in Charakter und Gewohnheit – Stimme der Gefleckten Hyäne – Das Lachen, ein Schrei der Wut – Umstände, unter denen das Lachen gehört wird – Ein furchtloser Dieb bei Nacht – Eindringen ins Zelt – Eine enttäuschte Hyäne – Vergiften eines Diebes – Fortpflanzungsgewohnheiten – Geruch der Erde – Ausgraben eines Wurfs – Bewegen sich unterirdisch auf den Knien – Junge – Greifen verwundete und sehr junge Tiere an – Ahmen das Brüllen des Löwen nach – Kamelraub in Somaliland – Fänge nahe Nairobi – Größe des Männchens – Gefangene Hyänen zeigen Kampfgeist – Außergewöhnliche Kieferkraft – Leicht zu fangen – Staupe, 1906–07 – Von Farmern kurzgehalten – Zerstörer von Straußeneiern – Entsorgung der Toten durch Masai und Wakikuyu – Einwand der Wakikuyu gegen Berührung – Ein Streik der Gärtner – Kühnheit der Hyänen durch Methoden der Eingeborenen während einer Hungersnot stimuliert – Eine Tragödie in Knochen – Schrecklicher Biss – Greifen oft das Gesicht an – Anzahl am Stony Athi gesehen – Hunde nehmen den Kampf auf – Nutzen – Löwen und Hyänen – Der Erdwolf.

KAPITEL XII. – ELEFANT

Varietäten bestimmt durch die Ohren – In großen Höhen gefunden – Pfad auf Höhe der Schneegrenze am Mount Kenya – Herden selten im Offenen gesehen – Übliche Aufenthaltsorte während der Trocken- und Regenzeit – Elefantenpfade – Schönste Pfade am Mount Kenya – Einzelgänger („Rogues“) in Afrika – Große Bullen – Sind solche Bullen oder Herdenbullen die Väter? – Der große Bulle des Mau – Rückzug der Kuh zum Gebären – Oft von zwei Kälbern begleitet – Neugierde entwöhnter Kälber – Verhalten des Säuglings bei Alarm – Ernährungsgewohnheiten der Herde – Verlorene Kälber – Laute Fresser bei Nacht – Gemeinsames Umstürzen von Bäumen – Vorliebe für Wildpflaumen – Rinde als Medizin gefressen – Spur einer fressenden Herde leicht zu verfolgen – Abenteuer im Lorian-Distrikt – Jagd auf einen Bullen – Mistholz-Staub als Zunder – Elefanten als Wassersucher (Graben) – Zeugnis einer Enttäuschung – Alte Bullen weniger abhängig von Wasser als Kühe und Kälber – Die Sansevieria als Wasserersatz – Pfade zum Wasser – „Scheuerbäume“ – Scheuergewohnheit nicht nur beim Elefanten – Beobachtungen am Salt River – Bewegungen junger Kälber – Älterer Kälber – Methoden der Mutter – Freiheit von Krankheiten – Zunahme unter Schutz – Immunität erzeugt Kühnheit – Geächtete Tiere – Zahmheit auf dem Uasingishu – Gefährliche Herden – Jagd auf einen Erntezerstörer – Warum sich Domestizierung in Afrika nicht lohnen würde.

KAPITEL XIII. – ELEFANT (Fortsetzung)

Kürzliches Erscheinen nahe Nairobi – Bulle von Graf de Bylandt getötet – Verlassen besiedelter Gebiete – In den Laikipia-Wäldern – Reichweite jahreszeitlicher Wanderungen – Verhalten bei Begegnung mit Stacheldraht – Am Tsavo-Fluss – Jahreszeitliche Wanderung und Berichte der Eingeborenen – Eingeborene Jäger am Juba-Fluss – Methode des Handels mit Stoßzähnen und Nashornhörnern – Aufenthaltsorte der Elefanten: südlich von Kismayu; nördlich von Birkau; Lamu-Distrikte; Aberdare-Berge – Verlassen der Wälder während der Regenzeit – Die Elgon-Herden – Die Kenya-Herden – Jagd im Tsavo-Distrikt – Vorsichtsmaßnahmen beim Spüren eines Bullen – Panik in dichtem Busch – Kuh leicht zu töten – Eine Nervenprobe – Ein nächtlicher Besucher – Schwierigkeit der Bestandsschätzung – Zerstörung durch Fallgruben der Wandorobo – Große Elfenbeinträger werden wiedergesehen werden – Elfenbein – Ein schönes Paar Stoßzähne – Jagd auf Elfenbeinschmuggler.

KAPITEL XIV. – NASHORN

Gemeines Schwarzes Nashorn allgemein verbreitet und zahlreich – Holmwoods – Konstanz der Hornmerkmale bei der Holmwood- oder Waldrasse – Steppennashörner durch Besiedlung nun in Wälder getrieben – Variation der Hörner in verschiedenen Distrikten – Kuriose Hörner – Hörner von holmwoodi – Zieht sich bei Besiedlung schnell zurück – Nimmt nächtliche Lebensweise an, wenn viel gestört – Ursache des schlechten Rufs – Fortpflanzungsgewohnheiten – Bevorzugter Aufenthaltsort – Der Nashornvogel – Hauptnahrung – Vorliebe für welkende Euphorbien – Einführung von Melonen – Regelmäßigkeit der Gewohnheiten – Tages- und Nachtroutine – Nashorn bei Nacht – Nashorn des Südens scheint jede Nacht zu trinken – Größere Wildheit der nördlichen Rasse – Unterschiede in den Gewohnheiten des nördlichen Nashorns – Aloen als Feuchtigkeitsquelle gefressen – Studien an einem Wasserloch – Stimme – Eine nächtliche Erfahrung am Olgerei-Fluss – Nashornpfade – Begegnung mit einer Kuh – Nashornpfade beim Campen zu meiden – Abenteuer mit einem nächtlichen Besucher – Beweise für den Weg der Kuh durch das Lager – Nashorn auf Wanderschaft – Jahreszeitliche Bewegungen im Norden leicht erklärt – Graben nach Wasser.

KAPITEL XV. – NASHORN (Fortsetzung)

Unterschiedliche Meinungen zum Charakter – Eine sachliche Meinung – Harmlos – Böseartig – Eindringend – Schlechtes Sehvermögen und neugieriges Wesen erklären sein Verhalten – Safari in die Flucht geschlagen – Angriff in der Regel leicht zu stoppen – Ein unprovoked Angriff – Waldnashörner übelläufig – Der Kenya-Einzeltier – Mein erstes Nashorn, ein Geächteter – Ein Wettlauf gegen ein Nashorn – Masai-Methode der Fortbewegung – Im Süden allgemein harmlos – Mein Maultier geht durch – Töten in Notwehr im Norden – Größte Gefahr – Töten mit einer Revolverkugel – Wohin man schießen muss – Eine Erlegung in den Aberdares – Methoden der Wandorobo beim Töten – Masai-Methoden – Wakamba-Methoden – Packtiere in Panik versetzt.

KAPITEL XVI. – FLUSSPFERD

Ein uninteressantes Tier – Ursprünglich wahrscheinlich tagaktiv – Tagaktiv dort, wo ungestört – Fortpflanzungsgewohnheiten wenig bekannt – Mutter mutig in der Verteidigung – Laute Kreaturen, wo ungestört – Nutzung von Wasserpflanzen zum Verbergen der Nüstern – Reisen auf der Suche nach Veränderung – Jahreszeitliche Wanderungen – Große Versammlung im Lorian-Sumpf – Eine „Schlammbank“ – Pirsch mit der Kamera – Furchtlosigkeit – Darby und Joan in Ruhe – Rücksichtslose Älteste – Ein Kampf – Früher geschützte Art – Massiver Schaden an Kulturen – Methode der Eingeborenen zum Fernhalten von den Feldern – Töten eines Eindringlings – Eingeborene schwelgen in Fleisch – Gewohnheit, Kanus zum Kentern zu bringen – Flusspferde in großen Gewässern böseartiger als andere – Schutz am Naivasha-See aufgehoben – Töten eines gefährlichen Flusspferds – Böseartiges Flusspferd im Viktoriasee – Das schwer verwundete Flusspferd kommt immer an Land – Seltsames Verhalten eines Flusspferds bei Kisumu – Es erweist sich als blind – Flusspferde in Uganda grimmiger als die in Kenya Colony – Zahlreich am Tana – Jagd – Wenig sportlich – Jagd durch Eingeborene am Sambesi – Peitschen aus Haut.

KAPITEL XVII. – BÜFFEL

Allgemeine Verbreitung – Große Variation der Hörner in verschiedenen Distrikten – Kürzliche Zunahme unter Schutz – Büffel und Tsetsefliege – Lebensraum des Tana-Büffels – Wild während der Trockenzeit – Zahlreich am Tsavo-Fluss – Zunahme der Kamiti-Sumpf-Herde – Beweglichkeit in Sümpfen – Kuhreiher – Meiste Abschüsse durch

Sportjäger nahe Fort Hall, am Tana – Unterscheidung von Bullen und Kühen – Zahlreich im Norden – Ein Einzelgänger – Allgemein harmlos – Ein harter Marsch – Methode der Spurensuche in trockenem Land – Natronsee ein großer Aufenthaltsort – Der amerikanische Sportjäger und sein Büffel.

KAPITEL XVIII. – BÜFFEL (Fortsetzung)

Waldherden – Tagesablauf – Verstecke einsamer Bullen – Kämpfe – Krankheit – Jahreszeitliche Bewegungen in Wäldern und an der Küste – Alte Bullen gefährlich – Ein sehr tauber Bulle – Nachfrage nach Häuten – Büffeljagd – Seltenheit von Unfällen bei Sportjägern – Ein knappes Entkommen – Vom Büffel zum Nashorn – Durch einen Schuss abgedreht – Ansitz am Wasserloch – Das Abenteuer eines eingeborenen Jägers.

KAPITEL XIX. – GIRAFFE

Varietäten und Zeichnungen – Die häufigste Art – Unfälle auf der Eisenbahn – Giraffen und Telegrafleitungen – Ein Grasfresser! – Familienleben bei Sultan Hamud – „Kindermädchen“ – Die Leck-Gewohnheit – Rückzug einer Kuh aus der Herde zum Gebären – Fortpflanzungszeit im Südlichen Reservat – Zwillinge – Die Hörner – Gleichzeitige Bewegung einer verstreuten Herde – Die Stimme – Trinkgewohnheiten im Norden und Süden – Aktion im Galopp – Verräterischer Boden des Habitats – Ein Galopp auf dem Uasingishu – Täuschende Größe – „Schutzwert“ der Färbung gleich null – „Stinkbullen“ – Wachsamkeit – Stellenweise zahm – Kälte am Mount Elgon – Giraffen in großen Höhen – Wohltätige Jagdgesetze – Methoden der Eingeborenen beim Töten – Haut bei Eingeborenen geschätzt – Eine im Sumpf steckengebliebene Kuh – Beobachtung aus nächster Nähe – Art des Trinkens – Madenhacker – Zahme Wasserböcke – Krankheit und daraus folgende Blindheit.

KAPITEL XX. – SCHWEINE

WARZENSCHWEIN – Äußeres Erscheinungsbild – Die Familie – Fortpflanzungsgewohnheiten – Unvorsichtigkeit der säugenden Sau – Methode im Umgang mit Hunden – Keilerjagd – Unerschrockener Mut von Keiler und Sau – Jagd mit bunter Hundemeute – „Jack“, der Bullterrier – Der Keiler gestellt – In den Bau fahren – Schweinefleisch.

WALDSCHWEIN ODER RIESENSCHWEIN – Entdeckung des großen Schweins – Beschreibung des Schädels – Aufenthaltsorte – Fortpflanzungsgewohnheiten – Junges Riesenschwein – Tagesablauf und Nahrung – Die „Scheuergewohnheit“.

WEISSGESTREIFTES BUSCHSCHWEIN – Ein Waldbewohner – Beschreibung – Nächtliche Gewohnheiten – Wühlen.

KAPITEL XXI. – DAS ZEBRA: EIN PROBLEM

Die zwei Arten – Verbreitung jeder Art – Varietäten des Grant-Zebras – Enorme Anzahl – Grevy-Zebra das schönere Tier – Die Sicherheit des Zebras – Der schlimmste Feind des Siedlers – Zebra und Drahtzäune – Schlimmster Überträger von Zecken in Afrika – Hoffnung auf Nutzung zerschlagen – Scheitern früherer Kolonisten beim Zähmungsversuch – Moderne Bemühungen durch Baron Bronsart und andere – Mr. Morrows Arbeitszebra – Geringfügiger Anteil der genutzten Fänge – Zebras fangen – Die Farm bei M'buguni – Treiben in einen Kraal – „Weichheit“ – Art der Zähmung – Sterben, wenn sie gefügig gemacht werden – Grant-Zebra der Zähmung nicht wert – Zebroide – Fleisch für Löwen – Löwen und Zebras – Sterblichkeit durch Lungenwürmer – Bessere Aussicht auf Nutzung des Grevy-Zebras – Ein Albino-Grevy – Schwierigkeiten mit der

Haut – Eingeborene weigern sich, weißes Zebra zu essen – Trauer eines Eingeborenen bei seinem Tod.

KAPITEL XXII. – GROSSER KUDU – KLEINER KUDU – BONGO – ELENANTILOPE

GROSSER KUDU: Fast die seltenste ostafrikanische Antilope – Durch Rinderpest dezimiert – Verbreitungsgebiet – Rastlose Gewohnheiten – Ein großartiger Anblick des Großen Kudus – Ein Beispiel für Schutzfärbung. KLEINER KUDU: Erfordert harte Arbeit – Weit verbreitet – Sicher in seinen gewählten Revieren – Ein Anblick im Jubaland – Zahlreich im Baduma-Distrikt – Muss im Busch gejagt werden – Ein lokaler Jäger – Tage ohne Beute – Auf der Spur eines Bullen – Schwieriges Vorankommen – Ermutigung – Die Beute endlich, nach zwölf Stunden. BONGO: Aufenthaltsorte – Tagesablauf – Nahrung – Liebe zum Sumpfen – Hornpolieren – Ein seltsamer Geschmack – Abneigung gegen Sprünge – Der einzige Weg – Muss beim Fressen gefunden werden – Bewegte Ohren verraten ihn. ELENANTILOPE: Weit verbreitet – Vielfältige Wahl der Reviere – Opfer der Rinderpest – Vorübergehend absolut geschützt – Aktuelle Lizenzen erlauben zwei Stück – Darf von Landbesitzern lebend gefangen werden – Fortpflanzungsgewohnheiten – Kälber – Stete Zunahme in den letzten Jahren – Große Trupps – Warum sie trotz Dürre in guter Verfassung bleiben – Eigentümlicher Geruch frisch erlegter Elenantilopen – Wachsamkeit, wo viel gestört – Äsen gegen den Wind – Pirsch – Dem Haustier zu ähnlich zum Schießen – Leicht im Galopp einzuholen – Der Trott ist sein Tempo – Kühe für Geschirrarbeit – Bewiesene Eignung als Zugtier – Pflanzte sich in Gefangenschaft frei fort – Aussichten auf weitere Domestizierung – Sanftmut – Geschickte Springer – Wertvoll für Fett und Haut – Fleisch ähnelt Rindfleisch – Fett für Kerzen in alten Tagen – Amateurkerzen ein Fehlschlag – Behandlung der Kopfhaut.

KAPITEL XXIII. – SPURENSUCHE – PIRSCH – WANDERUNG – VERNACHLÄSSIGTE WILDBEBIETE – TRINKZEITEN – „POSHO“

SPURENSUCHE: Scharfe Beobachtungsgabe unerlässlich – Nicht alle Schwarzen sind Experten – Das Abc der Spurensuche – Allgemeine Prinzipien – Fußabdrücke – Ein Trick der Wakamba – Vermutungen – Lichteffekte – Interesse am Ausarbeiten einer Fährte – Die Flusspferdspur – Der Elefantenpfad in weichem Boden – Ein idealer Ort zum Studium – Schrittlänge von Kudu und Bright-Gazelle.

PIRSCH: Wind – Deckung – Wild durch Anblick des Menschen ungestört – Topi am Amala-Fluss – Gleichgültigkeit gegenüber Radfahrern – Verhalten eines tödlich verwundeten Tieres – Betäubt der Schock?

WANDERUNG: Große Trecks der kleineren Antilopen – Wie sie ziehen – Zebratreck im Rift Valley – Riesige Herden nachts wachsam – Kühnheit am Tag – Jahreszeitliche Bewegungen in den Athi-Ebenen – Wandernde Thomson-Gazellen furchtlos – Alte Wildgebiete nun vernachlässigt – Rückkehr des Wildes in verlassene Reviere bei Ruhe – Repräsentative Strecken – Gegenüber Quantität – Ein Grund für geringe Vielfalt – Die Last der Gewohnheit.

TRINKZEITEN VON TIER UND VOGEL: Tiere trinken am Tag in abgelegenen Distrikten – Notizen zu Trinkzeiten an den Olgerei- und Salt-Flüssen – Wichtigkeit des Studiums der Trinkgewohnheiten von Vögeln – Tauben als zuverlässige Führer zum Wasser – Sandflughühner – Perlhühner sehr unzuverlässig – Andere Vögel als Wasserführer.

„POSHO“: Vom „Posho“ (Proviant) hängt das Schicksal einer Safari ab – Verschiedene Nahrungsmittel – Träger und Tragkraft – Was mit „kein Posho mehr“ gemeint ist.

KAPITEL XXIV. – EINGEBORENE UND WILD – VÖGEL UND WILD – EISENBAHN UND WILD – ZÄUNE UND WILD

EINGEBORENE UND WILD: Eingeborene versuchen mit geringstem Aufwand zu töten – Ausnahmen – Die Hamram-Araber-Elefantenjäger – Masai-Löwentöter – Masai-Moran und Löwen – Vitalität der Eingeborenen – Elefantenfang der Wandorobo – Elefantengruben überall – Der Fallspeer – Vergiftete Pfeile – Der Wurfspieß – Ausrottung der Elefanten durch Einführung von Feuerwaffen droht – Wandorobo-Klippschlieferjäger und Hunde – Fang von Sansibar-Antilopen mit Schlingen – Grund für den Lebendfang.

VÖGEL UND WILD: Mogari und die Geier; und die Löwen – Madenhacker – Ihre Nester – Ihr Vorgehen am Wild – Auswirkungen des Pickens an einer Schramme – Der Kuhreiher – Begleiter von Elefant und Büffel – Bachstelzen und Vieh – Dieser Kibitz! – Die Weihen hilfreich bei der Löwenjagd – Andere Raubvögel – Der Honiganzeiger – Verwandt mit Kuckucken – Ein erwarteter Gast im Camp – Sachliche Annahme der Einladung durch die Jungen – Wie der Vogel führt – Die Schwäche des Honiganzeigers – Häufigkeit der Führung zu Honig – Die südafrikanische Legende – Einmal zu einem verwundeten Löwen geführt – Noch immer einer Erklärung harrend.

EISENBAHN UND WILD: Wild am besten aus dem Eisenbahnwaggon zu sehen – Tiere nun an vorbeifahrende Züge gewöhnt – Giraffen halten respektvollen Abstand – Löwen nutzen Gleisbett und Wassertanks – Eisenbahnwassertanks als gute Hochsitze – Eine Erfahrung – Löwen überfahren – Unbesonnenheit der Nashörner – Elefanten zerstreuen den Schotter – Die meisten Wildtiere scheuen das Überqueren von Metall – Telegrafmasten und Leitungen ein Segen für Vögel – Nester in Einschnitten und Bahnhofsdächern.

ZÄUNE UND WILD: Quarantänezaun um Nairobi anfangs eine tödliche Falle – Neue Zäune gefährlich für Wild – Versuchung, Draht zu „stürmen“ – Beherrschung der Kunst des Springens.

KAPITEL XXV. – WILD FOTOGRAFIEREN

Pirsch mit der Kamera schwieriger als mit dem Gewehr – Der Charme eines Verstecks – Attraktionen, selbst ohne Wild – Eidechsen und Vögel – Fliegenschnäpper; Ibis und Fischer-Vögel – Unbeweglichkeit unerlässlich – Wirkung des Auges auf ein Tier – Ein Versteck beschrieben – Vorsichtsmaßnahmen – Wasserbock – Verdacht – Impala – Oryx – Gewarnt durch Wasserbock und Zebra? – Giraffe – Immer von anderen Tieren begleitet – Möglicher Grund – Ein langsamer Trinker – Schwierigkeit, unruhige kleine Tiere aufzunehmen – Angst vor rotem Tuch – Tiere, die sich am Tag dem Wasser nähern – Zebras am furchtlosesten, besonders in großen Trupps – Kuhantilope, Elenantilope und Zebra am Olgerei – Ein Kampf – Ein Kriechen für Aufnahmen – Ein melancholisch brüllender Löwe – Noch einer – Fehlen junger Coke-Antilopen im Trinktrupp – Pirsch auf ein Nashorn – Andere stören – Ein Schnappschuss aus 15 Yards – Rückzug so aufregend wie die Pirsch – Mein erstes Nashornfoto – Anweisungen an die Jungen – Die Safari verstreut – Eine Pirsch zu Pferd – Erfolg – Eine aufdringliche Nashornkuh – Der Straußen-Trick ein Fehlschlag – Teleskop-Schießsitz als Ersatz für Kamerastativ – Ein Glücksschnappschuss von einer Giraffe.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

DER AUTOR (Frontispiz)

JUNGE LÖWENBABYS (Gegenüber Seite 12)

„LADY“ UND PFLEGEKIND (16)

JUNGTIER, VIER MONATE ALT (22)

JUNGTIERE, NEUN MONATE ALT (30)

EIN SCHNAPPSCHUSS IN DEN ITHANGA-HÜGELN (40)

FOTOGRAFIE IN DEN ITHANGA-HÜGELN (50)

LÖWE AM N'GONG-WASSERLOCH, SÜDLICHES RESERVAT (76)

LEOPARD: ITHANGA-HÜGELN (110)

GEPARD. EINE CHARAKTERISTISCHE POSE (130)

STREIFENHYÄNE (156)

ELEFANTEN AM WASSERLOCH, LAKE PARADISE, NÖRDLICHE GRENZE (168)

ELEFANTENKUH KURZ VOR DER NIEDERKUNFT (178)

NASHORN MIT DEFORMIERTEN HÖRNERN, ERLEGT VON MR. AUGUSTINE HEALY (204)

EIN WALDNASRHORN (222)

FLUSSPFERD IM LORIAN-SUMPF („Sie kamen, um zu sehen, was ich tat“) (238)

DARBY UND JOAN (240)

GRASENDE BÜFFEL (252)

BÜFFEL (264)

GIRAFFENTRUPP (270)

TRINKENDE GIRAFFE (282)

WARZENSCHWEIN (288)

BUSCHSCHWEIN (292)

ZEBRA UND ELENANTILOPE AM WASSERLOCH (298)

WEISSES ZEBRA (304)

ELENANTILOPE (316)

IM SAND DES OLGEREI-FLUSSES: GNU GRÄBT NACH WASSER (326)

BORAN-KARAWANE AM NÖRDLICHEN EUSSO NYIRO (334)

EIN WASSERLOCH IN DEN CHOBE-HÜGELN (340)

AN DER NÖRDLICHEN GRENZE (348)

BESUCHER INSPEZIEREN DAS LAGER (356)

EIN SCHNAPPSCHUSS AUS FÜNFZEHN YARDS (364)

KARTE DER WILDRESERVATE (Am Ende des Buches)

Aufzeichnungen eines Wildhüters (A GAME RANGER'S NOTE BOOK)

KAPITEL I

DER LÖWE

Verbreitung – Merkmale – Größe – Gewicht – Rassen – Aufenthaltsorte – offenes Land – Scheinbare Änderung der Gewohnheiten – Fleckung bei Jungen und Alten – Im Mau-Gebiet und Uasingishu – Athi-Ebenen, der Löwenbezirk – Die Kapiti-Ebenen – Das Masai-Reservat – Die Löwen-Verordnung – Mähnenloser Löwe der Küste – Der Laikipia-Region – Des Eusso Nyiro – Der Serengeti-Ebenen – Der Nyika- und Taru-Wüsten – Der Somali-Löwe – Kühnheit – Südliches Wildreservat – Gründe für die dortigen Bestände – In besiedelten Gebieten – Jährlich steigende Zahl erlegter Tiere – Gewicht von Löwen.

Zwei Rassen von *Felis leo* werden von der Wissenschaft anerkannt, namentlich *masaica* und *somalica*; doch jeder Typus von Löwen ist in der Kenya Colony zu finden, von der prächtigen schwarzmähnigen Bestie der Mau- und Uasingishu-Plateaus bis zum kleinen Somali-Löwen der nördlichen Distrikte; der Löwe der Küste unterscheidet sich von beiden, groß gewachsen, aber ohne Mähne.

Löwen findet man fast überall, außer in den dichtesten Wäldern und bestimmten Gebieten nahe dem Viktoriasee; anders als der Tiger, der in erster Linie ein Bewohner des Dschungels ist, ist der Löwe in hohem Maße ein Tier des offenen Landes und sucht Schutz im Wald und dichten Unterholz nur dann, wenn er durch Verfolgung dazu gezwungen wird. Es gibt jedoch Anzeichen im Verschwinden der schweren Mähnen, welche die Tiere der offenen Ebenen auszeichnen, dass die Löwen Buschland in einem viel größeren Maße aufsuchen als früher; die Löwen des offenen Landes, welche die schönsten Mähnen tragen, sind naturgemäß eher der Vernichtung durch den trophäensuchenden Sportjäger ausgesetzt als jene, die sich an Waldrändern oder im Busch aufhalten; es mag aber auch sein, dass die Tiere unter Druck ihre Lebensweise ändern und zu Waldbewohnern werden.

Das Maß an Fleckung, das beim Erwachsenen erhalten bleibt, unterscheidet den Löwen Ostafrikas von anderen Formen. Junge sind, wie jeder weiß, sehr deutlich gefleckt – die Fotografie von zwei meiner Haustiere zeigt, wie offensichtlich die Zeichnungen beim sehr jungen Tier sind, obwohl diese in manchem Licht deutlicher hervortreten als in anderem. Einzelne Tiere tragen die Flecken jahrelang, während andere sie früh im Leben verlieren. Im Jahr 1903 schoss ich eine Löwin, die sehr deutlich gefleckt war, und die Jungen, die ich einfing, hatten ihre Besonderheit geerbt, denn sie waren deutlicher gezeichnet als alle, die ich bisher gesehen habe. Löwen variieren auch leicht in der Körperfarbe, wobei einige dunkler sind als andere.

Bei weitem die prächtigsten Exemplare finden sich auf den Mau- und Uasingishu-Plateaus; die Löwen dieser Region übertreffen jene der Athi-Ebenen an Größe erheblich, und die Mähnen sind unendlich besser als die der Löwen in jedem anderen Teil des Landes. Es kann kein Zweifel bestehen, dass das kalte Klima auf den Plateaus das Haarwachstum stimuliert, aber ich nehme nicht an, dass das Klima irgendeinen Einfluss auf die Farbe hat. Es gibt, so vermute ich, einen Stamm oder Schlag von schwarzmähnigen Löwen, denn es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass im Mau-Distrikt etwa 40 Prozent der Löwen schwarze oder dunkle Mähnen haben, während auf den Athi-Ebenen nicht mehr als 5 Prozent auch nur dunkel sind. Löwen mit guten

Mähnen sind auf den Athi-Ebenen recht zahlreich, aber man sieht selten eine Mähne, die man „schwarz“ nennen könnte; in der Mehrzahl der Fälle ist das Haar lohfarben, wobei ein Teil sehr dunkel – sogar schwarz – ist; aber die Wirkung ist ganz anders als bei der echten schwarzen Mähne. Einen Löwen, den ich am Athi erhielt, hatte eine Mähne, die heller als die Körperfarbe war; das ist völlig ungewöhnlich.

Die Athi-Ebenen sind der „Löwenbezirk“; in früheren Tagen wurden hier sehr viele geschossen, und trotz der Zahlen, die in den letzten Jahren getötet wurden, ist nicht anzunehmen, dass irgendein Mangel herrscht; im Gegenteil, Löwen sind zahlreich genug, um eine Menge Ärger zu bereiten; der Distrikt grenzt an das Wildreservat, wo reichlich Nahrung zu finden ist, und solange das Reservat nicht eingezäunt ist, was das Wild und damit das Jagdrevier der Löwen begrenzen würde, muss mit Ausflügen ins offene Land gerechnet werden. Löwen und Viehbestände können sich das Land nicht teilen, und die Zeit wird kommen, in der der Löwe in allen Gebieten außer dem Buschland selten sein wird. Während des Jahres 1918 konnte ich für einen Jagdfreund einen Löwen ganz in der Nähe von Nairobi finden; und ein älterer Sportjäger sah zehn innerhalb von neun Tagen nahe der Station Athi River. „Genährt“ aus dem Wildreservat, wird der Löwe des Athi seine Bestände wahrscheinlich halten.

Löwen sind auch im Kapiti-Distrikt dieser Ebenen zahlreich und richten viel Unheil unter dem Vieh an, ungeachtet der Tatsache, dass sie fast jeden Sonntag gejagt werden. Ich weiß nicht, wie viele im Jahr getötet werden, aber etwa acht oder zehn waren in den ersten zwei Monaten des Jahres 1914 zur Strecke gebracht worden, bevor ich zu einer Reise in die Heimat aufbrach.

Nach dem Athi kann unter den Löwenbezirken das offene Land entlang der alten anglo-germanischen Grenze vom Natronsee bis in die Nähe des Viktoriasees eingeordnet werden; dies umfasst die Loita-Ebenen und den Lemik-Distrikt und ist heute das Masai-Reservat, das für weiße Siedler geschlossen ist. So für die Nutzung der ursprünglichen Herren des Bodens beiseitegestellt, sollte dieses Land für viele Jahre ein Jagdrevier bleiben. Große Stückzahlen wurden dort in vergangenen Tagen getötet; ich habe von mehreren Strecken von je zwanzig Tieren erfahren, die von zwei Gewehren gemacht wurden; und da es Teil des Gebiets war, das durch die „Löwen-Verordnung“ geschützt wurde, welche die Anzahl der durch den Lizenzinhaber zu schießenden Löwen auf vier begrenzte, nahmen die Löwen zu. Sie wurden so zahlreich, dass die Verordnung zurückgezogen wurde; jede beliebige Anzahl von Löwen darf nun getötet werden.

Die Mähnen aus diesen Gegenden sind in der Regel nicht schwer, aber einige sehr gute wurden erlangt; ein großer Teil des Gebiets besteht aus heißem, trockenem Land, und die Tiere tragen weniger Haar als ihre Verwandten in höheren Lagen.

Der mähnenlose Löwe der Küste ist groß; außerdem ist er ausgesprochen gefährlich, was an dem Respekt liegen mag, mit dem die Menschen ihm begegnen; denn die Küsteneingeborenen sind schlechte Sportjäger und behelligen den Löwen selten, der weitgehend von ihren Herden lebt. Seit Zeitaltern daran gewöhnt, ungehindert Tribut von den Schafen und Rindern zu fordern, haben diese Löwen wenig Angst vor dem Menschen. Während der Trockenzeit leben sie im Binnenland am Rand des tropischen Küstengürtels; während des Regens suchen sie die Gründe näher am Meer auf, wo sie großen Schaden unter den Haustieren anrichten und viele Menschen töten. Anfang 1914, als ich Shimoni besuchte, keine fünf Meilen vom Meer entfernt, stieß ich auf der Straße auf drei Löwen: Da dies kein Wildbezirk ist, hatte ich kein Gewehr zur Hand, sonst hätte ich einen leichten Schuss haben können, so wenig Notiz nahmen sie von mir.

Wendet man sich wieder dem Binnenland zu, bietet die Laikipia-Region eine Art Rätsel. In den frühesten Tagen wurden dort einige sehr feine Löwen geschossen; dann schienen die Mähnen „nachzulassen“, wobei die Tiere nichts mehr von der Fülle des Haares zeigten, die sie früher ausgezeichnet hatte. In letzter Zeit haben sich die Mähnen wieder verbessert; ich habe gute Felle aus diesem Teil des Protektorats gesehen. Im Januar 1914 erlegte eine Gruppe von drei Gewehren während einer sehr kurzen Reise zehn Stück, darunter einen der besten der Saison. Dieselbe Gruppe erlegte übrigens ein sehr schönes Nashorn mit Hörnern von 32 Zoll, eine höchst ungewöhnliche Größe.

Nördlich des Laikipia-Distrikts, an den Ufern des Eusso Nyiro, sind Löwen sehr zahlreich, und trotz der Tatsache, dass diese Region sowohl heiß als auch trocken ist, tragen sie manchmal wunderbar gute Mähnen. Am nördlichen Eusso Nyiro („Schlammiger Fluss“), unterhalb der Chanler-Fälle, sind sie überaus reichlich vorhanden. Ich habe dort mehr Spuren gesehen als in jedem anderen Distrikt; die Tiere schienen auf Wanderschaft zu sein, denn wir fanden Spuren auf jedem Pfad entlang des Flusses, und alle wiesen flussaufwärts.

Auf den Serengati-Ebenen, offenen, aber trockenen Gebieten, finden wir eine ansehnliche Zahl von Löwen. Die mittelmäßigen Mähnen sind teils durch das heiße Klima und teils durch das Vorherrschen von Buschland zu erklären, welches die langen Haare ausreißt. Alles in allem ist es selten, dass der wilde Löwe eine solche Mähne trägt, wie man sie an ihm sehen kann, wenn er in Zoologischen Gärten lebt, wo das Haar unversehrt wächst.

In den noch trockeneren Teilen der Nyika- und Taru-Wüsten gibt es immer noch einige Löwen. Wild ist in diesen Regionen knapp, und ohne Zweifel erklärt dies, warum man hier öfter als anderswo Menschenfresser findet. Wasser ist ebenfalls knapp, und aus diesem Grund suchen die Löwen die Vorräte an den Stationen der Uganda-Bahn auf. Eine ganze Reihe von Eingeborenen wird jedes Jahr in der Nachbarschaft der Eisenbahn getötet.

Alles, was auf den vorangegangenen Seiten gesagt wurde, bezieht sich auf die Rasse, die als *masaica* bekannt ist. Ein oder zwei Worte müssen über *somalica* gesagt werden. Der Somali-Löwe zeichnet sich durch seine geringere Größe, große Ohren und hellere Farbe aus. Er trägt wenig in Form einer Mähne, eine Tatsache, die vielleicht durch die Art seiner Aufenthaltsorte zu erklären ist, Wüste inmitten von Dornbusch. Diese Rasse findet man nördlich des Eusso Nyiro und auch nördlich von Baringo. Sie sind die kühnsten Löwen, denen zu begegnen mir je das Glück zuteilwurde, und wenn ich niemals Pack- oder Reittiere verlor, so lag das nicht an mangelndem Bemühen oder Unternehmungsgeist ihrerseits. Häufig kamen sie nachts umher, um zu sehen, was sie erwischen könnten, und eine gute Boma sowie wachsame Wachen waren nötig, um sie auf Distanz zu halten.

Wenn ich das ganze Land innerhalb meiner Kenntnis betrachte, denke ich, dass es im Südlichen Wildreservat weit mehr Löwen gibt als in jedem anderen Distrikt; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass sie dort wimmeln, und der Grund für ihren Überfluss liegt auf der Hand – geschützt vor dem Gewehr des Sportjägers und mit einem unbegrenzten Vorrat an Wild leben sie in Frieden wie die Made im Speck. Ihre einzigen Feinde sind die Masai. Wenn ein Löwe zum Viehtöten übergeht, erheben sich diese Leute im Zorn und ziehen aus, um ihn zu jagen. Auch werden einige wenige von den jungen Moran getötet, um ihre Speere einzuweihen, aber die so getöteten Zahlen können keinen nennenswerten Unterschied machen.

In den besiedelten Gebieten liegt der Fall anders; wo Viehzucht und Straußenzucht in großem Umfang betrieben werden, wurden die Löwen stetig dezimiert. Die Tiere wurden

entweder getötet oder haben ihre Lektion gelernt und, sofern das Land keine Versteckmöglichkeiten bot, diese gefährlichen Gründe verlassen. Die Mau- und Uasingishu-Plateaus bieten hierfür ein Beispiel. Dies ist nun der bevölkerungsreichste Teil des Protektorats – eine traurige Sache aus der Sicht des Sportjägers; aber trotz der Besiedlung gibt es immer noch viele Löwen. Die zahlreichen kleinen Papyrusümpfe an den vielen Flüssen bieten sicheren Hafen, den sie voll ausnutzen, und es gibt keinen Grund, warum sie nicht im Distrikt verbleiben sollten, vorausgesetzt, sie sehen von Übergriffen auf das Vieh ab. Ich habe wenig Klagen über Fehltritte in Form von Viehraub gehört, und die Löwen, die getötet werden, werden auf sportliche Weise erlegt. Die Siedler neigen nicht zur Verwendung von Gift, schon allein deshalb, weil die Mehrheit Hunde hält und abgeneigt ist, das Leben ihrer Lieblinge zu riskieren. Während ich über die feinen dunklen Mähnen schrieb, welche die Löwen in diesen Gegenden tragen, hätte ich erwähnen können, dass einer der allerbesten, die je in irgendeinem Teil des Landes erlegt wurden, derjenige war, den Nandi-Speerwerfer 1913 zur Strecke brachten. Das Fell ist nun im Besitz eines Sportjägers, der bei der Jagd anwesend war. Aufgrund ihrer häufigen Jagden übertreffen die Nandi sogar die Masai als Löwentöter.

Die Zahl der im gesamten Protektorat von Siedlern und Sportjägern getöteten Tiere hat jedes Jahr stark zugenommen, und dennoch scheint die Löwenpopulation nicht abzunehmen. Eine Gruppe tötete 1918 über dreißig Stück, und zweistellige Strecken waren üblich. Ich kann mich in keinem Jahr meines Dienstes an höhere Zahlen in den Berichten erinnern. Aber man muss sich nur ein wenig von der Besiedlung und den regelmäßig ausgetretenen Pfaden der Safaris entfernen, um Löwen so zahlreich wie eh und je zu finden.

Nachdem etwas über die relativen Größen der Löwen in verschiedenen Distrikten gesagt wurde, mag es gut sein, ein wenig ins Detail zu gehen. Ein großer wird bis zu 44 Zoll an der Schulter messen, die Mähne nicht eingerechnet; eine große Löwin wird 36 Zoll messen; der Durchschnitt läge bei etwa 42 Zoll für das Männchen und 35 für das Weibchen. Und es ist zu beobachten, dass die Größe des Tieres merkwürdig täuscht; ein ausgewachsener Löwe ist in der Regel viel größer, als man annimmt, insbesondere ist er an der Schulter höher. Die beste Vorstellung von der Höhe erhält man, wenn das Tier ungestört durch langes Gras läuft: Ein Männchen wird darüber hinausragen, während das Weibchen völlig verborgen sein wird. Ich sage „ungestört“, denn es gibt einen gewaltigen Unterschied zwischen der scheinbaren Größe des Löwen, der sich keiner Gefahr bewusst ist, und demselben Tier, das versucht, unbemerkt zu bleiben; im letzteren Fall wird er sich ungesehen durch Gras winden, das so kurz ist, dass es kaum mehr als genug scheint, um ein Kaninchen zu verbergen.

Die Länge eines guten Löwen beträgt alles über 9 Fuß 2 Zoll. Wenn er über 9 Fuß 5 Zoll misst, ist er in der Tat ein großer. Ich beziehe mich natürlich auf das wahre Maß, jenes zwischen Senkrechten, die an Nase und Schwanzspitze platziert werden, und nicht entlang der Kurven gemessen. Kein Löwe, den ich persönlich gemessen habe, hat 9 Fuß 4 Zoll überschritten.

Das Gewicht eines Löwen ist eine ergiebige Quelle für Diskussionen. Es ist viel größer, als man zu schätzen geneigt ist. Ein schönes Männchen in der Blüte seines Lebens, weder fett noch mit der entwickelten Muskulatur eines älteren Tieres, wog 420 lb., wie es fiel. Dieser Löwe wurde von Mr. R. J. Stordy geschossen, der ihn mit dem Zug nach Nairobi brachte und den Kadaver innerhalb weniger Stunden nach dem Tod wog. In Anbetracht der Größe und des Zustands dieses Löwen bin ich überzeugt, dass einige von denen, die ich gesehen habe, gut 500 lb. gewogen hätten, wenn nicht mehr. Ich gestehe, überrascht gewesen zu sein, als die Waage das Gewicht anzeigte, denn ich hätte niemals gewagt, es

so hoch zu schätzen, und vermute, dass ich nun unter der Marke liege, wenn ich das Gewicht einer guten Löwin auf 300 lb. schätze. Ein durchschnittliches Exemplar wog nach dem Zerlegen 280 lb.; aber natürlich ging beim Prozess des Vierteln etwas verloren.

KAPITEL II

DER LÖWE: GEWOHNHEITEN

Höhlenaufenthalte – Fortpflanzungsverstecke – Wahrscheinlich polygam – Einzelgängerische Männchen – Tragzeit – Anzahl der Jungen pro Wurf – Mut der säugenden Löwin – Löwin greift an, wenn das Männchen geschossen wird – Mehr Jagderfolge durch die Mutter – Junge bleiben lange bei der Mutter – „Rudel“ – Jungen leicht von Hand aufzuziehen – Wie man den Löwenbestand erhöht – Jungen für den Maharadscha von Gwalior – Autokratisches Jungtier – Jungtier und Lurcher-Hündin – Streiche der Jungen – Der Ruf des Bischofs – Schelmische Neigungen – Verhalten gegenüber Hunden – Gutmütigkeit – Einsatz des Körpergewichts beim Schlagen der Beute – Unterlegen gegen Büffel, Zebra, Giraffe oder Elenantilope – Kämpfe mit Giraffen – Fischfressende Löwen der Rudolfsee-Region – Löwen und Krokodile – Viehraub – Geringe Gefahr bei reichlich vorhandenem Wild – Salzlecken – Eingeborenenberichte sind untersuchenswert – Masai und Malaria – Der „Chimiset“.

Ich erinnere mich, dass mir in meinen Kindertagen und noch viel später erzählt wurde, dass „Löwen in Höhlen brüten“. Ich möchte nicht dogmatisch sein, denn was für die Tiere eines Landes gilt, muss nicht für alle gelten, aber die Aussage ist sicherlich unzutreffend, was jene Teile Afrikas betrifft, mit denen ich vertraut bin.

Sie liegen in unterirdischen Löchern, Felsspalten und ähnlichen Rückzugsorten; es gibt Höhlen, einige davon recht ausgedehnt, in den Schluchten (Kloofs), die zum Athi-Fluss hinabführen, und in diesen suchen Löwen oft Schutz; sie wurden in oder nahe dieser Höhlen getötet, und ich habe von einem gehört, der durch einen Hund herausgetrieben wurde. Mengen von Knochen werden manchmal in ihren Vertiefungen gefunden, und deren Vorhandensein mag zu der Vorstellung geführt haben, dass ein Fortpflanzungsversteck des Löwen gefunden wurde.

Die erwähnten Knochen, die übrigens oft menschliche Überreste enthalten, mögen von Hyänen dorthin getragen worden sein, deren Aufenthaltsorte oft mit denen von Löwen verwechselt werden; Hyänen sammeln Knochen auf diese Weise, aber der Löwe trägt Nahrung selten weit von der Stelle weg, an der er geschlagen hat; dies gilt natürlich nicht für die säugende Löwin.



YOUNG LION CUBS.

Ich glaube, ich liege richtig mit der Annahme, dass der klassische Ort für die Jungenaufzucht irgendeine dicht bewaldete Schlucht, ein dichter Buschgürtel in der Nähe eines Baches oder eine Deckung am Waldrand ist; zudem glaube ich, dass eine Löwin Jahr für Jahr denselben Ort oder zumindest dieselbe Gegend aufsucht, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Bestimmte Orte sind bevorzugte Verstecke – der Rand des Kikuyu-Waldes, der Busch am Fuße der Matabato-Hügel und die tiefen, bewaldeten Schluchten rund um El Donyo Narok zum Beispiel; dies sind fast immer sichere Fundorte. In der Umgebung solcher bevorzugten Brutgebiete sind Weibchen weitaus zahlreicher als in anderen Distrikten. Andererseits übertreffen die Männchen an den Rändern eines Wildgebiets die Weibchen oft zahlenmäßig bei weitem.

Der Weg, um eine Zunahme der Löwenpopulation herbeizuführen, besteht darin, die prächtigen alten Männchen abzuschießen. Es war Gegenstand allgemeiner Bemerkungen, dass am Athi zur Zeit des Eisenbahnbaus die Zahl der Löwen zunahm. Ich habe dies oft mit Männern diskutiert, die sich für das Thema interessieren, denn die Häufigkeit der Abschüsse in jenen Tagen ließe natürlicherweise das Gegenteil erwarten; und die Erklärung scheint folgende zu sein: Sportjäger legten Wert darauf, die schönsten Exemplare zu schießen, wobei sie die schwer mähnigen alten Männchen bevorzugten, die eine Anzahl von Weibchen um sich hatten; der Tod eines solchen Löwen löste seinen Harem auf, und die jüngeren Männchen nahmen sich aus deren Mitte eine oder zwei Gefährtinnen, zufrieden mit einem weniger zahlreichen Gefolge als der verblichene Senior. Jugendliche Erzeuger mit größerer Zeugungskraft als die alten würden die verstärkte Vermehrung erklären. Außerhalb des Wildreservats, in den Athi-Ebenen, gibt es gewöhnlich einen großen Anteil an Männchen innerhalb der Löwenpopulation.

Über die Fortpflanzungsgewohnheiten der Art ist wenig bekannt. Ich bin entschieden der Meinung, dass das Männchen polygam ist, da die Erfahrung zeigt, dass der Löwe häufiger in Begleitung mehrerer Weibchen als mit einem einzelnen gefunden wird. Ich vergesse nicht, dass einige jener Tiere, die ich für Weibchen hielt, junge Männchen gewesen sein könnten, aber das ändert nichts an der Stärke meiner Überzeugung, dass der alte Löwe sich nicht mit einer einzigen Gefährtin begnügt, ebenso wenig wie die Tatsache, dass ich

eine gewisse Anzahl von Paaren gesehen habe. Einmal sah ich am helllichten Tag eine Löwin, der vier Männchen folgten, die alle prächtige Mähnen trugen; es waren noch andere bei ihnen, die ihre eigenen, dreiviertel ausgewachsenen Jungen gewesen sein könnten. Ich gewann den Eindruck, dass die Dame umworben und gewonnen werden wollte; wenn diese vier mähnigen Löwen um sie gekämpft hätten, wäre das ein Anblick für die Götter gewesen!

Manchmal, aber nicht oft, tritt ein einsames Männchen auf, und wenn dies geschieht, ist es häufig ein sehr prächtiges Tier. Es ist selten, ein einsames Weibchen zu finden. Gelegentlich werden zwei, aber nie mehr große Männchen zusammen gesehen. Junge Männchen hingegen findet man manchmal in kleinen Gruppen.

Die Tragzeit beträgt bekanntermaßen 108 Tage. Junge werden zu allen Jahreszeiten geboren, aber nach der Größe derer zu urteilen, die ich gesehen habe, wird die Mehrzahl zwischen November und März geworfen. Obwohl unter normalen Umständen anscheinend ein Wurf pro Jahr produziert wird, habe ich wenig Zweifel, dass die Löwin, sollte sie ihre erste Familie verlieren, sich in diesem Jahr erneut paaren würde. Die übliche Anzahl der Jungen scheint drei oder vier zu sein, aber es überleben selten alle, da meist zwei Junge bei der Mutter gesehen werden, wenn sie ins Offene tritt. Bei weitem die größere Zahl der Jungen, die ich in Gefangenschaft gesehen habe, waren Männchen, während unter den Erwachsenen die Weibchen stark in der Überzahl sind. Ich vermute, die Regel, die für höhergestellte Wesen gilt, greift auch hier, und männliche Löwenjunge sind schwerer aufzuziehen als ihre Schwestern. Die Löwin mit Jungen ist sehr gefährlich; sie wird unprovokiert herausstürmen und jeden angreifen, der in ihre Nähe kommt – natürlich in der Absicht der Verteidigung. Ausnahmen von der Regel kommen vor; zweimal habe ich erlebt, dass ein Weibchen seine Familie angesichts der Gefahr verließ, ohne viel Aufhebens darum zu machen; aber solche Zeichen von Hasenherzigkeit sind selten.

Es gibt einen interessanten Punkt im Zusammenhang mit dem Mut der Löwin zu beachten: Wenn die Geschlechter zusammen gefunden werden und das Männchen geschossen wird, wird fast sicher eines der Weibchen angreifen, obwohl es selbst unverwundet ist. Dies ist so wohlbekannt, dass erfahrene Männer immer dazu raten, das Männchen zuerst zu schießen. Man kann darauf zählen, die Löwin danach zu bekommen – obwohl man sie vielleicht im Moment des Angriffs töten muss. Ich stieß einmal nach einer langen Jagd auf eine Gruppe, bestehend aus einem Löwen und drei Weibchen; das Gelände war offen, und als ich etwa vierzig Yards vom Männchen und zwanzig von der nächsten Löwin entfernt war, versuchte ich, ihn ins Visier zu nehmen, wobei ich seine Damen ignorierte. Plötzlich sagte mein Gewehrträger ganz ruhig: „Eine kommt“, und als ich mich umdrehte, warf das nächste Weibchen den Schwanz hoch und stürmte los. Sie kam nicht weit und brach durch eine Kugel aus der .450er unter dem Auge zusammen, was sie auf der Stelle tötete. Der Rest der Gruppe stob beim Schuss auseinander und war weg, bevor ich mein Visier auf den Löwen richten konnte. Es war umso enttäuschender, da ich, weil ich krank gewesen war, zu schwach war, um ihnen zu folgen.

[Bild von jungen Löwenjungen]

Viele Fälle, in denen die Löwin angriff, nachdem ihr Gefährte getötet worden war, sind dokumentiert; ein Mann wurde vor einigen Jahren bei einer solchen Begegnung zugerichtet. Er benutzte ein Doppel-8-Kaliber, das eine bei diesen sehr schweren Gewehren nicht ungewöhnliche Schwäche hatte: die Gefahr, dass die Entladung eines Laufes den anderen mit zündet. Er drückte ab, beide Läufe gingen los, mit dem üblichen Ergebnis, dass der Rückstoß ihn rücklings umwarf, und bevor er wieder auf die Füße kommen konnte, war die Löwin über ihm. Sie biss ihm in die Schulter und zog sich dann

zurück, um einige Yards entfernt stehen zu bleiben, bis ein mutiger Somali-Gewehrträger herbeieilte und seinem Herrn ein zweites Gewehr gab, mit dem er sie tötete. Die Löwin ist eine ebenso tapfere Gattin wie sie eine tapfere Mutter ist.

Ich denke, das geschmeidigere und aktivere Weibchen erlegt mehr Beute als das Männchen; aber der Löwe kann mit seinem größeren Gewicht und seiner Kraft mit einer größeren Beute fertig werden als die Löwin. Die Häufigkeit des Schlagens ist offensichtlich eher die Rolle der Mutter mit einer zu ernährenden Familie als die des Männchens, das nur für sich selbst sorgen muss.

Die Jungen bleiben bei ihrer Mutter, bis sie fast so groß sind wie sie, und bleiben, wie ich glaube, oft noch einige Zeit bei ihr, nachdem ein zweiter Wurf geboren wurde; aber diese Phase des häuslichen Löwenlebens ist etwas im Dunkeln. Eines ist ganz sicher – es ist keineswegs ungewöhnlich, dass sich mehrere Mütter mit ihren Familien zusammenschließen und beieinanderbleiben. Eine Löwin scheint sich so mit Nachbarn zusammenzutun, wenn ihre Jungen etwa drei Monate alt oder etwas älter sind; die jüngsten Jungen, die ich in einem Rudel gesehen habe, dürften etwa in diesem Alter gewesen sein. Es ist nur eine Vermutung, aber ich denke, dieses System des Zusammenfindens in dem, was wir als „Rudel“ (Troops) kennen, hat sehr praktische Vorteile, da es einigen Müttern ermöglicht, zu wandern und zu jagen, während andere den Kinderdienst übernehmen und die Kleinen vor Feinden schützen.

Daher rühren die vielen Berichte der Eingeborenen über riesige Würfe bei einer Geburt; die Löwin, die auf ihre eigenen Kinder und die ihrer Freundinnen aufpasst, wird fälschlicherweise für die Mutter der ganzen Schar gehalten. Viele Male habe ich sechs bis zu einem Dutzend junge Löwen gesehen, die mit drei oder vier Weibchen umherliefen; selten ist ein Männchen in Begleitung einer solchen Gruppe zu finden. Der Rückschluss ist, dass der Löwe sich als Vater nicht besonders hervortut und die Last der Aufzucht und Versorgung der Familie seiner Gefährtin überlässt.

Während das alte Männchen nur sehr selten bei einer jungen Familie gefunden wird, ist es nicht selten, eine Gruppe zu treffen, die aus einer Anzahl von Weibchen besteht, eskortiert von ein paar ausgewachsenen Männchen. Ich glaube, ich habe dies am häufigsten zu der Zeit gesehen, wenn die Löwen dem Wild auf seinen jahreszeitlichen Wanderungen folgen; denn zu dieser Zeit sammeln sie sich zweifellos in Gruppen, ein Vorgehen, für das ich keine Erklärung vorzuschlagen habe.

Zweimal wurden mir Löwenjunge gebracht, deren Augen noch geschlossen waren. Keines überlebte eine Woche; alle starben, bevor sich ihre Augen öffneten, trotz größter Sorgfalt. Seltsamerweise lassen sich Jungen, die nur wenig älter sind, leicht von Hand aufziehen. Ich schloss daraus, dass die blinden Jungen an Schwäche starben, und zwar aus diesem Grund: Die Augen öffnen sich, wie Erfahrungen im Dubliner Zoo belegen, spätestens innerhalb von achtundvierzig Stunden nach der Geburt, wohingegen meine bis zu einer Woche lebten, ohne die Augen zu öffnen.



“LADY” AND FOSTER-CHILD.

Ich gewann durch die Jungen, die ich zeitweise aufzog, einige Einblicke in die Wege und Methoden der Art. Ich bin nicht bereit zu behaupten, dass junge Löwen die am besten geeigneten Haustiere für eine Station sind, besonders wenn man sie frei herumlaufen lässt, wie es bei meinen der Fall war. Einige meiner geschätzten Nachbarn könnten dieselbe Meinung mit mehr Nachdruck äußern; aber ein Beamter des Jagdamtes bekommt verschiedene Aufgaben zugedacht, und als die Obrigkeit meine Dienste auf diese Weise in Anspruch nehmen wollte, akzeptierte ich ihr Geheiß ohne Murren. Das Murren besorgten andere Leute. Wenn jemand die Schuld trug, dann war es Seiner Hoheit der Maharadscha von Gwalior, der um 1902 oder 1903 versuchen wollte, die Löwen wieder anzusiedeln, die in früherer Zeit in den Wäldern von Scinde reichlich vorhanden waren.

Der Maharadscha schrieb an Lord Curzon, dieser schrieb an den damaligen Kommissar von Britisch-Ostafrika, Sir Charles Eliot, welcher die Angelegenheit an mich weitergab mit der Anweisung, zu tun, was ich könne. So wird deutlich, dass der Begriff „Haustiere“ gewissermaßen eine Fehlbezeichnung ist; die Jungen waren die Schützlinge zweier Regierungen, und ich, der ich das Eigentumsrecht beanspruche, war nicht mehr als ein bescheidenes Werkzeug in den Händen des Schicksals.

Ich machte mich sofort an die Arbeit und bot den Eingeborenen Belohnungen für Junge an, und schon bald begannen die Leute, sie herbeizubringen. Das erste wurde von einem Masai geliefert; er war jünger, als ich es mir gewünscht hätte, ein winziger kleiner Kerl, der mir so viel Mühe machte wie ein Baby. In mancher Hinsicht war er wie jedes menschliche Baby; er schlief in meinem Bett und bestand während der Nacht auf Milch, und er bekam sie. Ich verstehe jetzt, warum Kinder so autokratisch sind, warum es so schwer ist, sie auf den richtigen Weg zu bringen, nachdem sie die oberste Autorität des Säuglingsalters ausgeübt haben. Wenn ich nicht aufwachte, sobald das Kleine zu schreien begann, ergriff es seine eigenen Maßnahmen. Ich frage mich, wie oft ich durch eine kleine raue Zunge in meinem Gesicht oder das entschlossene Bemühen, Milch aus meinem Ohr zu ziehen, wach wurde! Aber Mütter und Krankenschwestern werden das Ergebnis vorhersehen: Er bekam seine Milch und ging zurück an sein Ende des Bettes, um weiterzuschlafen. Er war

sehr menschlich: Gib ihm, was er will, wenn er es will, und er ist brav. Mit der Zeit wurde er zu groß für das Bett und alt genug für Disziplin, andernfalls hätte er wohl darauf bestanden, dass ich ausziehe. So willigte er ein, eine Kiste auf dem Boden in Reichweite meiner Hand zu belegen. Er schlief nun die Nacht durch, ohne dass ich aufstehen und ihm zu trinken geben musste, aber er verlangte es sehr früh am Morgen.

Er und meine Lurcher-Hündin „Lady“ waren große Freunde, und er versuchte oft, Milch von ihr zu bekommen. Schließlich wurde seine Beharrlichkeit belohnt, denn ein Wurf Welpen kam an, und er schloss sich der Familie ungebeten am Tag nach ihrer Geburt an; „Lady“ akzeptierte ihn ohne Einwand, obwohl sie keinem anderen Hund erlaubte, in ihre Nähe zu kommen – ein interessantes Beispiel für die Dominanz des Mutterinstinkts, der in der Geschichte der Ammenschaft viele Parallelen hat. Da das Junge groß und hungrig war, reduzierte ich „Ladys“ eigene Familie auf zwei, um ihr eine Chance zu geben, und als meine Männer innerhalb von vierzehn Tagen zwei weitere Junge brachten, mussten die verbliebenen Welpen weichen. Sie schien nichts dagegen zu haben, adoptierte die neuen Babys und war stolz auf sie. Der Große war übrigens nun alt genug, um eine kleine Ration fein gehackten Fleisches zu fressen, sodass er nur noch wenig Milch von seiner Amme nehmen durfte. Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass Fleischfresser, die mit Metzgerfleisch gefüttert werden, Salz brauchen; im Naturzustand würden sie es in Form von frischem Blut erhalten; künstlich aufgezogen, benötigen sie den Ersatz.

Die Streiche dieser Regierungsschützlinge waren eine ergiebige Quelle des Interesses – ich zögere, „Amusement“ zu schreiben – für jeden in der Station. Eines Tages, als ich vom Büro nach Hause kam, stellte ich fest, dass der große Löwe weggelaufen war – weder er noch seine Gefährten wurden jemals angebunden – also rief ich hastig alle meine Jungen zusammen, und wir schwärmten aus, um die Gegend abzusuchen. Wir suchten vergeblich, bis ich in der Nähe der Straße von einem Schwall Beschimpfungen eines Mannes empfangen wurde, der mir sagte, ich solle gehen und meinen Löwen von den Tennisplätzen des Clubs wegholen. Ich ging, aber ich erreichte die Tennisplätze nicht; als ich in Rufweite des Clubhauses war, rief jemand; er rief dringlich, und ich folgte, um meinen verlorenen Löwen angekettet auf der Veranda zu finden. Es stellte sich heraus, dass ein sehr verängstigter Hund über einen Tennisplatz gerast war und einen schicken Ballwechsel gestört hatte, und bevor jemand Zeit hatte zu sagen, was er von diesem Hund hielt, erschien der Grund für seinen Alarm in Gestalt meines Löwen. Seine Absichten gegenüber dem Hund waren durchaus freundlich, hätte der Köter es nur gewusst, aber der Löwe wurde von seinem spielerischen Vorhaben durch einen Tennisball abgelenkt, der seinen Weg kreuzte, und er hielt an, um ihn zu fressen – ein Vorgehen, das ihn der Tennisgesellschaft keineswegs empfahl. Sie alle kannten den Löwen, aber nicht jeder fühlte sich qualifiziert, das Amt des Bändigers zu übernehmen; glücklicherweise war ein Mann anwesend, der ihn gut kannte, und er legte dem Eindringling ein Seil um den Hals und führte ihn zum Club. Warum der Mann das Lesezimmer für den besten Ort für seinen Gefangenen hielt und warum er das Seil abnahm, bevor er die Tür öffnete und den Löwen hineinließ, überlasse ich seiner Erklärung. Nachdem er das Lesezimmer geräumt hatte, wie er den Tennisplatz geräumt hatte, wurde der Löwe wieder eingefangen und angekettet, um auf mich zu warten.

Die Jungen waren in einer Hinsicht teuer; die Rechnungen für Bruchschäden waren hoch, denn wie es sich für Sprösslinge eines königlichen Geschlechts gehörte, taten sie die Dinge im großen Stil. Ein beliebter Scherz war es zu warten, bis der Tisch für eine Mahlzeit gedeckt war; dann packten sie eine Ecke des Tischtuchs und gingen damit weg, wodurch alles mit Getöse herunterkam. Das Geklirre amüsierte sie ungemein – weitaus mehr als mich. Kleider, die zum Trocknen auf einer Leine hingen, boten angenehmen Sport – Washtag war ein großes Ereignis; alles, was im Wind wehte, war ein Spielzeug

und wurde in Fetzen gerissen. Die Missetaten von Foxhound-Welpen kommen einem in den Sinn, wenn man jene der jungen Löwen betrachtet.



Streunende Hunde boten ihnen unendliche Gelegenheiten, und hier konnte man beobachten, wie sich ihre Instinkte entwickelten. Ein Hund tauchte auf, und die Jungen, die ihn sofort ins Auge fassten, beendeten ihr Spiel und gingen hinter Kisten oder was gerade passend war in Deckung oder legten sich, mangels Versteck, flach auf den Boden, wo sie gerade waren. Sobald die Beute in Reichweite kam, unternahmen sie die sorgfältigste Pirsch und – falls der Hund sie nah genug herankommen ließ – stürzten sie sich auf ihn. Es gelang ihnen nie, einen zu fangen, die Hunde waren immer zu schnell; und dann standen sie mit einem fragenden Blick in den Gesichtern da und beobachteten die Staubwolke, die den Hund einhüllte, während er in der Ferne immer kleiner wurde.

Aber es mangelte ihnen an Diskretion; sie versäumten es, zwischen streunenden Hunden und höhergestellten Wesen zu unterscheiden, und dies führte zu ihrer Abschiebung. Es war natürlich immer beabsichtigt gewesen, sie zum Maharadscha von Gwalior zu schicken, aber ich persönlich hatte es nicht eilig mit der Trennung. Es trug sich wie folgt zu: Ein sehr ehrwürdiger Herr kam zu Besuch, ob nun bei meinem Mitbewohner oder mir, weiß ich nicht, da er nicht blieb, um eine Karte zu hinterlassen; aber er kam freundlicherweise vorbei und wurde unglücklicherweise auf der Veranda von drei Löwen begrüßt, alle größer als Retriever-Hunde, die sich erhoben, sich streckten, gähnten und vortraten, um ihn zu empfangen. Ihr Vorrücken, eingeleitet durch jenes unheilvolle Gähnen, war zu viel; sie konnten nicht erklären, dass sie ihn lediglich in aller Liebenswürdigkeit und Kameradschaft zum Herumtollen einladen wollten. Hätte er dies verstanden, bin ich sicher, er hätte ihnen den Gefallen getan, denn er war die Güte in Person. Aber er verstand es nicht, er beschloss, an einem anderen Tag wiederzukommen, und ging eilig von dannen; und mein Mitbewohner trat erst rechtzeitig aus seinem Zimmer, um schemenhaft durch eine Staubwolke ein Paar beinigamaschte Beine zu sehen, die drei Jungen in fröhlicher Verfolgung dahinter.

Das beendete ihren Aufenthalt unter unserem Dach. Ich war zu der Zeit auf Safari, und als ich zwei Tage nach dem Vorfall zurückkehrte, ließ mir Sir Donald Stewart, der damalige Kommissar von Ostafrika, ausrichten, dass die Löwen gehen müssten. Er

drückte es sehr nett aus: „Sie können leicht mehr Junge bekommen, aber wir könnten niemals einen anderen Bischof bekommen.“ Es stand mir nicht zu zu argumentieren; ich weiß nichts über den Nachschub an Bischöfen, aber ich kann die Gefühle älterer Herren verstehen, die von Löwenjungen gejagt werden, und respektiere die Würdenträger der Kirche. Drei traurigere und, wie ich hoffe, weisere Jungen segelten nach Indien, um in einer Umgebung freigelassen zu werden, in der es keine Bischöfe geben sollte. Es tat mir leid; sie waren eine interessante Studie.

Solange sie im Haus lebten, gab es nur eine Gefahr, die ich wirklich fürchtete, und das war, dass die Kinder der Eingeborenen, die fast den ganzen Tag furchtlos mit ihnen zu spielen pflegten, verletzt werden könnten. Ich hatte einmal eine schlimme halbe Stunde, als sowohl das Kind des Kochs als auch die Löwen als vermisst gemeldet wurden. Es war eine Erleichterung, als der Knirps wohlbehalten in der Küche eines Nachbarn gefunden wurde; so gutmütig sie auch waren, ich fürchtete für eine Zeit lang, dass es einen Unfall gegeben hätte.

Als die Jungen nach Indien gingen, war der Große etwa zwanzig Monate alt und wog über 150 lb. Er war in perfekter Verfassung und ungeheuer kräftig, und er war das gutmütigste Tier, dem zu begegnen ich je das Vergnügen hatte; in den unzähligen Balgereien, die wir zusammen hatten, hat er nie absichtlich eine Kralle ausgefahren.

Ich lernte von diesen Jungen, wie Löwen den Faktor des Körpergewichts zum Einsatz bringen. In ihrem Spiel mit „Lady“ bestand die Methode darin, sich seitlich heranzumachen, einen Arm über den Rücken des Hundes zu werfen und dann das gesamte Körpergewicht – von der Hüfte bis zur Schulter – gegen sie zu drücken. Wäre sie schnell genug gewesen, sich zu entziehen, wäre das Junge auf die Seite gefallen und hätte seine Amme unbeschadet gelassen, da die Krallen beim Herumtollen nie ausgefahren wurden. Aber ein Junges schaffte es selten nicht, sie umzuwerfen, und dann nutzte es erneut sein Gewicht, um sie unten zu halten. Ich kann nicht zweifeln, dass dies die Methode ist, die im wilden Zustand angewandt wird, um mit Beute fertig zu werden, außer dass der Löwe im Moment des Gewichtseinsatzes mit seinen Zähnen in den Nacken beißen würde.

Ich pflegte mit dem großen Jungen zu ringen und bemerkte auch hier, wie zielgerichtet er sein Gewicht einsetzte; viele Male warf er mich um, legte sich auf mich und musste von den Jungen heruntergezerrt werden; einmal am Boden war ich hilflos, da er sich absichtlich obenauf breit machte und versuchen würde, mein Gesicht zu lecken oder mein Ohr zu beißen. In den zwanzig Monaten, die ich ihn hatte, glaube ich nicht, dass er mich auch nur sechsmal gekratzt hat, selbst im Spiel nicht. Andere taten mehr als ihren Teil in dieser Hinsicht, aber nicht mit Absicht; wenn sie das Gleichgewicht verloren, mochten sie instinktiv ihre Krallen ausfahren in dem Bemühen, nach etwas zu greifen und sich abzufangen.

Was die Methode des Löwen beim Töten betrifft: Die meisten Risse, die ich gesehen habe, waren zu sehr zerfressen, um die Chance zu bieten, genau festzustellen, wie der Tod herbeigeführt worden war, aber solche, die ich untersuchen konnte, zeigten in den meisten Fällen einen Biss in den Nacken, gewöhnlich auf der Rückseite, manchmal aber auch in die Kehle. Ich hatte nie die Gelegenheit, großes Wild zu untersuchen, das von Löwen getötet worden war; meine Erfahrung beschränkt sich auf Zebras, Kuhantilopen und kleinere Kreaturen. Unter diesen hatten nur zwei der Kuhantilopen das Genick gebrochen; andere Tiere hatten Krallenspuren an Gesicht und Nase; woraus ich schließe, dass es nur die Gewohnheit des Löwen ist, das Genick zu brechen, wenn er es mit schwerer Beute wie Vieh zu tun hat. Wahrscheinlich wird dies zu einer regelmäßigen Methode, einer erworbenen Gewohnheit von Löwen, die auf Vieh spezialisiert sind.

Löwen gehen aus ihren Begegnungen mit großen Tieren nicht ausnahmslos als Sieger hervor. Vor einigen Jahren fand Mr. E. B. Horn Beweise für das, was ein gewaltiger Kampf gewesen sein muss. Angezogen von Geiern, die zu einem Riss niedergingen, suchte er den Ort auf, der sich als das Skelett einer Büffelkuh herausstellte, von der er vermutete, dass sie von Löwen getötet worden war; dies wurde bestätigt durch die Entdeckung des Körpers eines Löwen unter einem Busch ganz in der Nähe, mit einem riesigen Loch in der Flanke. Es bestand wenig Zweifel daran, dass er von dem Büffel getötet worden war, bevor dieser unter dem vereinigten Angriff mehrerer Löwen fiel. Ich sah die Schädel der beiden kurz nach ihrem Fund in Fort Hall.

Ein weiterer Fall eines im Kampf unterlegenen Löwen wurde von einem Sportjäger bei Simba bemerkt; er fand das Tier tot vor, dessen Schädel durch einen gewaltigen Schlag zertrümmert war, höchstwahrscheinlich der Tritt eines Zebras, möglicherweise aber auch der einer Giraffe.

Einmal fand ich den Körper eines Löwen, der nach dem, was ich aus den Spuren lesen konnte, von einer Elenantilope getötet worden war. Ich konnte nicht sicher sein, da der Kampf ein paar Tage zuvor stattgefunden hatte und die Spuren stark verwischt waren. Eine Elenantilope macht nicht den Eindruck, als ob sie sich als Kämpfer hervortut, aber wenn es ihr mit ihrem großen Gewicht gelänge, einen Volltreffer zu landen, wäre kein zweiter Schlag erforderlich. Obwohl sie unter gewöhnlichen Umständen das friedlichste aller Tiere ist, wird die Elenantilope angreifen, wenn sie in die Enge getrieben wird. Ich habe erlebt, wie eine dies tat, und sie verfehlte mein Pferd um Haaresbreite. Ihr Angriff überrumpelte mich völlig; sie war über uns, bevor mir klar wurde, dass sie es ernst meinte.

Ich weiß seit langem, dass Löwen Giraffen angreifen, aber zwei interessante Beispiele hierfür sind mir zur Kenntnis gelangt. Eines wurde von Mr. C. W. Woodhouse im *East African Natural History Journal* (Juli 1918) festgehalten, aus dem ich zitiere:

„Die Löwen wurden am Kadaver gesehen, und der Zustand des Fells und des Kadavers deutete darauf hin, dass ein verzweifelter Kampf stattgefunden hatte. Die Beine, die Schulter und der Hals waren stark aufgerissen und zerfleischt. Die Giraffe war offenbar lahm und litt an einer Hautkrankheit, ähnlich der, die man bei Rindern nach der Genesung von Kokzidiose sieht. Das Tier war neben einem hohen Ufer in der Nähe eines Flusses getötet worden, und es schien, dass der erste Löwe vom oberen Rand des Ufers auf den Widerrist der Giraffe gesprungen war, während andere die Beute irgendwo angepackt hatten. Ein Schnitt an der Giraffe erstreckte sich vom Sprunggelenk bis zum Fesselgelenk und bestand aus zwei parallelen Rissen, offensichtlich verursacht durch die Hinterkrallen eines Löwen, der die Flanke seiner Beute gepackt hatte und um Halt kämpfte. Die Bisse und Schnitte an der Flanke bestätigten diese Vorstellung.“

Ein Kampf, der sich 1918 nahe dem Kiu-See ereignete, erhält eine zusätzliche Note von Interesse durch die Tatsache, dass er vom Zug aus beobachtet wurde. Zwei Löwen wurden dabei gesehen, wie sie ein Giraffenkalb unweit der Bahnlinie angriffen, und ein junger amerikanischer Fotograf schnappte sich mit lobenswerter Schnelligkeit seine Kamera und versuchte, ein Bild zu erhaschen; er nahm kein Gewehr mit. Seine Hingabe an sein Handwerk wurde nicht durch das Bild belohnt, das er verdient hätte, aber während er rannte, sah er den Kampf, den das alte Weibchen zur Verteidigung ihres Jungen lieferte. Sein Erscheinen auf der Bildfläche bereitete dem ein Ende; die alte Giraffe und die Löwen suchten bei seiner Annäherung das Weite, das Kalb blieb zurück, hilflos mit einem gebrochenen Bein, das anscheinend das Resultat eines Tritts seiner Mutter war. Kurz nach dem Eintreffen des Fotografen erschienen zwei Männer mit Gewehren am Ort des Geschehens und erlegten, da sie die Löwen ganz in der Nähe fanden, beide.

Dieser Vorfall erinnert an den Bericht von Mr. Selous in seinen *African Nature Notes* über eine Giraffe, die ihrem Kalb bei dem Versuch, es gegen Leoparden zu verteidigen, das Rückgrat brach.

Über die Nahrung von Löwen gibt es wenig zu sagen, aber es lohnt sich, die Berichte aus der Region des Rudolfsees zu erwähnen, die ihnen die Gewohnheit des Fischfressens zuschreiben. Es erscheint außergewöhnlich, aber ich habe keinen Zweifel an deren Wahrheitsgehalt. Wild ist rund um den Rudolfsee sehr knapp, und wenn der Wasserspiegel in der heißen Jahreszeit sinkt, bleiben zahlreiche Fische in den flachen Untiefen zurück, wo sie leicht erreichbar sind; und da ein Löwe nur eine große Katze ist und seine Vorlieben nicht sonderlich eingeschränkt sind, könnten Fische für ihn ebenso akzeptabel sein wie für die Hauskatze. Die Tatsache, dass er ins flache Wasser gehen muss, um sie zu fangen, ist kein Hindernis. Löwen gehen fast bereitwillig ins Wasser; sie müssen zudem gute Schwimmer sein, aber das gehört nicht zum jetzigen Thema. Ich habe häufig erlebt, wie sie durch etwa einen Fuß tiefes Wasser wateten, um eine kleine Insel in einem Sumpf zu erreichen, auf der sie sich niederlegten. Sie zeigen wenig von der Abneigung gegen Wasser, die bei der großen Mehrheit der Hauskatzen so stark ausgeprägt ist.

Es wird auch betätigt, dass Löwen in der Region des Rudolfsees Krokodile töten und fressen. Vor vielen Jahren erzählte mir ein guter Waidmann, er habe am Süden des Sees eine Löwin an einem Riss gestört, der sich als Krokodil herausstellte; und eine Gruppe, die an der Ostseite des Sees hinaufzog, berichtete, viele Krokodilskelette unter Büschen gesehen zu haben, manchmal in beträchtlicher Entfernung zum Wasser. Dieselbe Gruppe störte auch einmal ein Löwenpaar an einem frisch getöteten Krokodil. Man muss bedenken, dass Löwen ihr Fleisch gerne „hautgout“ (angefault) mögen, und es folgt nicht zwangsläufig daraus, dass das Tier das Krokodil auch getötet hat, nur weil es am Kadaver gefunden wurde; zudem ist bekannt, dass diese Reptilien in Indien manchmal mehrere Meilen weit vom Wasser wegwandern – in welcher Absicht, hat die Wissenschaft noch nicht entdeckt, und wahrscheinlich tun sie in Afrika dasselbe. Ich sage dies nicht mit dem Gedanken, die Berichte über Krokodile tötende Löwen in Misskredit zu bringen; ich weiß genug über sie, um mir bewusst zu sein, wie viel ich noch zu lernen habe, und Erfahrung ist ein Korrektiv für Skepsis. Ich gestehe, dass mich die Frage, wie der Löwe es anstellt, ein solches Reptil zu töten, nicht wenig beschäftigt; aber ich stelle mir vor, dass der Kampf bald enden würde, wenn er erst einmal das weiche Gewebe der Kehle fest im Griff hat.

Viehraub kann innerhalb gewisser Grenzen als eine erworbene Gewohnheit bezeichnet werden. In Distrikten, in denen Wild, insbesondere Zebras, reichlich vorhanden war, kamen Angriffe auf den Viehbestand bis vor wenigen Jahren selten vor. Nachdem sie entdeckt hatten, dass Vieh im offenen Gelände leichter zu fangen ist als Wild, wandten die Löwen ihre Aufmerksamkeit natürlich der Beute zu, die sie mit der geringsten Mühe töten können, aber sie brauchten einige Zeit, um diese Entdeckung zu machen. Dies wird von den Eingeborenen gut verstanden. Einmal brachen Löwen an der Station Kiu in meine Boma ein und töteten sieben Esel und zwei Kamele. Als ich ein oder zwei Tage später Männer mit Eseln voraus zu einem Lager im Reservat schickte, wo es von Löwen förmlich wimmelt, warnte ich die Jungen im Hinblick auf meine Verluste, sicherheitshalber eine gute, starke Dornen-Boma für sich und die Esel zu bauen. Die Antwort war ziemlich verblüffend: „Oh, wir brauchen dort keine große Boma; die Löwen werden uns nicht behelligen, denn es gibt reichlich Wild.“

In jenen Tagen galt dieser Grundsatz – dass viel Wild Sicherheit für Mensch und Transporttier bedeutete – fast überall und bezog sich sowohl auf Menschenfresser als auch auf andere Löwen. Die meisten Menschenfresser, von denen ich Kenntnis erhielt, traten entlang der Uganda-Bahn oder nahe dem Waldrand am Mount Kenya auf,

Regionen, in denen Wild knapp ist. Gelegentlich wird einer in Wildgebieten gemeldet, aber das Töten eines einzelnen Menschen stempelt den Löwen zum Menschenfresser, und das kann überall passieren.

Löwen sind oft in der Nähe von „Salzlecken“ zu finden, wohin sie nach Aussage der Eingeborenen des Salzes wegen kommen. Ich selbst denke, dass die Versuchung eher in der großen Menge an Wild liegt, welche die Lecken aufsucht, bin aber nicht bereit, die Theorie der schwarzen Männer gänzlich zu verwerfen. Meine Löwenjungen lehrten mich, wie notwendig Salz für ihr Wohlbefinden ist. Überdies sind Berichte der Eingeborenen über die Gewohnheiten wilder Tiere immer eine sorgfältige Untersuchung wert; sie mögen sich nicht als absolut präzise erweisen, basieren aber weit öfter als nicht auf Tatsachen und bieten zumindest den Hinweis auf seltsame und unbeschriebene Gewohnheiten. Eingeborene wissen mehr, als der weiße Mann in seiner Weisheit ahnt. Eine der neuesten und wertvollsten Entdeckungen der medizinischen Wissenschaft ist bei den Masai seit Jahrhunderten Allgemeingut – zumindest werden die Leute einem erzählen, dass sie es schon immer gewusst haben. Hätte vor vierzig Jahren ein Eingeborener erklärt, dass das Malariafieber von einer Mücke übertragen wird, wäre die Aussage von irgendeinem Reisenden als ein markantes Beispiel für heidnischen Aberglauben aufgezeichnet worden. Diese Menschen bringen Fieber und Mückenstiche so eng miteinander in Verbindung, dass ein an Malaria leidender Mann auf die Frage, was ihm fehle, so oft wie nicht antworten wird: „Ich bin von einer Mücke gebissen worden.“ Sie unterscheiden natürlich nicht zwischen der gewöhnlichen Culex-Mücke und der keimtragenden Anopheles, aber die grundlegende Tatsache, deren Entdeckung unter anderem den Bau des Panamakanals ermöglichte, war den Masai bekannt, bevor die europäische Medizinwissenschaft aus ihrer Verstrickung mit Hexerei hervorgetreten war.

Andere Punkte der gleichen Art: Die Masai wussten, dass das „Herzwasser“ bei Schafen von einer Zecke übertragen wurde; mehr noch, sie kannten die spezielle Zeckenart, die dafür verantwortlich war. Ebenso wussten sie, dass das Blutharnen beim Vieh eine durch Zecken übertragene Krankheit war.

Seit vielen Jahren versuche ich nun herauszufinden, auf welcher Grundlage der Bericht der Eingeborenen über ein Tier namens „Chimiset“ beruht, das die Nandi-Wälder bewohnen soll. Je mehr ich höre, desto schwieriger wird es, dieses Geschöpf mit irgendeiner bekannten Art in Einklang zu bringen. Einige der Aussagen deuten auf ein Tier der Affenart hin, aber die dem „Chimiset“ zugeschriebene nächtliche Lebensweise spricht gegen die Annahme dieser Theorie. Die Zeit wird es zweifellos zeigen; einstweilen tue ich nicht mehr, als meinen Glauben zu bekunden, dass es in den Nandi-Wäldern ein Tier mit baumbewohnender und nächtlicher Lebensweise gibt, das auf seine Entdeckung, Beschreibung und einen lateinischen Namen wartet.

KAPITEL III

DER LÖWE: GEWOHNHEITEN (Fortsetzung)

Das Vergraben der Eingeweide ist nicht die Gewohnheit des ostafrikanischen Löwen – Bekannte Fälle – Das Schleppen der Beute in Deckung – „Rudel“ enthalten selten ausgewachsene Männchen – Wanderungen von Rudeln – Ansammlungen für jahreszeitliche Reisen – Aufenthaltsorte in der Regen- und Trockenzeit – Jagen in Gruppen – Beispiel für gemeinsame Anstrengung bei einer Zebraherde – Brüllen – „Singen“ im Chor – Der wilde Löwe wird selten in Bestform gesehen – Grimmiges Aussehen der Löwin – Strategischer Rückzug von Löwinnen mit Jungen – Fernansicht einer Familiengruppe – Gangart – Beinarbeit beim Angriff – Methode des Packens eines Menschen – Ausnahmefälle – Talent zum Verstecken – Liegen sehr fest – Verwechslung mit Nashorn und umgekehrt – Jägerlatein – Tatsächliche Verwechslung mit einem Esel – Gute Schwimmer.

Der verstorbene Mr. F. C. Selous erwähnt oft die Gewohnheit des Tieres, die Eingeweide einer Beute zu vergraben, und in Südafrika scheint dies durchaus üblich zu sein. In der Kenya Colony ist es das nicht. Lord Delamere erzählte mir, dass er in all seiner Erfahrung nur bei einer einzigen Gelegenheit vergrabene Eingeweide gesehen habe, und ich selbst habe es ebenfalls nur einmal erlebt.

Mit meiner Safari überquerte ich ein Stück sehr schwieriges Gelände nahe den Chanler-Fällen – Lavagesteinsformationen –, als einige Geier beobachtet wurden, die zu einem Riss nahe dem Fluss niedergingen. Da ich aufgrund der Art ihres Niederschlagens dachte, der Löwe habe seine Beute verlassen, ging ich nachsehen; während ich im Gehen auf einen Marabu schoss, störte ich eine Löwin und zwei dreiviertel ausgewachsene Junge auf. Sie verschwanden über den Rand des Flussufers, also ging ich hinüber in der Hoffnung, sie im Flussbett zu sehen, und lief beim Annähern an das Ufer direkt auf ein Junges auf. Da ich nur die .256er in der Hand hatte und die Löwin im Gebüsch ganz in der Nähe knurrte, schoss ich nicht; doch als mir mein schweres Gewehr gebracht wurde, erklomm ich die Böschung und bekam eine Chance auf die Löwin, wobei ich jedoch kläglich fehlschoss. (Es war übrigens ein Fehlschuss, der illustriert, welch großer Fehler es ist, Gewehre mit unterschiedlichem Abzugswiderstand zu führen; einige Zeit lang hatte ich die .256er mit ihrem Doppelzug-Abzug benutzt, und als ich die .450er mit ihrem leichteren Abzug in die Hand nahm, „nahm ich instinktiv den Vorzug“, woraufhin sie losging. All seine Gewehre sollten den gleichen Abzugswiderstand haben, sonst neigt man zu Unfällen.) Ich rannte am Flussufer entlang, doch da ich keine weitere Schussgelegenheit erhielt, kehrte ich zum Riss zurück, einem Zebra; das gesamte Gekröse war herausgezogen und mit Gras und Erde bedeckt worden, was einen regelrechten kleinen Hügel bildete.



Ein anderes Mal, durch die Bewegungen von Geiern zu einem kleinen Schilfbett gelockt, fand ich die Eingeweide irgendeines Tieres im Wasser und entdeckte kurz darauf Spuren, die zeigten, wo ein Tier irgendeiner Art in das Schilf geschleift worden war. Dies macht den Eindruck, als sei die Beute ausgeweidet worden, und ich nehme an, dass die Löwin, die vor mir aufsprang, als ich mit der .450er in der Hand den breiten Pfad in das Schilfbett betrat, die Erlegerin war. Dies war ein Vorfall, an den ich mich noch aus anderen Gründen erinnere. Die Löwin sprang, wie gesagt, auf, verschwand jedoch, obwohl nur wenige Fuß entfernt, mit einem Knurren im Schilf, bevor ich eine faire Chance zum Schuss hatte. Hätte ich damals gewusst, was ich später erfuhr – dass sie eine Menschentöterin (keine Menschenfresserin) war, die Hirten getötet hatte, während sie versuchte, an deren Vieh zu gelangen –, wäre ich vorsichtiger beim Betreten des Schilfbettes gewesen. Jeder gewöhnliche Löwe, unverwundet und ungestört, ist kaum gefährlicher als ein Hund, aber ein Löwe, der entdeckt hat, wie hilflos das Geschöpf Mensch ist, wird zu einer ganz anderen Angelegenheit. Die Enttäuschung im benachbarten Dorf war groß, als die Leute hörten, dass ich sie nicht getötet hatte. Sie war ihnen wohlbekannt, da sie immer allein in oder um ein bestimmtes Tal gelebt hatte. Solche einsamen Löwen sind oft derart standorttreu in ihren Gewohnheiten und jagen über ein kleines Gebiet. Anders verhält es sich, wenn sie sich zu einem Rudel zusammenschließen; dann gilt: Je größer das Rudel, desto weiter ihr Streifgebiet; sie bleiben selten zwei Tage hintereinander am selben Ort, es sei denn, Wild ist besonders reichlich vorhanden.

Ich habe erlebt, dass der Riss eines Löwen im Ganzen in Deckung geschleift wurde, oft über eine recht weite Distanz. Einmal fand ich eine Kuhantelope unter einem Busch liegen, unberührt bis auf einige Kratzer an der Schulter. Dies geschah gegen Mittag, und ich bin sicher, dass wir keine Löwen dabei störten, da wir uns ruhig durch den offenen Busch arbeiteten, um nach Wild Ausschau zu halten. Wir fanden einen weiteren Riss nicht viele hundert Yards von der Kuhantelope entfernt, und auch dieser war für den Verzehr zu einem späteren Zeitpunkt zurückgelassen worden. Ich kann nur vermuten, dass mehr Wild getötet worden war, als die Löwengruppe zu diesem Zeitpunkt fressen konnte, und diese Kadaver für ein künftiges Festmahl hinterlassen wurden; wie ich bereits sagte, mögen Löwen ihr Fleisch gerne „hautgout“.

Ich habe die „Rudel“ von Löwen kurz erwähnt. Die großen Rudel, die aus zwanzig bis dreißig Individuen bestehen können, sind in der Regel unruhig und ständig in Bewegung; man hört an einem Tag hier von einem Rudel und am nächsten zehn oder fünfzehn Meilen entfernt. Diese Wandergewohnheit wird durch die Notwendigkeit erzwungen, Nahrung für eine große Anzahl zu finden; der Umstand, dass sie dort, wo Wild sehr reichlich vorhanden ist, länger bleiben, verleiht dieser Annahme Gewicht.

Löwen scheinen sich in recht großen Gruppen zusammenzufinden, um ihre jahreszeitlichen Reisen zu unternehmen. Während der Trockenzeit halten sie sich im Buschland auf, wo sie den Schatten genießen können, und sind dann gewöhnlich am Rand des Gebüschs zu finden. Wenn der Regen einsetzt, verlassen sie die Dickichte für die offenen Ebenen und liegen auf den felsigen Koppies und Anhöhen. Die Regenzeit ist die beste Zeit, um Beute zu machen; die Löwen werden dann durch die Nässe aus den Sümpfen getrieben und sind somit leichter zu finden; zudem bleiben sie bei trübem Wetter bis zu einer späteren Morgenstunde draußen als gewöhnlich, wenn die Sonne heiß brennt.

Manchmal jagen sie in Gruppen und legen dabei ein nicht geringes Maß an Intelligenz und gegenseitigem Verständnis an den Tag, indem sie das Wild in regelrecht organisierter Manier „treiben“. Ich erinnere mich gut an eine Nacht, die ich unter „Big Tree“ verbrachte, einem bekannten Lager nahe El Donyo Sabuk. Stundenlang jagten die Löwen Zebras hin und her, und man konnte ihre Vorgehensweise mit den Ohren verfolgen. Zuerst hörte man das Grunzen eines angreifenden Löwen, dann das Trampeln der flüchtenden Zebraherde, das eine Minute oder länger anhielt; dann gab es einen weiteren Hufschlag und darauf folgend ein oder zwei Grunzlaute, was zeigte, dass der Tötungsversuch der Löwen gescheitert war. Nun blieb es für eine kleine Weile still, und dann wiederholte sich dieselbe Abfolge bezeichnender Geräusche. Dies setzte sich lange Zeit fort, bis nach dem Angriff und der Flucht ein volltönendes Brüllen ertönte, das von zwei verschiedenen Punkten beantwortet wurde; offenbar kreisten die wartenden Löwen die Beute schließlich ein, denn alles wurde still bis kurz vor der Dämmerung. Dann brüllten von scheinbar derselben Stelle zwei Löwen prächtig zusammen im Chor.

Sobald es hell war, ging ich zu dem Ort; ich sah zwei Löwen und vier Weibchen, schaffte es aber nicht, einen Schuss abzugeben. Die Überreste eines frisch getöteten Zebras erklärten die Phase der Ruhe, die auf die Serie von Brüllen und Fluchtbewegungen folgte, die bis zum Morgengrauen andauerte hatten.

Der Löwe behält seinen Verstand beisammen, wie es alle erfolgreichen Jäger tun müssen. Die Masai behaupten, dass ein Löwe, wenn es zwei Wildpfade gibt, absichtlich einen davon beschmutzt, um das Wild dazu zu verängstigen, den anderen zu benutzen, an dem er lauert.

Das Brüllen eines einzelnen Löwen, aus nächster Nähe gehört, ist furchteinflößend genug, aber für den Neuling mit übertriebenen Vorstellungen zu diesem Thema enttäuschend. Wenn man das Glück hat, eine Gruppe regelrecht im Chor „singen“ zu hören, wobei jeder der Reihe nach seinen Part übernimmt, bis das Klangvolumen die Leinwand des Zeltes erschüttert, lernt man, was das Brüllen eines Löwen sein kann. Einer beginnt und lässt ein volltönendes Brüllen vernehmen, und noch bevor er ganz fertig ist, nimmt es ein anderer auf, ein weiterer und noch einer stimmen ein, bis fünf oder sechs miteinander wetteifern. Weibchen stimmen mit den Männchen ein und machen fast genauso viel Lärm. Schließlich beginnt der Chor in Grunzlaute zu versterben; einer nach dem anderen fällt aus, bis zuletzt nur noch einer übrig ist, wobei jedes Grunzen schwächer wird, bis Stille eintritt.

Ich hatte das Glück, ein oder zwei Mal einen Löwenchor zu hören, und werde es nie vergessen. Die Chance, ihn zu hören, wird von Jahr zu Jahr geringer, da die Tiere stiller werden, je näher die Zivilisation rückt. Um einen Chor zu hören, muss man sich in die entlegeneren Distrikte begeben, wo sie weder durch den Mann mit dem Gewehr noch durch Besiedlung gestört werden; der folgende Auszug aus meinem Tagebuch, geschrieben während die Löwen tatsächlich brüllten, gibt meinen Eindruck jener Stunde wieder:

„Großartiger Chor heute Nacht. Zwei Löwen brüllen innerhalb von 500 Yards vom Lager. Etwa alle zehn Minuten ertönt ein einzelnes Grunzen, und einen Moment später nehmen die beiden es auf. Einer ist, glaube ich, ein junger, der andere ein altes Tier, dem Ton ihrer Stimmen nach zu urteilen. Der junge klingt zuerst nicht wie ein Löwe, eher wie eine Kuh, aber das dritte oder vierte Brüllen ist dann das Richtige. Die Anzahl der Grunzlaute nach dem Brüllen ist viel größer, als ich dachte. Ich habe beim letzten Mal vierundzwanzig gezählt und werde sehen, wie viele es beim nächsten Mal sind. Ich habe heute Nachmittag den Platz durchstreift, an dem ich diese Löwen vermutete, ohne etwas von ihnen zu sehen, also nehme ich an, dass sie gekommen sind, um mir einen Gegenbesuch abzustatten und mich wissen zu lassen, dass sie wohlauf sind.“ Nach den üblichen Notizen für den Tag folgt: „Gerade als ich das Brüllen notieren und die Grunzlaute zählen wollte, haben sie aufgehört.“

Sie brüllen am meisten während der Regenzeit, besonders in dunklen Nächten.

Ich habe angemerkt, dass der wilde Löwe selten eine so üppige Mähne trägt wie jene Exemplare, die man in Menagerien sieht; und so seltsam es auch erscheinen mag, der wilde Löwe sieht selten so prächtig aus wie das Tier im Käfig. Dies ist jedoch leicht erklärt. Es ist eher die Ausnahme, dass ein Mensch einen Löwen sieht, bevor der Löwe ihn sieht oder auf irgendeine Weise gestört wurde; daher ist der übliche Anblick der des sich davonestehlenden Tieres, das sich so klein wie möglich macht; und es ist erstaunlich, wie klein er unter diesen Umständen erscheinen kann. Man erkennt die Fülle dieses Talents, sich unauffällig zu machen, erst, wenn er die Flucht für unmöglich hält und sich zum Kampf stellt; die Veränderung seines Aspekts ist dann außergewöhnlich; auf einmal scheint er auf die doppelte Größe anzuschwellen, und wie er so dasteht, den Kopf gesenkt, die Mähne aufgestellt, den Schwanz gegen die Seiten peitschend, ist er ein so hässlicher Kunde, wie man ihn sich nur wünschen kann, ihm nicht zu begegnen.



A SNAPSHOT AT FIFTEEN YARDS.

Eine Löwin kann noch furchterregender aussehen als das Männchen. Ich erinnere mich gut an zwei Weibchen, welche die Nachhut einer Gruppe bildeten, die größtenteils aus Jungen bestand und auf die ich eines Tages stieß. Der Vorfall bleibt im Gedächtnis, nicht nur wegen des furchteinflößenden Aussehens der Damen; ihre Intelligenz hinterließ einen starken Eindruck bei mir. Hinter ihnen lag Deckung, und die Weibchen sicherten den Rückzug der Gruppe, indem sie zwischen den Jungen und mir blieben und abwechselnd von Busch zu Busch zurückwichen, bis sie sicher waren, dass die Jungen in Sicherheit waren. Ihr Vorgehen verriet perfektes Verständnis und vorherige Absprache. Zuerst wich eine Löwin einige Yards zurück und drehte sich zu mir um, und wenn sie sich so umdrehte, folgte die andere, den Kopf zurückgewandt, um mich im Auge zu behalten, den Jungen, um ihrerseits haltzumachen und mir gegenüberzutreten, während Nummer eins sich umdrehte und den sich zurückziehenden Jungen folgte. Und so fuhrn sie fort, bis die Jungen in Sicherheit waren. Ich weiß nicht, was mich mehr beeindruckte: die kalkulierende Intelligenz der beiden, die es so einrichteten, dass immer eine mir zugewandt und bereit zum Angriff war, oder ihr Aussehen voll Grimm. Nie habe ich ein solches Bild drohender Wut gesehen. Ich bin sicher, sie hätten angegriffen, wäre ich näher gekommen, denn ihre Schwänze schossen ständig senkrecht in die Luft – das übliche Anzeichen dafür, dass ein Löwe im Begriff ist, loszustürmen. Da ich allein zu Pferd war, war ich nicht darauf aus zu töten; es wäre leicht genug gewesen, die beiden Weibchen der Nachhut zu erschießen, aber da es noch eine ganze Reihe anderer gab und es ohne die Hilfe von Jungen ein schwieriges Unterfangen gewesen wäre, die Jungen der Gruppe einzufangen, ließ ich sie in Ruhe.

Ich führe das grimmigere Aussehen der Löwin auf das Fehlen der Mähne zurück; dieser Schmuck trägt viel dazu bei, den Aspekt des Männchens von ungetrübter Wut und Hass zu befreien. Es liegt etwas von Adel selbst im angreifenden Löwen, obwohl ich zugebe, dass solche Gelegenheiten nicht jene sind, in denen man für Ästhetik empfänglich ist. Die wütende oder angreifende Löwin erscheint mir immer als die leibhaftige Verkörperung von Gemeinheit und rachsüchtiger Wut zugleich.

Ein oder zwei Mal hatte ich das Glück, Löwen durch das Fernglas beobachten zu können, als sie keine Gefahr ahnten, und dann sind sie von ihrer besten Seite zu sehen. Bei einer Gelegenheit sah ich einen Löwen, fünf Weibchen und drei Junge, alle in einer Gruppe;

das Männchen stand auf einem Steinhäufen und sah hervorragend aus; einige der Weibchen lagen ebenfalls auf den Steinen, und die Jungen spielten am Fuße. Ich schaute eine ganze Weile zu, denn es war höchst interessant zu beobachten, wie eine Löwin – zweifellos die Mutter – am Spiel der Kleinen teilnahm. Ich bilde mir ein, der Löwe erwartete andere Mitglieder seiner Gruppe, denn er konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt am Horizont, und ein oder zwei Mal sah ich, dass er rief, obwohl er zu weit weg war, um ihn zu hören.

Man hört oft vom „Satz“ des Löwen. Das Wort ist malerisch und vermittelt einen subtilen Eindruck von Majestät, aber es ist unzutreffend. Ich habe erlebt, dass Löwen ein paar Sätze auf mich zu machten, wenn sie plötzlich aufgeschreckt wurden, aber das ist nicht seine normale Art der Fortbewegung oder des Angriffs; im Gegenteil, ich lernte bald, dass der Löwe, der so „sprang“, nicht gefährlich war; es war Bluff, schlicht und einfach. Der Löwe, der es ernst meint, beginnt, wenn er weit von seinem Ziel entfernt ist, im Trab und startet seinen Angriff aus nächster Nähe; wenn er aus kurzer Distanz zum Angriff ansetzt, kommt er vom ersten Moment an wie ein Windhund daher.

Lassen Sie mich hinzufügen, dass der Löwe in „Sätzen“ durch hohes Gras vorankommt, wenn er es sehr eilig hat – ähnlich wie ein Hund –, aber seine übliche Gangart ist ein etwas schlurfender Schritt, keineswegs würdevoll. Wenn er es eilig hat, trabt er gut und behält das Tempo über eine lange Distanz bei. Löwen galoppieren nicht gut; ihre Bewegung in diesem Tempo sieht ausgesprochen tollpatschig aus, und sie können es nicht über längere Zeit aufrechterhalten. Es dauerte lange, bis ich mich über die tatsächliche Beinarbeit des angreifenden Löwen vergewissern konnte. Wenn er auf einen zukommt, vermittelt er einen allgemeinen Eindruck von Geschwindigkeit, Nasenspitze, Augen und Zähnen – mehr und größere Zähne, als irgendein Tier besitzen sollte, denn er greift immer mit offenem Maul an, und das trägt nicht gerade zur Beruhigung der Nerven bei. Es ist leicht zu verstehen, dass es selbst dann, wenn man nichts anderes zu tun hätte, sehr schwierig wäre, die präzise Bewegung des Tieres zu bestimmen, das so perspektivisch verkürzt und schnell herankommt. Ich habe Löwen genau beobachtet, als sie sich entschieden, meinen Syce (Reitknecht) anzugreifen, der, da er beritten war und einen guten Vorsprung hatte, nicht in unmittelbarer Gefahr schwebte, und sah, dass es ein flacher, schneller Galopp war, jedoch völlig verschieden vom Galopp bei dem Versuch, einem Verfolger zu entkommen. Ich sehe den armen Syce noch vor mir, wie er Arme und Beine in verzweifelter Bemühung bewegte, um auch das letzte Quäntchen aus seinem Pferd herauszuholen. Er wurde viele Male so angegriffen und begriff wohl schließlich, dass das Pferd bei einem fairen Vorsprung mehr als mithalten konnte. Ich werde vielleicht noch mehr über die relative Geschwindigkeit von Pferd und Löwe zu sagen haben; einstweilen betrachten wir den Angriff.

Mr. Selous bemerkt in seinen *African Nature Notes*, dass Löwen fast immer tief unten bei ihrem Opfer zubeißen, wenn sie den Angriff zu Ende führen; dies gilt nicht für die Art in Ostafrika und den angrenzenden Regionen. Meine eigene Erfahrung war, dass in neun von zehn Fällen der Mann zu Fuß in die Arme oder die Schulter gebissen wird. Die Ausnahmen, an die ich mich erinnere, sind drei: De Gex, der im Oktober 1901 am Athi getötet wurde, wurde ganz schrecklich an den Beinen zugerichtet; ein Löwe, den er verwundet hatte, entkam in eine Deckung, und da es nicht gelang, das Tier mit anderen Mitteln herauszutreiben, setzte er das Gras in Brand und bezog mit dem Wind Stellung. Soweit festgestellt werden konnte, griff der Löwe durch den Rauch an und erreichte ihn, bevor er einen Schuss abgeben konnte. De Gex kämpfte mit bloßen Händen und drückte dem Löwen tatsächlich ein Auge aus, bevor er getötet wurde. Es ist übrigens erstaunlich, wie fest ein Löwe liegen bleibt, bevor er vor dem Feuer flieht; ich habe erlebt, dass einer sein gewähltes Versteck in einem Schilfbett behielt, bis die Spitzen des Schilfs direkt über ihm brannten. Ein weiterer Fall betraf ebenfalls einen Europäer und trug sich ebenfalls

am Athi zu. Der Löwe, der schwer verwundet worden war, wurde durch den Schuss, den X. abgab, als er herankam, nicht gestoppt; und in dem Gedanken, dass er über ihm sein würde, bevor er eine weitere Patrone laden könne, gab er auf und drehte sich um, um zu rennen. Er wurde von hinten gepackt und schwer in den Oberschenkel gebissen. Ein Augenzeuge erzählte mir, X. hätte entkommen können, wäre er sofort nach dem ineffektiven Schuss losgerannt, so langsam bewegte sich das Tier aufgrund seiner Wunden.

Der dritte Fall beinhaltete ein Stück grausamen Pechs. Zwei oder drei Männer stießen nahe Simba auf Löwen und verloren sie, nachdem sie mehrere Schüsse abgegeben hatten; sie wussten, dass einer verwundet war, also nahmen sie die Fährte auf und stießen nach einer Weile auf einen Löwen, den sie für den angeschossenen hielten. Ich habe vergessen, ob sie ihn töteten oder nicht, auch spielt der Punkt keine Rolle, da sich der Vorfall auf ein anderes Tier bezieht. Sie kehrten gerade zur Station Simba zurück, als ganz in der Nähe der Stelle, an der sie zuerst geschossen hatten, plötzlich ein Löwe aus dem Gebüsch sprang und einen aus der Gruppe am Oberschenkel packte, wobei der Biss die Oberschenkelarterie durchtrennte.

Zweimal habe ich gesehen, wie Löwen ihren Angriff erfolgreich beendeten, und bei beiden Gelegenheiten richtete sich das Tier auf und fiel sozusagen mit dem Mann um. In meinem eigenen Fall sah ich den Kopf des Löwen deutlich auf gleicher Höhe mit meinem eigenen und schoss ihm in die Brust, während er sich in dieser „aufgerichteten“ Haltung befand. Mehrere Männer, die zugerichtet worden waren, haben mir erzählt, dass ihre Erfahrung genau dieselbe war. Ein Swahili-Junge von mir rannte vor einer angreifenden Löwin weg, und ich sah, wie sie sich aufrichtete, offenbar ihre Pfoten auf seine Schultern legte und ihn zu Boden brachte.

Niemand, der Erfahrung in der Löwenjagd hat, kann umhin, die wundervolle Art und Weise zu bemerken, in der das Tier sich verstecken kann, selbst in einer Deckung, die scheinbar nicht einmal ausreicht, um einen Hasen zu verbergen. Ein Löwe mag in der offenen Ebene gesehen werden; man beginnt ihn anzupirschen; man lässt ihn für einige Sekunden aus den Augen und er ist weg. Und höchstwahrscheinlich wird er nie wieder gesehen. Dies ist auf den Ebenen erklärlich, die in Wirklichkeit nur sanft rollendes Hügelland sind; der Löwe nutzt irgendeine kleine Senke aus, schleicht leise entlang der Vertiefungen davon oder legt sich in ein winziges Stück Deckung; es ist die Geschicklichkeit, mit der er die am wenigsten vielversprechende Deckung wirkungsvoll nutzt, die so erstaunlich ist.

Ich erinnere mich an zwei Beispiele dieses Talents. Vor einigen Jahren sah ich beim Trekken an einem offenen Hang, etwa 100 Yards von der Straße entfernt, etwas, das ich für eine tote Kuhantilope hielt, und bog ab, um es mir aus der Nähe anzusehen; kaum hatte ich die Straße verlassen, sprang diese tote Kuhantilope auf ihre Füße und wurde zu einem prächtigen Löwen, und im selben Moment tauchte ein anderer, weniger guter, wie aus dem Nichts ganz in der Nähe auf. Ich ritt hinter dem ersten her, aber er gelangte in eine Rinne, also kehrte ich um und bekam eine Chance auf den zweiten, als er eine Anhöhe etwa 200 Yards von mir entfernt hinaufstieg, wobei ich ihm zwei Kugeln verpasste – woraufhin er sich hinlegte, offensichtlich sehr krank. Nun beachten Sie: Mit Ausnahme eines buschbewachsenen Ameisenhügels war jener Hang vollkommen kahl. Um das Risiko eines Angriffs zu vermeiden – denn wenn er noch Leben in sich hätte, könnte er den Hang hinunter angreifen, während er weniger bereit wäre, ihn hinauf anzugreifen –, merkte ich mir, wo er lag, machte einen kurzen Umweg, gelangte oberhalb der Stelle und sah keine Spur von ihm. Die Jungen riefen, er sei auf dem Ameisenhügel, also ritt ich um diesen herum, der ganz klein war und nur wenig Vegetation aufwies, nirgends dick genug, um einen Löwen zu verbergen; aber erst nachdem ich sechs oder acht Mal herumgeritten

war, konnte ich ihn entdecken. Er lag im Schatten der Büsche und sah wie ein Teil des Ameisenhügels aus, so exakt verschmolz seine Farbe mit der des Bodens, aus dem dieser bestand. Ich bin bereit, dies als Beispiel für „Schutzfärbung“ gelten zu lassen.

Ein anderes Mal lief ein verwundeter Löwe in einen flachen Bachlauf hinunter und verschwand buchstäblich innerhalb von 100 Yards vor mir, der ich ihm folgte. Ich postierte sofort Männer auf Bäumen, um den Bachlauf zu überwachen und Bescheid zu geben, falls er zu entkommen versuchte, und begann mit der Untersuchung. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich die Sache vorsichtig anging; die Sorgfalt, mit der ein Löwe es einrichtet, dass man ihn nicht sieht, wird nur durch die Sorgfalt übertroffen, mit der er einen selbst im Auge behält; und ich schob mich schrittweise näher heran, untersuchte jeden Grasbüschel, bereit für einen Angriff in jedem Moment. Ich erreichte den Bachlauf und stand auf der hohen Böschung, direkt über der Stelle, an der ich ihn hineingehen sah, konnte aber keine Spur von ihm entdecken, also rief ich den Jungen zu, das Bett des Bachlaufs nach Spuren abzusuchen. Sie fanden keine, also wusste ich, dass er nur wenige Yards von mir entfernt sein musste; daher zog ich mich von der Böschung zurück und bestieg mein Pony, um den Bach mit schussbereitem Revolver zu durchqueren. Ich ritt im vollen Galopp dicht an der Böschung entlang an der Stelle vorbei, an der der Löwe zuletzt gesehen worden war, konnte aber nichts sehen. Ich wusste, er musste dort sein, also galoppierte ich zurück, dieses Mal so dicht am Rand der Böschung entlang, wie ich es wagte, und dieses Mal sah ich meinen Freund, zusammengerollt in einer kleinen Vertiefung. Erst als ich aus einer besonnenen Entfernung einen Schuss in die Vertiefung feuerte, zeigte er sich richtig, und als er es tat, geschah es, um zu versuchen, den Angriff zu Ende zu führen. Dieser Löwe hatte, obwohl ausgewachsen, die kürzeste Mähne, die ich je gesehen habe.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass man oft unbewusst in sehr geringer Entfernung an Löwen vorbeiläuft, denn solange ein Tier glaubt, ungesehen zu sein, wird es die Methode aller wilden Kreaturen anwenden, die Gefahr wittern, und Sicherheit in vollkommener Unbeweglichkeit suchen. Ich erinnere mich an ein gutes Beispiel dafür: Ich war mit einem Jagdfreund aus Nairobi herausgeritten, um einen Löwen zu finden; wir erreichten vielversprechendes Gelände und wollten gerade die Gewehre laden, als mein Begleiter fragte, ob es zutreffe, dass Löwen sehr fest liegen bleiben. Ich antwortete gerade, dass wir auf solchem Gelände in 10 Yards Entfernung an einem vorbeilaufen könnten, ohne ihn zu sehen, als die beiden Hunde bei uns begannen, einer bestimmten Stelle Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich sah, wie sich ihr Nackenfell aufstellte, rief ich den Jungen mit unseren Gewehren, aber bevor ich meines greifen konnte, sprang etwa 20 Yards entfernt ein Löwe auf und verschwand. Ich rief meinem Begleiter zu, ihm zu folgen, während ich nach dem Gewehr griff, aber der Dummkopf von einem Jungen ließ es fallen, und als ich absprang, um die Waffe zu holen, stand ein zweiter Löwe auf. Dieser blieb stehen, sodass ich ihm in 20 Yards Entfernung mit ungeladenem Gewehr gegenüberstand. Da ich wusste, dass er, unverwundet, wahrscheinlich nicht folgen würde, bestieg ich das Maultier und „machte mich aus dem Staub“ in eine sichere Entfernung, um anzuhalten und zu laden; dann befahl ich dem Syce, der ebenfalls ein Maultier ritt, etwa 100 Yards von diesem Löwen entfernt zu warten und zu beobachten, wohin er ginge, und galoppierte hinter meinem Begleiter her, nur um festzustellen, dass er den ersten gestellt hatte, unglücklicherweise jedoch in einigem hohen Gestrüpp. Wir versuchten gerade zu entscheiden, wie wir ihn am besten angehen sollten, als der Syce angestürmt kam, um zu sagen, dass der Löwe, den er beobachten sollte, ihn vertrieben habe, und zeigte gleichzeitig auf das Tier, das oberhalb von uns vorbeizog.

In der Hoffnung, diesen an einer besseren Stelle als den anderen zum Stehen zu bringen, folgten wir ihm und stellten ihn bald, aber – wie es das Unglück wollte – erneut in hohem Gras, das eine weite Fläche bedeckte. Er besiegte uns; er wollte sich nicht wie ein

Gentleman verhalten und aufstehen, sondern kroch in diesem Gras herum, und wir fanden ihn nicht, so sehr wir uns auch bemühten.

In Anbetracht des Talents, das der Löwe beim Verstecken an den Tag legt, erscheint es paradox zu sagen, dass ein Nashorn mit einem Löwen verwechselt werden kann und umgekehrt. Diese Verwechslung erklärt sich durch die klare Atmosphäre, den aus lauter Falten und Senken bestehenden Boden und das Fehlen markanter Objekte, die dem Auge zur Orientierung dienen; all dies zusammen macht es äußerst schwierig, Entfernungen und damit die Größe eines Tieres einzuschätzen. Mehr als einmal habe ich ein Nashorn für einen Löwen gehalten und zu anderen Zeiten einen Löwen für ein Nashorn. Es ist ein Irrtum, dem man merkwürdig leicht erliegt, trotz des Größenunterschieds beider Tiere; beide tragen den Kopf niedrig, beide haben hohe Schultern und Kruppen, und beide haben einen sehr hohlen Rücken – so ist die Ähnlichkeit der Umrisse aus der Ferne täuschend. In einem Fall hielt ich drei Nashörner im Buschwerk für Löwen, da das Gebüsch wie Gras wirkte und nur ihre Rücken darüber sichtbar waren; ein andermal hielt ich aus nächster Nähe eine Löwin für ein Nashorn, getäuscht durch die Linie ihres Rückens, die alles war, was ich sehen konnte, als sie hinter einem Kamm vorbeizog – eine Situation, in der es unmöglich war, die Entfernung abzuschätzen.

Vielleicht ist es die Leichtigkeit, mit der Löwen mit anderen Tieren verwechselt werden können, die jene gewissen „Standard-Anekdoten“ hervorgebracht hat, die jeder Neuankömmling im Land zwangsläufig zu hören bekommt. Eine der am meist beanspruchten Geschichten dieser Art wird von einem Frachtfahrer in seinen eigenen Worten so erzählt: „Eines Nachts, als wir an einem Ort campierten, an dem es sehr viele Löwen gab, gelangte einer von ihnen in die Boma, aber wir trieben ihn hinaus; als er weg war, zählte ich die Esel und stellte fest, dass alle zehn, die wir hatten, sicher waren, also legten wir uns schlafen. Nun denn! Wir brachen am nächsten Morgen sehr früh auf, packten die Esel im Dunkeln und machten uns auf den Weg; die Art und Weise, wie diese Esel an jenem Morgen liefen, war beachtlich! Sie trotteten uns förmlich davon – bis auf einen, der etwas zurückfiel und den wir jedes Mal, wenn er nachhinkte, hinter den anderen her trieben. Wir bemerkten, dass die anderen sofort losliefen, wenn er zu ihnen aufschloss, dachten uns aber nicht viel dabei. Das ging so weiter, bis es hell wurde, und dann – weiß Gott – stellten wir fest, dass dieser letzte Esel ein Löwe war. Er hatte einen Esel gefressen und war so satt, dass er gar nicht darauf geachtet hatte, als ihm die Last aufgelegt wurde!“

Eine Variante dieser Geschichte lässt den Mann einen Löwen zusammen mit Eseln vor seinen Wagen spannen, wobei die Natur des Stangenvieh-Tieres erst bei Tagesanbruch entdeckt wird.

Der bescheidene Kern der Wahrheit, auf dem diese Erzählungen beruhen, ist, dass ein Löwe tatsächlich schon einmal für einen Esel gehalten wurde. Dies geschah einem meiner Freunde. Ein Löwe wurde zwischen seinen grasenden Eseln gesehen, und er rückte sofort mit seinen Jungen aus, um sie in Sicherheit zu bringen. Sie hatten einige von ihnen zurückgebracht, als ein Junge rief, er könne noch einen sehen, und die Gruppe, die aufbrach, um ihn zu holen, stellte fest, dass dieser andere der Löwe war, der den ganzen Aufruhr verursacht hatte!

Löwen gehen ins Wasser, wenn es keinen anderen Ausweg gibt. Ich erinnere mich an ein markantes Beispiel dafür: Wir jagten drei Löwen und dachten schon, wir hätten sie sicher, da wir sie in einem Winkel an einem recht großen Fluss in die Enge getrieben hatten, der nicht nur tief, sondern auch reißend war. Als wir nach ihnen suchten, waren sie nirgends zu finden, und alles, was wir entdecken konnten, waren Fährten, die zum Ufer führten. Es schien, als seien sie hinübergegangen, also wurde ein Mann geschickt, um das andere Ufer

nach Spuren abzusuchen; er fand sie fast genau gegenüber der Stelle, an der die Fährten in den Strom führten. Daraus folgte, dass die drei Löwen trotz der starken Strömung fast gerade herüberschwammen.

Ein anderes Mal, am nördlichen Uaso Nyiro, wurde ein Löwe, der unsere Bekanntschaft nicht machen wollte – ich hatte gerade einen geschossen –, von einem meiner Jungen dabei beobachtet, wie er den Fluss durchschwamm; er sagte, das Tier sei weit hinaus in das Wasser gesprungen und habe dann die restlichen 15 oder 20 Yards schwimmend zurückgelegt.

KAPITEL IV

DIE LÖWENJAGD

Kenntnis der Gewohnheiten unerlässlich – Hilfe durch Geier – Durch das Verhalten des Wildes – Durch andere Vögel als Geier – Vorsichtige Annäherung notwendig – Zeichen lesen – Spurensuche – Geführt vom Honiganzeiger – Jahreszeit und aktuelles Wetter zu berücksichtigen – Gewehre – Kugeln – Wohin man zielen sollte – Der angreifende Löwe – Gefahr bei der Annäherung an einen scheinbar toten Löwen.

Die folgenden Notizen mögen demjenigen von Nutzen sein, der auf der Suche nach Löwen ist, aber ich muss den Leser warnen, dass es unzählige Kleinigkeiten gibt, die helfen – Belanglosigkeiten, die eine echte Hilfe bei der Suche bieten, an die man sich jedoch unmöglich erinnert, wenn man zur Feder greift.

Die erste Bedingung für den Erfolg ist eine gewisse Kenntnis der Naturgeschichte, nicht nur der Löwen und ihrer Gewohnheiten, sondern auch der Vögel und Tiere, deren Leben mehr oder weniger eng mit dem des Löwen verknüpft ist. Wer weiß, worauf er achten muss, und seine Augen offen hält, wird die Anwesenheit eines Löwen bemerken, wo ein anderer sie niemals auch nur vermuten würde. Das offensichtlichste „Zeichen“ ist natürlich der Anblick von Geiern, die zu einem Riss niedergehen, aber selbst hier ist ein wenig Wissen hilfreich. Wenn die Vögel beispielsweise direkt zu Boden stoßen, kann man ziemlich sicher darauf schließen, dass das Tier die Beute verlassen hat, obwohl es sich ganz in der Nähe aufhalten mag. Sollten die Geier über ein beträchtliches Gebiet verteilt niedergehen, während einige kreisen oder sich auf Bäumen niederlassen, ist dies ein Hinweis darauf, dass sich etwas am Riss befindet, und es ist möglich zu unterscheiden, ob dieses Etwas ein Mensch oder ein Tier ist. Handelt es sich um einen Menschen, lassen sich die Vögel weit entfernt nieder; ist es ein Tier, kommen sie viel näher und setzen sich im Umkreis von 50 Yards ab. Wenn Geier plötzlich aufsteigen und sich nach ein paar Yards wieder niederlassen, ist dies ein fast sicheres Zeichen dafür, dass sich ein großes Tier am Riss befindet oder sich ihm nähert – und das kann ein Löwe sein. Sollten Geier nacheinander aufsteigen und in einem Schwarm hoch oben kreisen und schweben, während sie gleichzeitig abdriften, sind nur noch die sauber abgenagten Knochen des Risses zu erwarten.

Wenn Geier in einem Distrikt zahlreich sind, deutet dies oft darauf hin, dass auch Löwen zahlreich sind, insbesondere wenn sie am frühen Morgen tief fliegen – die Vögel versammeln sich naturgemäß dort, wo Nahrung für sie bereitgestellt wird, und halten Ausschau, um bei Tagesanbruch die Reste der Beute zu vertilgen. Die Eingeborenen wissen das so genau, dass sie die Bewegungen der Vögel stets im Auge behalten. Während wir im Reservat unterwegs sind, achten meine Männer immer auf Geier, und wenn diese nicht zu weit entfernt sind, gibt es einen Ansturm, um alles Fleisch zu sichern, das noch übrig sein mag. Die Wandorobo und andere Jäger halten mit demselben Ziel stets Ausschau nach Geiern.

Das Verhalten des Wildes liefert Informationen über Löwen. Ungestörtes Wild in den Ebenen verteilt sich zum Fressen über ein recht weites Gebiet, obwohl jedes Rudel mehr oder weniger zusammenbleibt. Wird es durch die Annäherung eines Feindes gestört, zieht sich jedes Rudel zu einem kompakten Haufen zusammen, bereit zur Flucht. Wenn man nun die Ebenen durch das Glas absucht, kann das Wild in einem Radius von fünf oder sechs Meilen deutlich gesehen werden. Daher lohnt es sich immer, am frühen Morgen auf

eine Anhöhe zu steigen und das umliegende Land abzusuchen. Vielleicht bemerken Sie beim Absuchen der Ebene, auf der Tausende von Tieren weiden, dass sie sich an einer bestimmten Stelle ein wenig „zusammengeballt“ haben. Diese Tatsache mahnt Sie, nach der Ursache zu suchen und das Fernglas sorgfältig einzusetzen. Wenn das Zusammenballen über ein größeres Gebiet stattgefunden hat, können Sie ziemlich sicher sein, dass das Wild durch Menschen gestört wurde; ist das gestörte Gebiet jedoch klein, könnten die Tiere durch einen Löwen erschreckt worden sein.

Wir beobachten weiter, um zu sehen, was uns die Bewegungen des Wildes noch verraten können. Einige der Tiere bleiben eng beieinander, während andere sich langsam wieder verteilen, als sei die Gefahr vorüber; aber wir sehen, dass die Mitglieder einer Gruppe alle in dieselbe Richtung blicken, während ein anderer Haufen ein paar hundert Yards entfernt, jedoch auf der anderen Seite eines dichten Buschstücks oder einer Senke, gespannt auf denselben Punkt starrt. So bekommen wir eine Vorstellung von der Position des Feindes, was auch immer es sein mag, und ein paar Minuten mehr verraten uns seine Zugrichtung. Weiter vorne hört noch mehr Wild auf zu fressen und zieht sich langsam zusammen – und noch mehr. Nun wissen wir zwar nicht, wer der Feind ist, aber wir wissen, welche Linie er einschlägt, und ein Blick entlang dieser projizierten Linie mag uns zeigen, wohin er unterwegs ist – stets eingedenk dessen, dass ein Löwe das offene Gelände niemals mehr aufsucht, als er unbedingt muss. Wenn ein Flussbett, ein Sumpf oder eine felsige Schlucht vorausliegt, wird er ziemlich sicher dorthin ziehen, um sich für den Tag niederzulassen. Wenn ein solcher Rückzugsort nicht direkt sichtbar ist, lässt sich sein Standort oft aus der Bodenbeschaffenheit errahnen.

Nachdem Sie seine Route – oder das, was Sie für seine Route halten – bestimmt haben, brechen Sie auf, um den Störer des Wildes an einem geeigneten Punkt abzufangen, wobei Sie vorsichtig pirschen und beim Näherkommen auf den Wind achten. Ein umsichtiger und erfolgreicher Püschgang bringt Sie wahrscheinlich von Angesicht zu Angesicht mit einer alten Hyäne auf dem Heimweg; aber das ist die Art von Erlebnis, auf die man vorbereitet sein muss, und es besteht immer die Chance, dass der Feind, dessen Anwesenheit das Wild verriet, ein Löwe ist.

Andere Vögel als Geier helfen beim Finden von Löwen. Angenommen, die Linie, die der Störer des Wildes eingeschlagen hat, ist ein Tal, das sich um den Fuß eines Hügels windet. Oben am Hügelkamm angekommen, sehen wir unten einen Buschgürtel, der dicht genug ist, um einen Löwen vor menschlichen Blicken zu verbergen, aber dennoch ein unwahrscheinlicher Ort für ihn, um sich niederzulassen. Der Plan ist nun, gut außer Sicht zu bleiben und auf die Hilfe zu warten, welche die wilde Natur bieten kann. Ein paar Vögel steigen vielleicht erschreckt auf und lassen sich ein paar Yards weiter wieder nieder, oder die schwatzenden Drosseln zetern lärmend über etwas, das wir nicht sehen können; dann kommt eine Weihe, die den Sumpf abjagt; an der Stelle angekommen, wo die Drosseln zetern, verharret die Weihe plötzlich, rüttelt für einen Moment und schwenkt nach rechts oder links aus, um etwas zu folgen, das sich durch das Schilf bewegt. Es ist die Gewohnheit dieser Vögel, auf diese Weise „dranzubleiben“; ich habe erlebt, wie sie so über einem Hund rüttelten. Beobachten Sie die Vögel ruhig und geduldig, und sie werden Ihnen sagen, wo Sie suchen und wohin Sie gehen müssen. Die Bewegungen aller wilden Dinge sind voller Bedeutung; insbesondere jede plötzliche oder ungewöhnliche Bewegung muss beachtet und ihre Ursache untersucht werden.

Wenn Sie sich dem Ort nähern, an dem Sie einen Löwen zu finden hoffen, bleiben Sie so weit wie möglich außer Sicht; verbergen Sie Ihre Bewegungen so sorgfältig, als ob er die ganze Zeit über im Blickfeld wäre. Denken Sie daran: So geschickt Sie auch im Lesen von „Zeichen“ sein mögen, er weiß weitaus mehr über diesen Zweig des Geschäfts, als Sie jemals zu hoffen wagen können, und sobald er auf der Hut ist, ist er so schwer zu finden

wie die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen. Sie könnten natürlich aus nächster Nähe über ihn stolpern, wenn er sich versteckt – sollte das passieren, kann ich Ihnen nur wünschen, dass Sie heil aus der Begegnung herauskommen.

Wenn Sie Hügel überqueren, zeigen Sie sich niemals an der Horizontlinie, wenn Sie es irgendwie vermeiden können. Wenn Sie reiten, steigen Sie ab und kriechen Sie, während Sie das Pferd führen; dies wird andere Tiere nicht verschrecken – es ist der Mensch, der mit Argwohn betrachtet wird.

Kein einzelnes Zeichen kann als Beweis für die Anwesenheit eines Löwen akzeptiert werden. Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse aufgrund einer einzigen Indikation; notieren Sie sie und warten Sie auf andere, die sie bestätigen, und dann auf weitere, die diese stützen. Berücksichtigen Sie alles, was Sie gesehen haben, und wägen Sie die Umstände ab, bevor Sie einen Schritt machen. So hilfreich die Bewegungen der Geier auch sind, es ist notwendig, die Dinge abzuwägen, bevor man das Zeichen korrekt lesen kann. Sie sehen sie in einer Weise niedergehen, die einen Riss andeutet. Ist es ein Riss? Wird in diesem Distrikt viel gejagt? Wenn dort viel geschossen wird, steigen die Vögel wahrscheinlich herab, um an einem Tier zu fressen, das an seinen Wunden verendet ist, und der Löwe, falls er jemals daran war, ist höchstwahrscheinlich schon vor der Dämmerung nach Hause gegangen.

Auch Zeit und Wetter müssen berücksichtigt werden. Wie bereits erwähnt, bleiben Löwen an trüben, kalten Morgen lange draußen und können möglicherweise bis weit in den Tag hinein auf felsigem Untergrund in Bewegung angetroffen werden. An einem hellen Tag besteht wenig Hoffnung, einen Löwen spät an einem Riss zu finden. Suchen Sie unter solchen Bedingungen die wahrscheinlichste Deckung in der Nachbarschaft auf.

Die Spurensuche (Spooring) nach Löwen wird in dieser Kolonie nicht viel praktiziert, da die Eingeborenen mittelmäßige Fährtenleser sind und der Boden – außer während der starken Regenfälle und an sandigen Stellen – sich nicht für diese Methode eignet. Es ist leicht genug, einem Löwen am frühen Morgen zu folgen, wenn der Tau auf dem hohen Gras liegt; das Tier drückt die Gräser nieder und beiseite und streift den Tau ab; aber offensichtlich ist eine solche Fährtenarbeit nur möglich, solange der Tau liegt, und dieser verschwindet unter der heißen Sonne schnell; dann gibt es keine Möglichkeit festzustellen, ob die Spur von einem Löwen oder einem anderen schweren Tier stammt – zum Beispiel von einem Menschen. Ein Mensch, der durch hohes Gras geht, wo der Abdruck des Fußes nicht sichtbar ist, hinterlässt eine Spur, die leicht mit der eines Löwen verwechselt werden kann – eine Tatsache, die man im Hinterkopf behalten und die Hilfe von Zeichen hinzuziehen sollte.

Einmal lernte ich etwas Nützliches von einem Masai, während ich im hohen Gras arbeitete. Wir stießen auf eine Stelle, an der ein paar Stunden zuvor Tiere irgendeiner Art gelegen hatten, konnten aber nichts sehen, was einen Hinweis auf die Spezies gab. Der Masai kam herzu undklärte den Punkt sofort; er befeuchtete seine Hand, schlug mit der flachen Palme kräftig auf das niedergedrückte Gras und zeigte mir die hängengebliebenen Haare. Löwe! Seitdem habe ich diesen einfachen und schlüssigen Test oft angewandt.



Hyänenhunde, die zu zweit oder dritt zusammenliegen, hinterlassen ein Lager, das dem des Löwen sehr ähnlich ist. Sollte das Gras über eine größere Fläche niedergetreten sein, wo Hyänenhunde gelegen haben, sollten Sie die Umgebung nach Welpen absuchen; das Gebiet mit dem niedergetretenen Gras ist ihr Spielplatz, und der Bau befindet sich ganz in der Nähe. Ähnliche Anzeichen verraten die Kinderstube anderer Tiere. Einmal fand ich einige junge Zibetkatzen als Ergebnis einer Suche, bei der niedergetretenes Gras die Aufmerksamkeit erregt hatte.

Der Honiganzeiger führt den Menschen manchmal mit derselben Sicherheit zum Wild, mit der er den Weg zu einem Bienennest weist. Ich hatte einmal ein seltsames Erlebnis dieser Art in der Nähe von Kiu. Ich lagerte an einem Flussufer, und Löwen gaben eines Nachts ihr Bestes, um die gesamte Ausrüstung, zu der Pferde, Esel und Maultiere gehörten, zur Flucht zu treiben. Es war zu dunkel, um die Löwen zu sehen, aber wir konnten hören, wie sie sich um das Lager bewegten und von Zeit zu Zeit grunzten. Gegen Morgen wurden sie lauter, und gerade als die Dämmerung anbrach, erblickte ich einen; ich gab einen Schnellschuss ab und hörte die Kugel treffen. Sobald es also hell war, machte ich mich mit den Jungen auf den Weg, um nach ihm zu suchen – ich versuchte auch, die Hunde mitzunehmen, aber sie lehnten es ab, irgendetwas mit der Angelegenheit zu tun zu haben. Es gab reichlich Blut, und wir kamen gut voran, bis die Fährte das Flussbett überquerte; danach wurde sie schwierig zu verfolgen, und wir verloren sie innerhalb weniger Yards. Eine Meile bevor wir zum Flussbett kamen, war der Löwe dicht vor uns – zweimal hörten wir ihn nur wenige Yards voraus grunzen, weshalb wir uns vorsichtig bewegen mussten, und er hatte einen guten Vorsprung gewonnen, als wir die Fährte verloren. Während wir umhersuchten, um sie wiederzufinden, erschien ein Honiganzeiger, der in den Bäumen über uns flatterte und rief, und die Jungen sagten sofort: „Folge dem Vogel.“ Ich selbst hatte wenig Vertrauen in seine Absichten, aber da es aussichtslos schien, weiter nach der verlorenen Fährte zu suchen, dachte ich, wir könnten ebenso gut sehen, was der Honiganzeiger für uns tun wollte. Sobald er erkannte, dass wir ihm folgen würden, wandte sich der Vogel von der Richtung ab, in der wir gearbeitet hatten, und flog durch ein Stück dickes Buschwerk. Um dieses herum bahnte ich mir meinen Weg, und fast unmittelbar nachdem der Vogel mich wiedergesehen hatte, begann er, nach der Gewohnheit seiner Art, von Baum zu Baum zu flattern, wie er es tut, wenn er sich einem Bienennest nähert. Der Rat der Jungen, ihm zu folgen, war in meinem Kopf,

als ich ein oder zwei Schritte auf ihn zumachte, und fast augenblicklich wurde dieser Rat bestätigt. Eine breite, mit Blut bedeckte Spur lag vor mir; ich trat zurück, und dabei fiel mir eine Bewegung im Gras direkt über der Spur ins Auge; der Kopf des Löwen hob sich etwa zwölf Schritte entfernt. Ich glaube nicht, dass er Zeit hatte, die Anwesenheit eines Menschen überhaupt zu registrieren, denn ich schoss, bevor sein Kopf klar über das Gras ragte.

Ich weiß nicht genau, was ich vom Honiganzeiger erwartete, als ich wieder einen Gedanken für ihn übrig hatte, denn da war er, ganz in der Nähe, und machte keine Anstalten, weiterzuführen; er blieb während des Häutens dabei, als wolle er die ganze Angelegenheit bis zum Ende miterleben. Dieser Vorfall verleiht den Eingeborenengeschichten Gewicht, die vom Kap bis nach Uganda kursieren, dass der Honiganzeiger den Menschen sowohl zu gefährlichen Tieren und Schlangen als auch zu Bienennestern führt. Ich habe keine Theorie als Erklärung vorzubringen; ich kann nur den Bericht der Eingeborenen und die Erfahrung wiedergeben, die ein Beispiel für die Grundlage zu sein schien, auf der die Berichte der Eingeborenen basieren.

Die Jahreszeit und das aktuelle Wetter müssen bei der Suche nach Löwen berücksichtigt werden. So tun Sie bei trockenem Wetter gut daran, in Schilfbetten nach ihnen zu suchen, in denen sie sich niederlassen könnten; gab es jedoch schwere Regenfälle, sind trockene Zufluchtsorte, Felsen und Koppies die Aufenthaltsorte des Löwen.

Eine oft gestellte Frage lautet: „Was ist das beste Gewehr für Löwen?“ Darauf habe ich eine Standardantwort: „Das schwerste Gewehr, das Sie unter den gegebenen Umständen handhaben können.“ Niemand ist ein größerer Anhänger von Kleinkalibern als ich, und bei weitem die meisten meiner Löwen wurden mit einer Westley-Richards .265 getötet; aber dies war das leistungsstärkste Gewehr, das ich unter meinen speziellen Umständen handhaben konnte. Ich jage allein und praktisch immer zu Pferd, daher ist es nicht möglich, eine schwere Waffe mitzuführen; zudem wurden viele meiner Löwen einfach beim Marschieren auf dem Trail angetroffen. Und auf dem Marsch trägt man ein Gewehr so, wie man in England einen Stock tragen würde, denn man weiß nie, wann es gebraucht wird, vielleicht in Eile.

Wer es sich zur Regel macht, jederzeit ein leichtes Gewehr zu tragen, bekommt manch gute Gelegenheit, die er sonst verpassen würde, weil es zu lange dauert, eine Waffe vom Jungen zu bekommen. Der Waffenträger mag der beste der Welt sein, aber es ist eine Gewissheit, dass er genau dann, wenn das Gewehr am dringendsten gebraucht wird, stehen geblieben ist, um seine Sandale festzubinden oder etwas dergleichen zu tun – und ein verpasster Schuss auf einen Löwen oder Leoparden ist das Ergebnis. Insbesondere Leoparden sind Tiere, die derjenige erlegen wird, der immer bereit ist, während derjenige, der das Gewehr seinem Jungen überlässt, Chancen verpassen wird.

Die moderne Rigby .450 und ähnliche Kaliber sind wunderbar und zweifellos die Gewehre, die man für Löwen verwenden sollte, wann immer möglich. Das Geschoss für das schwere Gewehr sollte ein Teilmantelgeschoss (soft-nosed) sein, während ich beim Kleinkaliber auf das Vollmantelgeschoss (solid) vertraue. Ich halte nichts von mittleren Kalibern; nicht, dass die Gewehre unbefriedigend wären, aber sie verleiten einen dazu, Risiken einzugehen, die man mit einem Kleinkaliber in Kenntnis seiner Grenzen entweder meiden oder mit größter Vorsicht angehen würde. Im Umgang mit gefährlichen Tieren müssen Sie sicherstellen, dass der erste Schuss kampfunfähig macht. Bei der Verwendung eines mittleren Kalibers neigt man zu der Annahme, es sei gut genug für alles, und geht Wagnisse ein, die man vermeiden sollte.

Ich spreche aus Erfahrung. Ein oder zwei Vorfälle zeigten mir, dass das mittlere Kaliber nicht die Mannstoppwirkung besitzt, welche die Sicherheit des schweren Gewehrs ausmacht, während ich bei der Wahl des Treffpunkts weniger sorgfältig war als mit dem Kleinkaliber; daher legte ich es beiseite.

Eine weitere schwierige Frage ist: Wo sollte man einen Löwen treffen – beziehungsweise überhaupt ein Tier? Das ist nicht leicht zu beantworten. Ich kann nur meine eigenen Ansichten wiedergeben; zweifellos gibt es viele andere, die völlig unterschiedliche Auffassungen zu diesem Thema haben.

Lassen Sie mich mit einer Warnung beginnen: Schießen Sie niemals auf einen Löwen, bevor Sie wissen, auf welchen Teil von ihm Sie zielen; unverwundet ist er selten gefährlich, aber ein verwundeter Löwe ist zu meiden, und wenn man ihm nachsetzen muss, besteht jede Chance auf einen Angriff, den es ebenfalls zu vermeiden gilt. Selbst dem besten Schützen kann etwas dazwischenkommen, und wenn ein Löwe tatsächlich herankommt, wird unweigerlich jemand Schaden nehmen, und die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass es der Mann selbst ist.

Mein bevorzugter Schuss zielt auf die Knochen der Schulter, mit dem Ziel, das Tier sofort zu krüppeln. Wenn der Löwe beispielsweise schräg von einem weg steht, ist die gegenüberliegende Schulter der Punkt, den man zu erreichen versucht, und dazu muss man das Tier weit hinten treffen. Wenn die Kugel die Schulter nicht erreicht, wird sie zumindest Lunge, Herz oder große Blutgefäße zerfetzen. Wenn der Löwe einem mehr oder weniger zugewandt ist, ist die vordere Schulter das Ziel. Wenn er direkt von einem weg steht, erledigt ein Schuss in der Längsachse die Sache, oder das Becken kann zertrümmert werden, was ihn kampfunfähig macht. Denken Sie niemals an einen Schuss als „hinter die Schulter“; die lebenswichtigen Teile liegen zwischen den Schultern, und Sie müssen die Kugel so platzieren, dass sie durch diese hindurchgeht und gleichzeitig versucht, Knochen zu brechen. Wenn der Schuss ein Stück zu weit vorne sitzt, wird wahrscheinlich Schaden an den lebenswichtigen Teilen wie den großen Blutgefäßen oder der Wirbelsäule angerichtet, während ein Treffer weit hinten kaum eine Chance hat, viel Unheil anzurichten. Die Kugel mag durch den Magen gehen, und obwohl eine solche Wunde mit der Zeit tödlich sein wird, müssen Sie das Tier entweder ziehen lassen oder ihm folgen, vielleicht in dichte Deckung; im letzteren Fall sprechen alle Chancen dafür, dass er den Spieß umdreht. Ich vertraue auf diese zwei Maximen:

SCHIESSE AUF DIE KNOCHEN, UND DU WIRST NICHT VIEL FALSCH MACHEN.

KRÜPPLE EINEN LÖWEN SO SCHNELL WIE MÖGLICH. TÖTEN KANNST DU IHN DANACH.

Ein Löwe mit einem Herzschuss wird noch eine kurze Strecke angreifen, wie ich in meinen frühen Tagen am Athi feststellte, als eine Löwin, deren Herz regelrecht zerfetzt war, etwa 20 Yards weit angriff und einen Mann zu Boden riss. Sie starb auf ihm, bevor sie Zeit hatte, großen Schaden anzurichten, aber es war eine Sache von Sekunden; zehn mehr, und sie hätte ihn getötet.

Eine Antilope mit einem Herzschuss bricht selten oder nie sofort zusammen, sondern stürmt davon, vielleicht 100 Yards weit, und fällt dann im vollen Lauf tot um. Ein Wasserbock, den ich so traf, lief etwa 200 Yards weit, hielt dann an, blickte zurück und fiel tot um. Dies ist die einzige Gelegenheit, bei der ich erlebt habe, dass ein Tier vor dem Zusammenbrechen anhielt; in der Regel fällt es in voller Geschwindigkeit.

Sollte es tatsächlich zu einem Angriff kommen, ist es kaum nötig zu sagen: Stehen bleiben! Egal was passiert, selbst mit einem leeren Gewehr haben Sie eine bessere Chance, wenn Sie standhalten, als wenn Sie weglaufen – es sei denn, ein wirklich schöner Baum ist in der Nähe, und wenn ein Baum da ist, stehen die Chancen gut, dass Ihr Waffenträger vor Ihnen dort ist. Ein Löwe wird immer einen Mann auf der Flucht einem stehenden vorziehen, und da die Wette gilt, dass der eine oder andere der Jungen wegläuft, wird der Löwe ihm folgen und Ihnen eine Chance zum Nachladen geben. Wir wollen jedoch hoffen, dass das Gewehr geladen ist. Seien Sie nicht in zu großer Eile zu schießen, wenn der Angriff erfolgt; behalten Sie einen kühlen Kopf und versuchen Sie, mit dem ersten Schuss absolut sicherzugehen. Sollte dieser fehlschlagen, sparen Sie sich den zweiten auf, bis das Tier ganz nah ist. Sollte etwas schiefgehen, wenn Sie sich in der Nähe eines verwundeten Löwen befinden, verschwinden Sie so schnell wie möglich aus seinem Sichtfeld; selbst wenn er vorhat zu kommen, ist es unwahrscheinlich, dass er dorthin angreift, wo er einen Menschen vermutet, sondern er wird selbst im schlimmsten Fall langsam kommen, sodass Sie Zeit zum Nachladen haben könnten.

Besondere Vorsicht ist stets geboten, wenn man sich einem Löwen nähert, der entweder verwundet oder „tot“ ist. Sollte er nur verwundet sein, besteht die größte Gefahr eines Angriffs; sollte er hingegen nur betäubt sein, könnten Sie sich täuschen lassen und buchstäblich in den „Rachen des Todes“ laufen. Eine solche Erfahrung machte ich vor einiger Zeit.

Ich hatte einen guten Löwen gestellt und geschossen – mausetot, wie ich glaubte. Mein Glaube, ihn getötet zu haben, war vielleicht entschuldbar, denn er saß mit der Seite zu mir, brach beim Schuss zusammen und blieb völlig still liegen. Er war anscheinend auf der Stelle tot, und ich ritt für einen genaueren Blick heran, gefolgt von einem meiner Jungen. Ich gab ihm gerade den Befehl, zurück zur Safari zu gehen, die etwa eine Meile entfernt war, und Männer zu holen, um das Fell und auch meine Kamera zu bringen, als der Mann mich mit einem Schrei unterbrach. Ich sah, dass er auf den „toten“ Löwen starrte. Zu meinem Erstaunen versuchte das Tier, wieder auf die Beine zu kommen. Ich ritt ein Stück weg, feuerte erneut und ging diesmal auf Nummer sicher. Als wir daran gingen, das Fell abzuführen, stellte sich heraus, dass die erste Kugel nur die Basis des Schädels gestreift und den Löwen für eine gute Minute betäubt hatte. Seitdem behandle ich „tote“ Löwen immer mit Respekt – besonders, wenn sie so plötzlich beim Schuss zusammenbrechen.

Wildtiere aller Art brechen häufig wie vom Blitz getroffen zusammen, wenn sie eine Kugel erhalten; in vielen Fällen erholen sie sich wieder und machen sich davon, als wären sie unverletzt. Wenn dies geschieht und man das Glück hat, sie auf der Flucht zu erlegen, stellt man meist fest, dass die Kugel einen der Fortsätze der Wirbelsäule oder, bei Horntieren, die Hornbasis getroffen hat.

Das „Creasing“ (Streifschuss im Nacken) von Wildpferden, wie es in der Frühzeit in den amerikanischen Prärien praktiziert wurde, hatte seinen Ursprung in dem Wissen, dass eine Kugel an der richtigen Stelle betäubt, ohne mehr als einen leichten und vorübergehenden Schaden anzurichten. Glaubt man den alten Geschichten, war dies eine gängige Methode, um Wildpferde zu fangen, aber ich neige zu der Annahme, dass beim „Creasing“ mehr Tiere getötet als eingefangen wurden.

Kaum weniger bemerkenswert als das Talent des Löwen, sich zu verstecken, ist die Leichtigkeit, mit der ein Mann einen toten Löwen übersehen kann.

Als ich auf Safari zum Lorian-Sumpf war, ein paar Tage unterhalb der Chanler-Fälle, sah ich zwei Löwen in der Nähe der Straße aufstehen und über den steilen Hang zu unserer

Linken davonziehen. Ich sprang von meinem Pony, schoss auf etwa 200 Yards und traf beide. Das zweite Tier legte nur eine sehr kurze Strecke zurück, rollte dann beim Erklimmen einer steilen Böschung um und blieb in einigen Büschen darunter liegen; die Art und Weise, wie sie fiel, überzeugte mich, dass sie tot war. In der Zwischenzeit war die erste, ebenfalls eine Löwin, hinter einer Anhöhe aus dem Sichtfeld verschwunden. Da sie offensichtlich schwer getroffen war, wusste ich, dass sie nicht weit kommen konnte, und da ich nur die .256er bei mir hatte, näherte ich mich mit äußerster Vorsicht. Ich hielt auf den Kamm zu, etwa 40 Yards von der Stelle entfernt, an der sie verschwunden war, konnte aber nichts von ihr sehen. In der Nähe der Stelle, an der ich das Tier zuletzt gesehen hatte, befand sich ein Steinhauken; ich ging vorsichtig darauf zu und kletterte hinauf. Selbst von dort aus konnte ich sie nicht sehen, obwohl ich die Umgebung mit größter Sorgfalt absuchte. Mein Waffenträger Macau, der mir gefolgt war, bemerkte schließlich ganz ruhig: „Dieser hier ist tot, aber bei dem anderen bin ich mir nicht sicher!“ Einen Moment lang verstand ich nicht, was der Mann meinte; dann drehte ich mich um und sah, dass sein Blick auf der toten Löwin ruhte. Dort lag sie, direkt am Fuße des Steinhaukens. Wir waren von der gegenüberliegenden Seite herangekommen, und als ich nach oben kletterte, hatte ich erwartet, sie in der Ferne zu sehen, und sie fast unter meinen Füßen nicht bemerkt. Die andere Löwin fanden wir, wie erwartet, ebenfalls tot vor.

KAPITEL V

DER „GEHETZTE“ LÖWE (GALLOPING LION)

Der schönste Sport der Welt – Das Pferd – Sattelzeug – Gebiss – Waffenträger, beritten und unberitten – Vorläufige Erkundung des Geländes – Der Löwe muss zum Galoppieren gezwungen werden – Vorsicht notwendig – Erschöpft leicht zu stoppen – Vorgehensweise bei der Schussabgabe – Weglocken aus der Deckung – Gefahr dichter Deckung – Immer bereit für den ersten Ansturm – Jagd mit dem verstorbenen Lord Waterford und Mr. Ward – Dreizehn vor uns – Begegnung mit einer wütenden Löwin – Gelehriges und mutiges Pony rettet die Situation – Außerordentliche Geschwindigkeit des ersten Ansturms – Eine bunte Strecke am Weihnachtstag – Ein perfektes Löwenpony – Versuch, mit dem Revolver zu töten – Verwendung des Revolvers – Eine kurze, scharfe Jagd und Erlegung – Gefahren beim Folgen in die Deckung – Tod von Lucas – Ein knappes Entkommen – Der „gehetzte“ Löwe ist gefährlich.

Meiner Meinung nach gibt es keinen Sport, der dem „Galoppieren“ von Löwen gleichkommt. Vom Moment an, in dem die Beute auf den Läufen ist, bis sie tot liegt, reißt die Spannung nicht ab. Der erste Anblick des sich heimlich bewegenden Tieres lässt den Puls kribbeln, und die Jagd über das Land hinter ihm her rührt das Blut auf, wie es eine Pirsch niemals vermag. Es gibt ein beträchtliches Element der Gefahr, aber wir sind uns alle mit Egerton Warburtons Ansichten in diesem Punkt einig, und die Gefahr entsteht weitaus öfter aus Unachtsamkeit als aus irgendeiner anderen Ursache.

Um Unfälle zu vermeiden, steht an erster und wichtigster Stelle das Pferd. Es muss ein einigermaßen gutes sein, mit viel Mut und einer gewissen Schnelligkeit; es muss nicht notwendigerweise an die Löwenjagd gewöhnt sein, obwohl man sich mehr Freiheiten erlauben kann, wenn man ein Pferd reitet, das das Geschäft versteht und zu dem man Vertrauen hat. Das Wesentliche bei einem untrainierten Pferd ist, dass es nicht schussscheu sein darf – es muss ruhig stehen, während der Reiter vom Sattel aus oder aus nächster Nähe schießt.

Nach dem Pferd kommt das Sattelzeug. Es ist von größter Bedeutung, dass jedes Teil heil und zuverlässig ist, da es gelegentlich starken Belastungen ausgesetzt ist; sollte irgendetwas nachgeben, während man es eilig hat aufzusitzen, besteht eine gute Chance, zerfleischt zu werden. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Ich kenne einen Fall, in dem das Pferd heftig vor einem angreifenden Löwen auswich und der Satteltgurt riss, wodurch Sattel und Reiter zu Boden geworfen wurden. Der Löwe jagte zuerst dem Pferd nach, aber unglücklicherweise erhob sich der halb betäubte Mann, und sofort wandte sich der Löwe ihm zu. Er wurde schrecklich zugerichtet, und nur sein wunderbarer Mut und seine starke Konstitution brachten ihn durch. Dennoch blieb er zeit seines Lebens ein Krüppel.

Das Gebiss sollte scharf sein, da man jederzeit die volle Kontrolle über sein Reittier haben muss; ebenso sind gute, scharfe Sporen notwendig. Wenn ein Löwe liegt und man „herumalbert“, um ihn zu finden und ins Freie zu locken, muss man gewissermaßen mit „einem vergrabenen Sporen, dem anderen halb drin“ reiten; auf jeden Fall muss das Pferd die Hinterbeine gut unter sich haben, bereit, im Bruchteil einer Sekunde

loszuspringen. Das Gewehr kann alles sein, was man bequem tragen kann. Ich benutze immer die kleine .256er, die Westley-Richards für mich angefertigt hat, und finde sie völlig ausreichend. Wenn Sie einen zweiten berittenen Waffenträger haben, lassen Sie ihn Ihr schwereres Gewehr tragen; es könnte nützlich werden.

Was die Waffenträger betrifft, muss mindestens einer beritten sein, und er muss ein guter Reiter sein, da er Ihnen über jede Art von Gelände im Höchsttempo folgen muss. Ich trage selten selbst ein Gewehr, wenn ich hinter Löwen herreite, da ich frei sein möchte, um das Beste aus dem Pferd herauszuholen; mein Waffenträger kommt mit der Waffe hinterher. Wenn dieser Plan gewählt wird, muss man einen Revolver tragen, und zwar einen mit großem Kaliber. Lange Zeit benutzte ich immer einen langläufigen .45er Colt in einem offenen Holster, und mehr als einmal rettete er mich vor einem Unfall; dann wurde ich ein Anhänger des neuen Colt Automatic. Ich hatte noch keine Gelegenheit, diese Waffe in der Praxis zu testen, bin mir aber sicher, dass sie ihren Zweck noch besser erfüllen wird als mein alter Freund, da ihre Durchschlagskraft weitaus größer ist als die des Revolvers.

Nun zur Arbeit im Feld. Nehmen wir an, wir haben zwei oder drei Löwen in Sicht, und das in einigermaßen offenem Gelände. Zuerst werfen wir einen Blick auf unser Wild, dann erkunden wir das Gelände, um den „Punkt“ zu bestimmen, den sie wahrscheinlich ansteuern werden, sowie die Beschaffenheit des Bodens, über den die Jagd uns führen könnte. Letzteres ist äußerst wichtig. Vor allem dürfen wir niemals dorthin folgen, wo wir das Wild nicht sehen können, und schlechter Boden – weich oder uneben –, auf dem ein Galopp unmöglich wäre, muss vermieden werden. Nach der Erkundung verlieren wir keine Zeit. Aber bevor wir starten, noch ein Wort: Ich habe gesagt, dies sei der aufregendste Sport der Welt; Sie werden aufgeregt sein, aber verlieren Sie nicht den Kopf und lassen Sie das Pferd nicht mit sich durchgehen.

Und los geht's, so schnell die Pferde laufen können. Die Löwen sehen uns, bleiben einen Moment stehen, um zu beobachten, und halten dann auf ihre bevorzugte Deckung zu. Da wir den Distrikt kennen, können wir erraten, welche Zuflucht sie im Sinn haben, und uns eine ziemlich gute Vorstellung von der Stelle machen, an der sie gestellt werden sollten. Oft galoppiert ein Löwe zu Beginn ein wenig, wechselt dann aber bald in den Trott, in dem er viele Meilen zurücklegen kann. Es ist daher ratsam, sie von Anfang an hart zu bedrängen und sie wieder in jenen Galopp zu zwingen, der sie so schnell ermüdet. Wir sind auch massiv im Vorteil, wenn wir direkt hinter ihnen reiten. Tiere fürchten, genau wie Menschen, am meisten die Gefahr, die sie nicht sehen können. Ein Löwe kann einen Verfolger direkt in seinem Rücken nicht sehen, und „auf der Flucht“ kann er seinen Kopf nicht weit zur Seite drehen, um sich umzublicken; wenn er uns also ansehen will, muss er anhalten und sich umdrehen, wodurch wir Boden gewinnen.

Wenn über eine beträchtliche Strecke keine Deckung vorhanden ist, drängen wir nicht zu nah heran, sondern begnügen uns damit, das Rudel im Galopp zu halten. Gleichzeitig halten wir sorgfältig Ausschau, damit keiner von ihnen aus dem Sichtfeld verschwindet. Es passiert häufig, dass ein altes Weibchen als Erstes den Widerstand gegen die Verfolgung aufnimmt und stehen bleibt, um sich uns zu stellen. In diesem Fall ist es notwendig, sie entweder zu töten oder sie zu umgehen, wobei für Letzteres ein sehr weiter Umweg gemacht werden muss, da man sonst direkt in ihren Hinterhalt reiten könnte. Dies ist eine der größten Gefahren dieses Sports und macht es erforderlich, dass wir die Anzahl der Tiere vor uns ständig im Auge behalten. Jedes Mal, wenn sie aus dem Sichtfeld verschwinden, und sei es nur für einen Moment, müssen wir sicherstellen, dass dieselbe Anzahl wieder erscheint. Wenn wir beim Galopp über diese hügeligen Ebenen plötzlich auf einen Löwen stoßen, der uns auflauert, ist ein Unfall fast sicher. Mir ist das

einmal passiert, aber glücklicherweise sprang mein Revolver wie von selbst aus dem Holster in meine Hand, und ich konnte eine Kugel abfeuern, die die Löwin für einen Moment stoppte; bevor sie sich erholen konnte, war ich schon weit weg hinter den anderen her. Es ist ein ausgesprochen unangenehmes Gefühl, plötzlich auf einen Löwen zu stoßen, der in etwa 10 Fuß Entfernung zum Sprung kauert! Ich hatte nicht das Gefühl, dass mir bei dieser Gelegenheit Unachtsamkeit vorzuwerfen war; wir zählten dreizehn im Rudel, und es könnten mehr gewesen sein, da einige unbemerkt zurückgegangen sein sollten; und ohnehin ist es sehr schwierig, den Überblick über dreizehn Löwen zu behalten, wenn man selbst und sie mit hoher Geschwindigkeit unterwegs sind.

Wenn wir einen Umweg machen, um die wartende Löwin zu meiden, dürfen wir ihre Existenz nicht vergessen, da sie uns folgen und unsere Beschäftigung mit den anderen ausnutzen könnte, um Ärger zu bereiten.

Während man Löwen folgt, besonders wenn man recht nah dran ist, muss man Orte meiden, an denen man nicht schnell wenden und in jede Richtung galoppieren kann; denn wenn der Löwe zufällig auf solchem Boden kehrtmacht und angreift, stehen die Chancen gut, dass er die Oberhand gewinnt. Ein Löwe, der im Galopp vorangetrieben wurde, kommt nicht weit – eine Meile oder sogar weniger –, dann legt er sich mit dem Gesicht zum Feind nieder. Sobald er müde wird, kann ein Löwe fast überall gestoppt werden, wo man will, indem man direkt hinter ihn reitet, bis auf etwa 40 Yards, so viel Lärm macht, wie die Lunge hergibt, und einen Revolver abfeuert. In fast jedem Fall wird ihn dieses Vorgehen sofort zum Umkehren bringen. Achten Sie darauf, wann er den Kopf dreht, und reiten Sie in diesem Moment so schnell Sie können in die andere Richtung – das heißt, wenn er nach rechts dreht, reiten Sie nach links; wenn nach links, reiten Sie nach rechts. Ziel dieses Manövers ist es, ihn zu zwingen, sich ganz umzudrehen, bevor er Ihnen folgen kann. Ihre Wendung sollte in einem so scharfen Winkel erfolgen, wie das Pferd es ohne Geschwindigkeitsverlust schafft. Der Löwe wird Ihnen ein kurzes Stück folgen, dann umkehren und seine ursprüngliche Richtung im Schritt fortsetzen. Sie wenden und folgen ihm wieder.

Jetzt ist Ihre Zeit gekommen. Wenn er Sie wieder in seinem Kielwasser sieht, wird er erneut kehrtmachen und sich Ihnen zugewandt niederlegen, den Schwanz zuckend, die Beine unter dem Körper, bereit zum Angriff. Sie wählen einen Punkt in der Richtung, aus der Sie gekommen sind, in etwa 150 oder sogar 200 Yards Entfernung, steigen ab, nehmen Ihr Gewehr vom Waffenträger, der Ihr Pferd am rechten Zügel hält (den Kopf vom Löwen abgewandt), treten ein oder zwei Schritte beiseite, damit der Schuss die Pferde nicht erschreckt, und geben Ihren Schuss ab – notwendigerweise auf den Kopf des Löwen, denn das ist alles, was Sie von ihm sehen können. Wenn Sie verfehlen, wird ihn der Schuss höchstwahrscheinlich auf die Beine bringen und Ihnen so eine großartige Chance geben, ihn auf der Stelle zu erlegen. In jedem Fall wird er wahrscheinlich nicht sofort angreifen; wenn er es ernst meint, wird er im Trott vorrücken und erst innerhalb von 100 Yards in seinen Sturmangriff ausbrechen. Das ist die allgemeine Regel, aber sie gilt nicht ausnahmslos, denn ich habe Löwen erlebt, die aus gut 200 Yards Entfernung zu galoppieren begannen.

Ich persönlich steige in diesem Moment immer wieder auf. Ich mag keine angreifenden Löwen. Wenn Sie meiner Taktik folgen, laufen Sie zurück zu Ihrem Pferd, reichen das Gewehr in Ihrer rechten Hand über den Sattel dem berittenen Waffenträger auf der anderen Seite, fassen im selben Moment mit der Linken die Zügel, schwingen sich in den Sattel und folgen dem Waffenträger, während der angreifende Löwe hinter Ihnen grunzt. Denn wenn er nicht schon vorher losgelaufen ist, wird er es in dem Moment

tun, in dem er die Pferde losspringen sieht. In der Regel verfolgt er nicht weit; er hält an, kehrt um und versucht, seinen Gefährten zu folgen oder die Zuflucht zu erreichen, die er von Beginn der Jagd an im Auge hatte.

Was oder wo auch immer diese Zuflucht sein mag: Reiten Sie niemals zwischen sie und den Löwen, denn das bedeutet einen sicheren und entschlossenen Angriff. Es scheint dieser Fehler gewesen zu sein, der Grey vor einigen Jahren am Athi das Leben kostete. Er ritt an den Löwen vorbei, und nachdem er zum Schießen abgestiegen war, wurde er von einem aus dem Rudel angegriffen, der ausscherte, um ihn zu attackieren.

Sollte ein Löwe auf eine nahegelegene Deckung zuhalten, ist es schwieriger, ihn zu stoppen, da er natürlich hofft, diese zu erreichen, bevor Sie herankommen. Unter solchen Bedingungen müssen Risiken eingegangen werden. Man muss ihm fast auf dem Schwanz reiten, bis er, rasend vor Wut, wie die Katze, die er ist, kehrtmacht und die Verfolgung aufnimmt. Dies ist ein Fehler seinerseits, denn wenn Sie Nerven haben und Ihrem Pferd vertrauen können, kann der Löwe von seiner Zuflucht weggelockt werden, indem man sein Pferd einfach so zurückhält, dass der Löwe glaubt, er stünde kurz davor, es zu erwischen. Mit dieser Taktik habe ich einen Löwen über 100 Yards weit von der Deckung weggelockt, wobei ich nie mehr als etwa 20 Yards Vorsprung vor ihm hatte und meinem Pferd fast den Kiefer abriss, weil es gehalten werden wollte. Diese Methode ist nicht ohne Vorsichtsmaßnahmen anzuwenden. Es ist unerlässlich, dass Sie einen Vorsprung haben, damit der Löwe seinen ersten, terriffisch schnellen Ansturm bei dem Versuch verbraucht, Sie zu fangen; danach kommt er langsamer voran, und das Pferd kann ihn jederzeit abhängen. Man muss sich außerhalb der Reichweite des ersten Ansturms befinden. Ich glaube nicht, dass jemals ein Pferd geboren wurde, dem ein Löwe auf 100 Yards aus dem Stand nicht 25 Yards Vorsprung geben könnte. Er ist bei seiner ersten Bewegung sofort weg und ist am Pferd, bevor dieses seine Beine richtig unter den Körper bekommt. Er wäre innerhalb von 50 Yards auf gleicher Höhe. Aber während das Pferd aus dem Stand mit 25 Yards Vorsprung nicht den Hauch einer Chance hat, gibt es keinen Löwen, der es fangen kann, sobald es erst einmal in seinem Lauf ist.

In jedem Fall ist das „Ziehen“ eines Löwen, wie ich es beschrieben habe, eine aufregende und riskante Angelegenheit; denn wenn man, wie es mir einmal passierte, auf ein Stück schlechten Bodens gerät, hat der Löwe eine viel bessere Chance, als man ihm bereitwillig zugestehen würde.

Wenn ein Löwe in hohem Gras oder dichter Deckung stehen bleibt – was er nur zu gerne tut –, muss noch größere Vorsicht walten. Sollte das Gras vergleichsweise kurz sein, kann man ihn oft dazu bringen, sich zu zeigen, indem man in einem recht großen Kreis um sein Versteck reitet. Obwohl Sie ihn nicht sehen können, beobachtet er Sie und lässt Sie in seiner Vorsicht niemals aus den Augen. Auf diese Weise verrät er seinen Standort, da er sich ständig umdreht, um Ihren Bewegungen zu folgen, und so seine Position preisgibt, wenn er nicht sogar eine Schussgelegenheit bietet. Der beste Plan ist, zuerst den Waffenträger herumzuschicken, während man selbst stillsteht und scharf auf jede Bewegung im Gras achtet. Sollte dies das Tier nicht zum Vorschein bringen, reiten Sie selbst um die Deckung herum, wobei Sie jedoch größte Sorgfalt walten lassen, die Stelle, an der Sie ihn vermuten, nicht aus den Augen zu verlieren, damit Sie nicht unversehens über ihn stolpern.

Ist der Löwe nach einigen Runden nicht zu sehen, bringen ihn ein oder zwei tief in die Deckung gefeuerte Schüsse oft auf die Beine. Sollte er sich immer noch nicht zeigen, sollten Sie zurück oder eher zur Seite reiten und aus einiger Entfernung beobachten; es

besteht die Möglichkeit, dass er den Kopf hebt, um zu sehen, was aus Ihnen geworden ist und ob die Luft rein ist.

Während man diese Methoden ausprobiert, ist es unerlässlich, niemals mit dem Kopf des Pferdes in Richtung des Löwenverstecks anzuhalten. Drehen Sie seinen Kopf immer weg, denn sollte der Löwe herausstürmen, brauchen Sie den bestmöglichen Vorsprung. Aus demselben Grund ist es unklug, in einer Entfernung von weniger als beispielsweise 40 Yards von der Stelle anzuhalten, an der er liegen könnte.

Ich habe oft einen Löwen, der auf andere Maßnahmen nicht reagierte, hervorgelockt, indem ich im schnellen Galopp in etwa 25 Yards Entfernung an der Stelle vorbeiritt, an der er lag. Unfähig, der Versuchung zu widerstehen, greift er an und wird so aus der Deckung gelockt. Ich empfehle diesen Plan nicht zur allgemeinen Nachahmung; er ist zu riskant, es sei denn, man kennt sein Pferd gut und es ist gründlich an Löwen gewöhnt.

Und immer im Gedächtnis zu behalten ist diese Regel: Wenn ein Löwe außer Sicht, aber nah ist, halten Sie Ihr Pferd immer so in Bewegung, dass Sie es in jedem Moment auf Geschwindigkeit bringen können.

Der häufigste Fehler bei dieser Sportart ist es, den Löwen zu Beginn der Jagd nicht genug zu bedrängen. Um ihn zum Stehen zu bringen, muss er unter Druck gesetzt werden. Es nützt nichts, sich nur neben ihn zu setzen, wie es der Neuling nur zu oft tut. Ein so behandelter Löwe greift einfach den Reiter an und setzt seinen Weg zur Deckung fort. Ich beging diesen Fehler anfangs selbst und verlor einige Löwen, bevor ich die Schwäche dieser Taktik erkannte.

Der Tag, an dem wir dreizehn Löwen vor uns hatten, ist mir noch sehr klar in Erinnerung. Ich kehrte von einer Safari im Kitui-Distrikt zurück und verlor durch ein Missgeschick meine Männer in der Nähe von El Donyo Sabuk. Nachdem ich eine Nacht im Freien verbracht hatte, ohne Gefährten außer meinem Waffenträger Mogari, ritt ich Richtung Nairobi, wo ich Weihnachten verbringen wollte. Es ergab sich jedoch, dass ich am Nine Mile Camp Zelte sah und hinritt, um nach etwas Essen zu fragen. Es stellte sich heraus, dass es das Lager des verstorbenen Lord Waterford und des Hon. Cyril Ward war, und sie luden mich freundlicherweise ein, Weihnachten bei ihnen zu verbringen – eine Einladung, die ich gerne annahm, da ich mich für ihre Gastfreundschaft auf eine Weise revanchieren konnte, die solche passionierten Sportsmänner zu schätzen wussten. Auf meinem Weg zum Nine Mile Camp, und gar nicht weit davon entfernt, hatte ich Löwen gesehen und schlug vor, zu versuchen, sie zu „galoppieren“.

Am nächsten Morgen sahen wir genau dort, wo ich die Löwen erwartet hatte, Geier tief um eine bestimmte Stelle kreisen. Sie ließen sich ständig nieder und stiegen wieder auf, sodass ich sicher war, die Löwen seien noch an ihrem Riss, was auch immer es sein mochte. Ich verließ den Rest der Gruppe und ritt voraus, um zu rekognoszieren. Ein Löwe und eine Löwin waren zu sehen, also kehrte ich zurück, um Pläne zu machen. Lady Waterford und Mrs. Cyril Ward sollten auf eine Anhöhe zu unserer Rechten reiten, von wo aus sie das Spektakel beobachten konnten, während Lord Waterford, Mr. Ward und ich auf die zwei Löwen zuritten.

Der Anblick, der uns erwartete, als wir den Riss wieder in Sicht bekamen, war in der Tat eine Überraschung. Ich hatte einen Löwen und eine Löwin gemeldet; wir sahen nicht nur diese zwei, sondern elf weitere! Wir drängten vorwärts; zum Nachdenken blieb keine Zeit. Ich suchte mir drei aus dem Rudel aus, die auf die Ebene zusteuerten, und ritt hinter ihnen her. Da ich einen weiten Bogen um ihre Linie schlug, um schlechten Boden zu vermeiden, stieß ich plötzlich auf eine Löwin, die am Pfad lag; ob sie eine der

dreizehn oder eine vierzehnte war, weiß ich nicht. Ich habe bereits erzählt, wie ich mit ihr verfuhr. Ich hielt mich an die ursprünglichen drei und stoppte zwei, gerade als sie die Ebene erreichten. Ich konnte sie so lange halten, bis Lord Waterford herankam und beide erlegte. Er verbrauchte alle Patronen, die er bei sich hatte, und ritt zurück, um mehr zu holen. Wir hörten Mr. Ward in der Schlucht ballern, wussten also, dass er alle Hände voll zu tun hatte.

Nachdem Lord Waterford weg war, erblickte ich drei weitere unserer Löwen, die sich über die Ebene machten, also setzte ich das Pony hinter ihnen her, und da das Gelände völlig offen war, hatte ich sie bald gestellt. Ich hielt sie eine lange Zeit und begann schließlich, mir Sorgen um die anderen Schützen zu machen, denn niemand erschien, und es war lange her, dass ich Schüsse gehört hatte. Schließlich entschied ich mich zur Umkehr und ritt zurück; aber ich war noch nicht weit gekommen, als ich Lord Waterford kommen sah, also wandte ich mich wieder den Löwen zu. Es überraschte mich nicht festzustellen, dass die drei, die ich so sorgfältig im Freien gehütet hatte, meine Abwesenheit ausgenutzt hatten, um Zuflucht in einem kleinen Schilfbett zu suchen. Ich konnte zwei von ihnen sehen, und um den dritten zu finden, stieg ich ab, um ein paar Yards auf einen Ameisenhügel zuzugehen, von wo aus ich – da der Boden höher war – den Verbleib des verlorenen Tieres mit dem Glas entdecken könnte. Ich muss etwa sechs Schritte von meinem Pony weg gewesen sein, als der fehlende Löwe, ein Weibchen, von eben diesem Ameisenhügel aufsprang und knurrend stehen blieb. Sie war keine 12 Yards entfernt und sah außerordentlich böse aus. Ich hatte nur den .45er Colt-Revolver, eine schwache Waffe, um einer wütenden Löwin gegenüberzutreten – und diese hier war wütend. Sie war gehetzt worden und in einer durchweg schlechten Stimmung – ein Feind, mit dem man sich keine Freiheiten erlauben durfte. Ich dachte, sie würde sicher angreifen, und stand da und wartete auf die Dinge, was mir wie eine sehr lange Zeit vorkam. Aber sie bewegte sich nicht, und es kam mir der Gedanke, dass ich, da ich nicht zum Pony zurückweichen konnte, versuchen wollte, ob es nicht zu mir herankommen würde. Er war ein großer Liebling und kam auf Zuruf – unter normalen Umständen! Aber dies waren keine normalen Umstände, und ich hatte Zweifel. Ich rief ihn, ohne mich umzublicken, denn ich wagte es nicht, die Löwin aus den Augen zu lassen, und ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, mit denen ich eine Minute später seinen Kopf gegen meinen Arm spürte.

Immer noch die Augen auf der Löwin, wich ich einen Schritt zurück, bis ich mich in den Sattel schwingen konnte. Einmal dort, gab ich dem Pony die Sporen und hatte es noch schneller im gestreckten Galopp, als ich gehofft hatte – und das will etwas heißen. Ich war gründlich verängstigt gewesen, und das versetzte mich, wie üblich, in eine heftige Wut; daher konnte ich nicht widerstehen, innerhalb von etwa 30 Yards anzuhalten und eine Revolverkugel in die Löwin zu jagen. Das brachte sie sofort hinter uns her. Sie war fast augenblicklich neben uns, und ihr Kopf war fast auf Höhe meines Knies, als ich ihr den Revolver ins Gesicht stieß. Ich weiß nicht, ob der Schuss traf, so nah wie sie war. Ich war viel zu beschäftigt damit, alles aus dem Pony herauszuholen. Als ich zurückblickte, hielt sie auf das Schilfbett zu, hinkend von den Folgen meines ersten Schusses. Die anderen zwei Schützen trafen bald darauf ein, und wir gingen hinunter zum Schilfbett, wo wir einen weiteren der drei fanden und töteten, aber seine Gefährten nicht fanden.

Die Art und Weise, wie diese Löwin das Pony einholte, war ein Anschauungsunterricht über die relativen Geschwindigkeiten von Löwe und Pferd – eine Lektion, die ich mir zu Herzen nahm. Das Pony war, obwohl klein, wunderbar schnell – Sir Claude de Crespigny, der ihn einmal ritt, sagte mir, er sei eines der schnellsten Ponys für seine Größe, das er je geritten habe –, doch die Schnelligkeit, mit der die Löwin uns überholte, bewies die

erstaunliche Geschwindigkeit des ersten Ansturms. Wie ich bereits sagte: Der angreifende Löwe ist vom Start weg auf Höchsttempo.

Wir kehrten am nächsten Tag zurück, um zu sehen, ob wir eines der verwundeten Tiere – von denen es ein oder zwei gab – oder irgendwelche Nachzügler aufspüren könnten. Ein Löwe wurde gefunden, und obwohl er erst halb ausgewachsen war, bot er viel Sport, indem er sich in einem kleinen Schilfstück einquartierte, aus dem er sich nicht rühren wollte. Schließlich, da ich wusste, dass wir es mit einem jungen Löwen zu tun hatten, ging ich ins Schilf und schaffte es, ihn aufzuscheuchen, woraufhin Lord Waterford ihn prompt erschoss. Das war der Weihnachtstag, und Lord Waterford sollte ihn wegen der bunten Strecke, die er machte, in Erinnerung behalten. Später am Tag erlegte er noch ein Nashorn und eine Elenantilope.

Dieses Pony war einfach perfekt für das Galoppieren von Löwen. Er war ebenso trittsicher wie mutig, gelehrig und schnell, und sobald man ihn hinter ein Tier setzte, verstand er, was verlangt wurde, und man konnte darauf vertrauen, dass er ihm folgte, wie ein gut trainiertes Pony dem Poloball folgt. Einmal ritt ich eine Löwin im vollen Tempo an, als wir in schlechtes Gelände kamen, und ich ließ ihm die Zügel, damit er sich seinen eigenen Weg suchte – auf schlechtem Boden tue ich das immer. Er wich gerade durch das Gelände aus, als wir in noch schlimmeres kamen, ein schreckliches Felsplateau; aber er ging da ohne Zögern durch, über große Platten hinweg, während ich still saß und auf den unvermeidlich scheinenden Sturz wartete; ich wagte nicht, die Zügel zu berühren, um ihn nicht aus dem Rhythmus zu bringen, und hielt mich fest, betend, dass die Löwin nicht auf die Idee käme, sich inmitten dieser Felsen zu stellen. Wenn sie das getan hätte, glaube ich, wäre das Pony direkt auf sie losgegangen, wie auf ein Schwein, und dann!

Glücklicherweise nutzte sie die Felsen nicht aus; sie ging durch sie hindurch und auf der anderen Seite hinaus in das Flussbett. Die Götter waren an diesem Tag jedoch auf ihrer Seite. Mein Bruder, der gerade erst nach Ostafrika gekommen war, war bei mir, und da ich wollte, dass er seinen ersten Löwen bekam, verzichtete ich auf die Chance, als ich hätte töten können. Schließlich fanden wir uns am Fuße eines Abhangs wieder, die Löwin oben, innerhalb von 20 Yards, uns anknurrend; eine ideale Position für einen Angriff. Aber sie ließ uns ungeschoren, verschwand im Gras, und wir sahen sie nie wieder.

Einmal versuchte ich, einen Löwen nur mit einem Revolver zu töten, und zwar seltsamerweise an der Stelle, an der die Löwin mich an jenem Weihnachtstag beinahe erwischt hätte. Ich war nicht in der Absicht ausgezogen, die Wirkung von Revolvern auf Löwen zu testen. Ich ritt an einem Bach entlang, der von einem Schilfgürtel gesäumt war, als ein Löwe herausstürmte. Er war kaum aus der Deckung, bevor er anhielt, und da er mir gegenüber stillstand, feuerte ich die Pistole ab, die ich in dem Moment gezogen hatte, als ich sein Heranstürmen hörte. Zu meiner großen Überraschung bäumte er sich kerzengerade auf und kippte rückwärts um. Einen Moment lang dachte ich, ich hätte ihn getötet, aber er war bald wieder auf den Beinen und torkelte durch den Bach, wobei er den Kopf schüttelte. Er sah so mitgenommen aus, dass ich sicher war, er sei schwer getroffen, und dachte, ihn mit dem Revolver erledigen zu können. Um es kurz zu machen: Die Häufigkeit der Schüsse, die ich abgeben musste – erst aus Gründen der Menschlichkeit, dann zur Selbstverteidigung –, rief meinen Bruder und Mr. Hill herbei, und Ersterer tötete ihn mit seinem Gewehr. Die Untersuchung des Kadavers zeigte, wie wirkungslos Revolverkugeln waren. Keine einzige war tiefer als 2 Zoll eingedrungen, wo sie auf die Muskeln von Kopf und Schultern gestoßen war; eine, die seine Rippen traf, war leicht eingedrungen. Mein erster Schuss hatte ihn genau im Auge getroffen, es war also gut, ihn zu erlösen.

Ich rate niemandem, die Jagd auf Löwen mit einem Revolver zu versuchen. Auch an diesem Tag verdankte ich mein Leben dem Pony. Er hatte miterlebt, wie gut hundert Löwen getötet wurden, und da er immer mit heiler Haut aus dem Gefecht hervorgegangen war, hatte er wenig Angst vor ihnen.

Die Pistole ist oft als Hilfsmittel nützlich. Einmal unternahm ich mit einem Freund einen frühen Start, um einen Löwen zu finden, der am Tag zuvor nicht weit von unserem Lager gerissen hatte. Nachdem wir die erste Deckung ohne Ergebnis abgesucht hatten, ritten wir zu einem kleinen Bachlauf, wo wir große Mengen Wild sehen konnten, und als wir etwa eine Meile davon entfernt waren, stiegen wir ab, um die Gläser zu benutzen. Es war ein großartiger Anblick; etwa sieben- oder achthundert Stück Wild, darunter ein Rudel Elenantilopen, befanden sich an einem Wasserloch im Bett eines tiefen Bachlaufs, wobei zwei Elenantilopen Wache hielten, während der Rest trank.

Nachdem wir eine Zeit lang beobachtet hatten, sahen wir ihre Bewegung weg vom Bach, die Elenantilopen voran; und beim Vorreiten entdeckten wir die Ursache in Gestalt eines langen, flachen Tieres, das sich bald als Löwin zu erkennen gab. Sofort saßen wir auf und ritten, was die Pferde hergaben, über den Bach, über ein schreckliches Stück rissigen Baumwollbodens, auf dem die Pferde kaum Halt fanden, und schließlich auf guten Boden. Fünf Minuten Galopp, und die Löwin legte sich in recht hohem Gras nieder. Bevor wir ernsthaft zur Sache kamen, wich ich ein Stück zurück, um meine Gurte nachzuziehen, die sich gelockert hatten, während G. blieb, um das Tier zu beobachten – oder vielmehr ihr Versteck, denn das Gras, etwa einen Fuß hoch, reichte völlig aus, um sie komplett zu verbergen.

Wir versuchten gerade zu sehen, wo sie war, als sie plötzlich gruntete und den Kopf hob. Dies wäre der Zeitpunkt zum Schießen gewesen, aber in der Absicht, sie an eine bessere Stelle zu treiben, ritt ich auf 100 Yards heran und feuerte drei Revolverschüsse ab. Eine Kugel traf sie, und wie durch eine Feder ausgelöst, war sie hinter mir her, aber ich, vorbereitet, war in einer Minute außer Gefahr. Als ich zurückblickte, hinkte sie ein kleines Stück eine Anhöhe hinauf.

Hier legte sie sich wieder nieder, und zwar an einer Stelle, die noch schwieriger war als das Gras. Durch das Reiten von Kreisen um die Deckung wurde sie zur Bewegung gezwungen, und nach einer halben Stunde vergeblicher Arbeit wechselte ich auf das Maultier, das wie ein Fels stehen blieb, und setzte ihr auf 120 Yards eine Kugel in die Brust. Sie machte zwei Sprünge nach vorne und fiel in sich zusammen. Wir stellten fest, dass die Kugel den oberen Teil des Herzens mit den anhängenden Blutgefäßen zerfetzt hatte.

Bei Licht besehen weiß ich nicht, ob dies ein gutes Beispiel für die Nützlichkeit des Revolvers ist, aber er erfüllt oft einen nützlichen Zweck, um gefährliches Wild aufzuscheuchen, wenn man sich das Gewehr für den Notfall aufsparen will.

Manchmal ist die Jagd kurz und scharf. Als ich eines Morgens vor Tagesanbruch mit meinem berittenen Waffenträger losritt, hielt ich auf das höhere Gelände zu, das parallel zum Athi-Fluss verläuft, und trennte mich dort von dem Jungen; er nahm die eine Seite des Rückens und ich die andere, um zu sehen, was wir entdecken könnten. Wir ritten ruhig vorwärts, bis ich an eine Anhöhe kam, wo die Sicht durch steigendes Gelände versperrt war, und bewegte mich langsam auf den Kamm des Rückens zu. Es ist immer ratsam, sich dem Gipfel einer Anhöhe mit Vorsicht zu nähern, damit man nicht plötzlich an der Horizontlinie erscheint und das Wild alarmiert; tatsächlich steige ich häufig ab und benutze das Pferd als Deckung, während ich so im Blickfeld bin – zumindest bis ich mich gründlich umgesehen habe. Bei dieser Gelegenheit erblickte ich einen Geparden, der

unbekümmert in der Senke unterhalb einherging, sowie zwei Nashörner. Die Anwesenheit Letzterer gefiel mir nicht, denn ich konnte sehen, dass der Boden schlecht war – ein ausgetrockneter Sumpf –, und ich konnte nicht an den Geparden herankommen, ohne den Nashörnern meinen Wind zu geben. Das könnte einen Angriff bedeuten; nichts, worüber man sich auf gutem Boden Sorgen machen müsste, aber auf schlechtem nicht gerade erstrebenswert. In der Hoffnung, es gäbe eine Chance, zwischen ihnen und dem Bach vorbeizukommen, versuchte ich es und scheiterte. Es wurde notwendig umzukehren, und bis ich das höhere Land jenseits des Bachs erreichte, war der Gepard verschwunden. Solche Misserfolge gehören zum Alltag, und als der Waffenträger wieder zu mir stieß, ritten wir den Bach hinunter Richtung Lager; die Sonne war aufgegangen, stand aber noch tief, und wir ritten ihr entgegen. Plötzlich erschien, halb über der Horizontlinie, ein großes, schwarz wirkendes Tier. Einen Moment lang dachte ich, es sei ein Nashorn, aber die Gläser zeigten bald, dass es ein Löwe war. Die Sonne stand mir in den Augen, was es noch schwieriger als sonst machte, Entfernung und Größe einzuschätzen, daher der Irrtum, der, wie ich sagte, sehr leicht unterläuft. Der Löwe sah uns in dem Moment, als wir ihn sahen, und nachdem er uns angestarrt hatte, senkte er den Kopf und trottete über den Rücken. In der Hoffnung, dass er, da er nicht beunruhigt war, auf der anderen Seite anhalten würde, um zu sehen, ob man ihm folgte, ritten wir ruhig zum Kamm hinauf und sahen ihn in etwa 200 Yards Entfernung stehen. Kaum erschienen wir, war er auf und davon, und ich musste hart reiten, um nah genug heranzukommen, um ihn in den Galopp zu treiben. Bald drehte er sich mit einem Grunzen um, um stehen zu bleiben, und sah sehr böse aus, den Kopf tief, der Schwanz peitschend und hin und wieder kerzengerade nach oben gehend – das übliche Anzeichen für einen bevorstehenden Angriff.

Ich ritt zurück, holte das Gewehr von dem Jungen und jagte ihm ein paar Kugeln ein; die erste quittierte er mit einem Grunzen, die zweite ohne ein Geräusch, wobei er an Ort und Stelle zusammensank. Er rührte sich nicht mehr, aber ich ritt erst um ihn herum, bevor ich mich näherte. Ich habe gelernt, dem scheinbar toten Löwen zu misstrauen, bis ihm das Fell abgezogen ist. In diesem Fall war alles in Ordnung; meine zweite Kugel war in das Gehirn eingedrungen.

Es war ein Glücksfall, diesen Löwen so zu entdecken; meistens findet man Löwen nur mit Hilfe von Geiern oder „zusammenballendem“ Wild.

Eine Regel, die unter keinen Umständen gebrochen werden sollte (obwohl ich weiter oben in diesem Kapitel wohl erzählt habe, wie ich sie selbst einmal brach), ist jene, die das Folgen eines Löwen in dichte Deckung verbietet, ob zu Pferd oder nicht. Der arme Lucas von El Donyo Sabuk wurde getötet und G. H. Goldfinch vom Jagdamt wurde zerfleischt, weil sie diese Regel missachteten. Sie waren hinter einer Löwin her, die Zuflucht in hohem Gras suchte, und gingen leichtsinnig hinterher. Sie griff zuerst Goldfinch an und biss ihn durch den Oberschenkel. Als Lucas dies sah, sprang er von seinem Pony und feuerte; daraufhin ließ sie von Goldfinch ab und stürzte sich auf ihn, riss ihn zu Boden, als er gerade aufsitzen wollte, und zerfleischte ihn schrecklich. Goldfinch wiederum eilte zur Rettung, wobei er mit seinem verletzten, nachschleifenden Bein durch das Gras kroch und bis auf ein oder zwei Meter an Lucas herankam, auf dem die Löwin lag. Auf Zuruf hob Lucas seinen Arm und ermöglichte Goldfinch so einen freien Schuss auf den Kopf der Bestie, der sie auf der Stelle tötete. Alle Wunden, die Lucas davongetragen hatte, befanden sich an Gesicht und Arm; nachdem man ihm auf sein Pferd geholfen hatte, konnte er sich im Sattel halten und ritt zur Farm. Goldfinch war in einer anderen Lage, da sein Oberschenkel durchbissen war, aber er schaffte es irgendwie, wieder aufzusitzen und machte sich langsam auf den Heimweg. Dort angekommen, versorgte er zuerst Lucas und tat alles für ihn, was er konnte, bevor er

versuchte, sich um seine eigenen Verletzungen zu kümmern. Als mich die Nachricht von dem Unfall am selben Abend erreichte, fuhr ich mit dem Arzt hinaus und holte beide herein. Es wurde alles für sie getan, aber Lucas starb eine Woche später. Er war von Zähnen und Krallen furchtbar zugerichtet worden.

Es ist gefährlich, für den Schuss zu nah am Tier abzusteigen. Ich hatte ein aufregendes Erlebnis mit einem der besten Löwen, die ich je erlegte, weil ich diesen Fehler beging – obwohl es unter den gegebenen Umständen fast unvermeidlich war. Ich hatte das Tier am Rande einer tiefen Schlucht zum Stehen gebracht, wo ich wegen des Buschwerks an einem Punkt vom Pferd steigen musste, der viel zu nah war. Am Boden hatte ich keine gute Sicht auf den Löwen und gab schließlich auf gut Glück einen Schuss auf das ab, was ich von ihm sehen konnte – immer ein Fehler. Ich traf, und im nächsten Moment griff er an. Ich benutzte das kleine Gewehr, und die Chance, ihn damit im Sturm zu stoppen, war nicht groß genug, also wandte ich mich um, um wieder aufzusitzen. Das Pferd – es ist manchmal unglücklich, dass die Augen von Pferden so im Kopf sitzen, dass sie so leicht nach hinten sehen können – sah den Löwen kommen und begann „aufzudrehen“. Es tänzelte so heftig herum, dass ich das Gewehr fallen lassen und mich so gut es ging quer über den Sattel werfen musste; und so preschten wir los. Mein Geist war mit Spekulationen darüber beschäftigt, ob der Löwe uns erwischen würde, bevor mein Gehirn an einem Baum eingeschlagen würde, während ich quer auf dem Pferd lag und darum kämpfte, wieder in den Sitz zu kommen. Glücklicherweise kamen wir davon, und der Löwe verfiel in den für seine Art nicht ungewöhnlichen Fehler, zu weit zu verfolgen. Er folgte uns weit ins Offene hinaus, und ich konnte den Syce (Pferdepfleger) zurück zur Safari schicken, um mein schweres Gewehr zu holen, mit dem ich ihn erledigte.

Der Leser wird die Moral erkannt haben. Es ist gefährlich, zu nah an einem Löwen abzusteigen, und es ist noch gefährlicher, das zu tun, was ich tat: zu feuern, wenn man sich des Punktes, an dem die Kugel einschlägt, nicht ganz sicher ist. Ein unverwundeter und nicht durch einen erzwungenen Galopp gereizter Löwe ist in der Regel nicht zu fürchten; aber einmal verwundet oder durch Hetzerei in schlechte Stimmung versetzt, ist es eine ganz andere Sache. Und in diesem Fall hatte ich es mit einem Löwen zu tun, der verwundet wurde, nachdem seine Gefühle bereits durch den erzwungenen Galopp verletzt worden waren. Wenn die Umstände Sie zwingen, in unmittelbarer Nähe abzusteigen, sollten Sie ein schweres Gewehr benutzen oder, falls es ein kleines ist, größte Sorgfalt walten lassen, um die Kugel exakt an die richtige Stelle zu setzen.

Obwohl der unverwundete und ungestörte Löwe in der Regel nicht gefährlich ist, kenne ich Fälle, in denen ein aus nächster Nähe überraschtes Tier angegriffen hat; dies führe ich jedoch auf Schreck zurück. Es ist durchaus verständlich, dass ein Löwe, der plötzlich von jemandem geweckt wird, dessen Annäherung völlig geräuschlos war, sich in Gefahr glaubt und in die Offensive geht.

Ein menschenfressender Löwe ist natürlich eine Ausnahme; er greift ohne jede Provokation an.

KAPITEL VI

LÖWENJAGD

Löwen lernen aus Erfahrung – Löwen, die das Treiben verstehen – Das Geheimnis erfolgreichen Treibens – Ansitzen am Köder – Starke Boma unerlässlich – Folgen der Missachtung dieser Vorsichtsmaßnahme – Kühnheit bei Nacht – Große Strecken durch Ansitzen, aber wenig weidmännisch – Auslegen von Rissen – Verwendung toter Zebras – Von Nashörnern – Vom eigenen Riss des Löwen – Jagd mit Meuten zulässig – Verluste der Farmer – Mr. Paul Rainey's amerikanische Hunde – Die Hauptmeute gemischt – Der gestellte Löwe – Der interessanteste Teil der Jagd – Tod von Mr. Fitz Schindler – Mr. Rainey erlegt sechsundzwanzig in vierzehn Tagen – Anzahl im Kapiti- und Machakos-Distrikt – Jagd mit Hunden durch beschäftigte Viehzüchter praktiziert – Dreizehn in ebenso vielen Tagen – Ein knappes Entkommen – Methode zur Ortung des Standorts bei Nacht.

Die Fähigkeit des Löwen, aus Erfahrung zu lernen, zeigt sich in der Gewohnheit der lautlosen Jagd, die sie sich in Gebieten aneignen, in denen sie viel gestört wurden. Sie hören auf, ihre Anwesenheit durch Brüllen kundzutun, und entwickeln eine beträchtliche Vorsicht, indem sie sich stillschweigend von jedem Menschen entfernen, den sie sehen oder hören könnten, lange bevor dieser sich nähern kann. Zudem lernen sie, die Methoden der Menschen zu verstehen und wie man sie vereitelt. Wenn man Löwen in einem Gebiet treibt, das schon oft bejagt wurde, ist es fast sicher, dass das erfahrene Tier entweder eine Meile vor den Treibern ausbricht oder nach hinten durch sie hindurchbricht. Daher liegt es am Waidmann, einen Weg zu finden, ihn zu überlisten.

Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich den folgenden Plan als erfolgreich befunden: Nachdem ich aus großer Entfernung mit dem Glas die Stelle untersucht habe, die getrieben werden soll, und einen Punkt ausgewählt habe, an dem Löwen sich beim Wechsel von einer Deckung zur anderen zeigen müssen, pirsche ich mich an diesen Punkt so vorsichtig heran, als ob ein Löwe tatsächlich in Sicht wäre. Dann warte ich, gut außer Sichtweite, auf das Vorrücken der Treiber, die den Befehl erhalten haben, dem Manöver genügend Zeit zu geben. Diese halten am fernen Ende der Deckung an, um mit lauter Stimme ihre Pläne für das Treiben zu besprechen. Nach ein paar Minuten rücken sie in die Deckung vor, um nach 100 Yards für eine weitere laute Palaver zu halten. Die Chancen stehen gut, dass der Löwe noch vor Ende der zweiten Diskussion beschlossen hat, dass dies kein Ort für ihn ist, und sich ins Freie bewegt, wobei er an dem Schützen vorbeizieht, der vielleicht eine Meile voraus postiert ist.



LION AT N'GONG WATERHOLE, SOUTHERN RESERVE.

Martin Johnson

Diese Methode vermeidet die praktische Gewissheit eines vorzeitigen Aufbrechens des Löwen, das durch die gewöhnliche Art und Weise eines Treibens verursacht wird. Wenn, wie es gewöhnlich geschieht, eine Gruppe von Schützen an der Deckung eintrifft, die sie treiben wollen, dort anhält, um ihre Pläne zu machen, und dann, die Treiber zurücklassend, an der Außenseite ein paar hundert Yards entlanggeht, um ihre Posten einzunehmen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Löwe schon weg ist, bevor sie dort ankommen. Ist er noch da, nehmen sie ihre Posten in voller Sichtweite der Deckung ein, aus der der Löwe sie ruhig beobachtet; und da sich meist zwei oder drei Waffenträger hinter jedem Mann befinden, sind sie leicht zu sehen. Der Löwe bricht daher lieber nach hinten durch die Treiber durch, als sich den Schützen zu stellen, deren Gefahr er versteht. Es gab einen alten Löwen am Athi, der ein regelrechter Experte in diesem Trick geworden war. Ich bekam ihn, indem ich ein paar hundert Meter hinter den Treibern herging, durch die er, wie üblich, durchbrach; nachdem er die Linie passiert hatte, dachte er offensichtlich, er sei in Sicherheit, und gab mir eine gute Chance.

Das wichtigste Detail beim Treiben, sei es auf Löwen oder anderes Wild, ist es, zuerst die Richtung zu bestimmen, in die sie am wahrscheinlichsten freiwillig gehen werden; so ist es fast unmöglich, einen Löwen aus einer Deckung ins offene Feld zu treiben. Wenn ein anderes Buschstück in der Nähe desjenigen liegt, in dem er ruht, sollte das Treiben so angelegt werden, dass er dorthin gelenkt wird; er wird die Deckung bereitwillig verlassen, wenn er die Sicherheit der anderen vor sich sieht, sobald die Treiber ihm den Aufenthalt zu ungemütlich machen.

Ich muss kaum hinzufügen, dass auch der Wind berücksichtigt werden muss; seine Richtung ist ein wichtiger Faktor, der die Planung eines Treibens zu einer Angelegenheit macht, die sorgfältige Überlegung erfordert.

Einige große Strecken wurden durch das Ansitzen auf Löwen erzielt. Meiner Meinung nach ist es ein wenig weidmännischer Sport, aber zweifellos eine höchst effektive Methode, die den Vorteil hat, dass sie wenig Gefahr birgt – vorausgesetzt, man baut eine

gute, starke Boma und platziert sie an der richtigen Stelle. Bisher habe ich von keinen Unfällen bei dieser Jagdart gehört; der einzige mir bekannte Fall, in dem ein Mann in eine „brenzlige Lage“ geriet, war einer, in dem diese Vorsichtsmaßnahmen vernachlässigt wurden.

Der Jäger fand spät an einem Abend einen Riss, und da die Zeit fehlte, eine ordentliche Boma zu bauen, schnitten er und sein Waffenträger ein paar leichte Büsche ab und steckten sie als Zaun um eine kleine Mulde am Fuße eines Ameisenhügels, um einen Sichtschutz zu bilden. In diesem Versteck bezogen sie Quartier und saßen einige Stunden, bevor eine Löwin zum Riss kam. Sie bot auf etwa zehn Schritte eine Chance, die der Jäger nutzte; er traf sie, und sie sprang direkt über sie hinweg auf den Ameisenhügel darüber. Glücklicherweise erfasste der Waffenträger die Situation rechtzeitig und riss seinen Herrn weg, gerade noch rechtzeitig, um der Löwin zu entkommen, die den Ameisenhügel hinunter in die Mulde rollte – genau auf die Stelle, an der die beiden gesessen hatten. Sie entkamen, aber in solcher Eile, dass sie Gewehre und Stiefel zurückließen und sich unbewaffnet auf der offenen Ebene wiederfanden, während die verwundete Löwin direkt hinter dem dünnen Zaun lag. Sie taten das Klügste, brachten unverzüglich Distanz zwischen sich und sie und verbrachten den Rest der Nacht unter einem Baum. Bei Morgengrauen wurde ein anderes Gewehr aus ihrem Lager beschafft und die Löwin getötet.

Sich in einer anderen als einer starken Boma auf Löwen anzusetzen, ist meiner Meinung nach ein so sicherer Weg, einen unangenehmen Tod zu finden, wie man ihn nur planen kann.

Die Kühnheit der Löwen bei Nacht, besonders wenn es eine dunkle Nacht ist, ist fast unglaublich; sie ist umso bemerkenswerter, als sie am Tage eine ebenso auffällige Vorsicht an den Tag legen. Ich erinnere mich an ein beeindruckendes Beispiel ihrer Wagemutigkeit bei Nacht. Zwei Schützen saßen in einer Boma an einem toten Zebra an, zu dem eine Gruppe Löwen kam. Ein Weibchen fiel beim ersten Schuss, woraufhin der Rest sich sofort zurückzog; doch fast noch bevor die Jäger ihr Verschwinden bedauern konnten, kehrten sie zurück. Einer, ein Männchen, beschnupperte die tote Löwin und ging dann zum Köder über. Er wurde beschossen, aber verfehlt; er zog sich ein paar Meter zurück und näherte sich dann erneut dem Riss. Offensichtlich war er zu dem Schluss gekommen, dass dies kein Ort für einen Löwen sei, um in Ruhe zu speisen, denn anstatt sich zum Fressen niederzulassen, begann er, den Kadaver wegzuzerren. Obwohl dieser mit zwei Seilen an einem Baumstumpf befestigt war, gelang es ihm, diese zu zerreißen und das Zebra wegzuziehen. Währenddessen wurde erneut auf ihn gefeuert, aber er hielt fest, schleppte es außer Sichtweite und speiste in aller Ruhe, wobei er den Kadaver erst bei Morgengrauen verließ.

Ein solcher Vorfall ist keineswegs ungewöhnlich. Wenn Löwen hungrig sind, braucht es viel, um sie von einem Riss zu vertreiben – vorausgesetzt, die Nacht ist dunkel.

Die größte Strecke, von der ich gehört habe, sind fünf an einem Abend aus einer Boma; aber ein Straußenfarmer, der unter den Raubzügen von Löwen gelitten hatte, erlegte einmal, wie ich glaube, entweder sechs oder sieben. In einer Nacht war eine Anzahl seiner Vögel getötet worden, also setzte er sich in der nächsten für die Diebe an und drehte den Spieß um.

Ich persönlich habe wenig Nachtarbeit dieser Art auf irgendeine Wildart betrieben. Einmal unternahm ich einen ernsthaften Versuch auf einen Leopard, der einen Menschen getötet hatte, aber das Endergebnis von drei Nächten Wache war eine schwere Erkältung und ein heftiger Rheumaanfall. Ich kam zu dem Schluss, dass, wenn dies die

Folge davon war, die Pflicht des weißen Mannes gegenüber den Eingeborenen zu erfüllen (oder es zu versuchen), Nachtarbeit für den Sport sicherlich keine Beachtung wert war.

Andererseits gibt es keine angenehmere Art, eine Mondnacht zu verbringen, als sich anzusetzen und ein Wasserloch zu beobachten. Dies fällt nicht unter die Rubrik Sport, sondern unter das Studium der Tierwelt. Ich kenne nichts Faszinierenderes als das Schauspiel, das sich vor den Augen entfaltet, wenn Wild in großer Zahl und von vielerlei Art zum Trinken kommt und sich, arglos gegenüber Ihrer Anwesenheit, bei Nacht präsentiert. Oft habe ich im Reservat Mondnächte an einem beliebten Wasserloch verbracht.

Ein sehr effektiver Weg, einen Löwen zu bekommen, besteht darin, ein oder zwei Risse – nicht mehr – auszulegen und diese früh am Morgen zu besuchen, sobald es hell genug zum Sehen ist. Diese Methode funktioniert am besten in Gebieten, die in letzter Zeit nicht allzu sehr bejagt wurden, und sie spricht den Waidmann an, da sie ihm Gelegenheit für eine sorgfältige Pirsch bietet.

Früher waren zwanzig Zebras pro Jagdlizenz erlaubt, aber diese Tiere sind so zahlreich und in den besiedelten Gebieten so schädlich, dass das Limit sehr zu Recht abgeschafft wurde und nun jede beliebige Anzahl getötet werden darf. Ein Zebra kann daher als Köder verwendet werden; oder ein Kongoni (Harterbeest), welche Art ebenso zahlreich ist und für die dieselben Bemerkungen gelten.

Sollten Sie ein Nashorn erlegen, dient es noch besser; Löwen mögen Nashornfleisch, und der Kadaver sollte jeden Morgen besucht werden, solange das Fleisch reicht. In der Tat ist diese große Fleischmasse so wertvoll, dass ich geneigt wäre, tagsüber eine Wache aufzustellen, um die Geier zu vertreiben, die, wenn sie zu Hunderten einfallen, kurzen Prozess damit machen und bald nichts als sauber abgenagte Knochen übrig lassen würden. Ein Löwe wird immer wieder zum Kadaver zurückkehren, selbst wenn dieser ein Stadium erreicht hat, in dem Rücksicht auf die eigenen Geruchsnerven eine Annäherung gegen den Wind erzwingt. Der eigene Riss eines Löwen ist ein sicherer Anziehungspunkt für die folgende Nacht, wenn tagsüber die Geier sowie Hyänen und Schakale im Gebiet nicht zu zahlreich davon ferngehalten wurden. Ein frischer Riss, der irgendwo in der Nähe des eigenen Risses des Löwen platziert wird, wird ihn bis zum Tageslicht beschäftigen.

Wenn man diese Methode anwendet, ist der beste Plan, das Gelände bei Tageslicht zu begehen und den Annäherungsweg zu planen; stellen Sie fest, welche Deckung vorhanden ist, und legen Sie die Linie Ihrer Pirsch im Voraus fest. Wenn Sie dann im ungewissen Licht der frühen Dämmerung zur Sache kommen, können Sie in Schussweite gelangen, ohne den Löwen zu stören, der sich möglicherweise am Riss befindet.

Die Verwendung von Hunden zur Jagd auf Löwen wurde von Mr. Paul J. Rainey eingeführt, der einige der Hunde, die zur Jagd auf Pumas verwendet werden, aus den Vereinigten Staaten mitbrachte. Ich glaube, diese Methode wurde von einigen Leuten in England als unsportlich kritisiert, und bevor ich etwas dazu sage, möchte ich darauf hinweisen, dass der Löwe nicht nur als ein Tier zu betrachten ist, das Sport bietet. Die Bedingungen in Ostafrika haben sich gegenüber denen der alten Tage geändert; der Löwe gilt in den meisten Teilen als Ungeziefer und steht dort ganz oben auf der Liste. Der Viehzüchter hält seine Tiere nachts im Kraal oder in der Boma, aber seine größten Vorsichtsmaßnahmen nützen nichts gegen den Löwen, der entschlossen ist, das Gehege zu überfallen; sehr zahlreich sind die Berichte über durchbrochene Kraals oder Bomas und getötete Rinder und Schafe. Auch die Straußenindustrie muss geschützt werden; die Farmer erleiden schwere Verluste durch marodierende Löwen. Ich habe ein Beispiel

angeführt, als ich über das „Ansitzen“ schrieb. Ich erinnere mich an ein anderes, bei dem zwei jungen Farmern am Athi in einer Nacht ihre Boma durchbrochen wurde, was fünfzig Vögel im Wert von tausend Pfund kostete. Auch den Herren Hill wurde ihre Straußenboma überfallen, wobei sie viele Vögel verloren; alles in allem muss der jährliche Verlust an von Löwen getöteten Straußen allein sehr schwer wiegen.

Unter diesen Umständen wird es legitim, die zu zahlreichen Löwen mit allen möglichen Mitteln zu vernichten, und sie mit Hunden zu jagen, ist zumindest einen Grad besser, als sie mit Fallen und Gift zu fangen – beides Methoden, die zur Vernichtung von Ungeziefer, das weit weniger gefährlich ist als der Löwe, für angemessen gehalten werden.

Die von Mr. Rainey nach Ostafrika gebrachten Hunde ähneln einem leicht gebauten Bloodhound und haben offensichtlich einen entfernten Anteil an Foxhound-Blut; sie können darauf trainiert werden, jede Art von Wild zu jagen, und die von Mr. Rainey verwendeten Hunde wurden darauf abgerichtet, keine andere Fährte als die der Katzenartigen anzunehmen. Ihr Besitzer ist aufgrund seiner Erfahrung in der Lage zu bestimmen, welche Tierart sie gerade jagen.

Die angewandte Methode ähnelt der der Devon and Somerset Staghounds, wobei der „Spürer“ durch jeden Eingeborenen ersetzt wird, der Nachricht von einem Löwen bringt. Die Meute wird in einem Maultierwagen an den Ort gebracht, und ein oder zwei Paare zuverlässiger alter Hunde, die „Tufters“ (Vorhunde), werden angesetzt; diese folgen der kalten Fährte, bis sie frischer wird. Wenn sie wirklich auf der Fährte laut geben, wird die Meute aus dem Wagen entlassen und angesetzt.

Die Hauptmeute besteht nicht nur aus solchen Hunden, wie ich sie beschrieben habe; sie umfasst auch einen bunt zusammengewürfelten Haufen von Kampfhunden, wobei Airedales wegen ihres Mutes die Favoriten sind. Unter der Führung der amerikanischen Hunde heranjagend, stöbern sie den Löwen bald auf; wenn er jedoch in leichter Deckung „gestellt“ wird, wird er in der Regel ausbrechen und versuchen, dichteres Buschwerk oder Felsen zu erreichen. Sobald er wirklich standhält, umkreisen ihn die Hunde und halten ihn durch Kläffen – wobei sie ihn gelegentlich für einen Moment packen – fest, bis jemand mit einem Gewehr aus nächster Nähe herankommen und ihn ohne Risiko für die Hunde töten kann. Es ist äußerst wichtig, dass der so abgegebene Schuss sofort tötet, denn sobald der Schuss fällt, stürzen sich die Hunde in ihrer gesteigerten Aufregung darauf; sollte der Löwe dann nur verwundet sein, werden sicher einige von ihnen zerfleischt. Im Großen und Ganzen hatte Mr. Rainey viel Glück, da vergleichsweise wenige seiner Hunde verletzt oder getötet wurden.

Der bei weitem interessanteste Teil der Jagd ist für mich das Beobachten der alten Hunde, wie sie die kalte Fährte ausarbeiten – die übrigens oft ohne Informationen eines Spürers aufgenommen wird. Mit ihren wunderbaren Nasen folgen diese Hunde der Fährte eines Löwen noch viele Stunden, nachdem er sie passiert hat, und sie demonstrieren die exakten Details seines Herumstreifens, Schritt für Schritt, während der vorangegangenen Nacht. Einmal gefunden, geht der Löwe oft nicht weit und ist bald erlegt.

Dies ist keine besonders gefährliche Form der Jagd, aber es können Unfälle passieren, wenn man nicht vorsichtig ist. Der arme Mr. Schindler – „Fitz“ – wurde Anfang 1914 getötet, als er mit den Hunden unterwegs war. Ein Löwe war gefunden worden und wurde nach einer Jagd von sieben bis acht Meilen in leichtem Buschwerk gestellt. Niemand weiß genau, wie es zu dem Unglück kam. Mr. Rainey und der Rest der Gruppe befanden sich auf der einen Seite der Deckung, während Fitz auf die andere Seite geritten war, wo er auf niedrigerem Gelände außer Sichtweite war. Plötzlich brach der Löwe in Richtung von Mr. Rainey's Gruppe aus, die ihre Pferde wendeten und davonritten;

woraufhin der Löwe mit ein oder zwei Hunden an den Fersen in den Schutz des Busches zurückkehrte. Eine Minute später hörte man zwei Schüsse, und dann kam Fitz' Araber herrenlos um die Deckung galoppiert. Er war schrecklich zerfleischt, und die Gruppe ritt sofort schnell in die Richtung, aus der die zwei Schüsse gekommen waren, durch den Busch. Während sie ritten, erhob sich der Löwe, wurde mit einem einzigen Schuss getötet und liegen gelassen, während nach Fitz gesucht wurde. Sie fanden ihn furchtbar zerfleischt und leisteten ihm jede mögliche Hilfe – aber sein Zustand war von Anfang an hoffnungslos, da der Unterleib der Angriffspunkt des Löwen gewesen war.

Mr. Rainey machte sich in höchster Eile auf zum Lager, holte sein Auto und fuhr so schnell wie möglich querfeldein nach Naivasha, wo er einen Arzt fand; auf dem Rückweg trafen sie den Maultierwagen, in dem die anderen Fitz brachten. Er starb zwei Tage später im Krankenhaus. Fitz Schindler war einer der tollkühnsten Männer, die ich je in Bezug auf Wild getroffen habe; es war mir immer ein Rätsel, dass er so lange ohne Unfall davonkam.

Mr. Rainey jagte und tötete eine beträchtliche Anzahl von Leoparden und erlebte dabei großartigen Sport. Ich halte es für völlig legitim, diese schleichenden Bestien mit Hilfe von Hunden zu töten; sie bieten dem Waidmann ohne Hunde kaum eine Chance, und abgesehen von einem gelegentlichen Glücksschuss ist der einzige Weg, sie zu bekommen, das Ansitzen bei Nacht, was im besten Fall ein armseliger Sport ist und selten zufriedenstellende Ergebnisse liefert.

Die Gesamtzahl der Löwen, die von verschiedenen Schützen mit Mr. Raineys Meute erlegt wurden, liegt deutlich über hundert. Die meisten davon fielen in und um die besiedelten Gebiete, wo sie als Ungeziefer gelten. Vor etwa zwölf Jahren unternahm Mr. Rainey eine große Expedition. Die Löwen entlang des Randes des Wildreservats in den Athi-Ebenen waren lästiger als üblich, weshalb er gebeten wurde, seine Meute zu nehmen und den Distrikt zu bejagen. In etwa vierzehn Tagen tötete er sechsundzwanzig, und dies ungeachtet der Tatsache, dass Mr. Woosnam und ich nicht lange zuvor dreizehn im selben Gebiet erlegt hatten. Diese Strecken bestätigen meine Aussagen über die Anzahl der Löwen in jenem Distrikt. Während dieser Expedition erlebte Mr. Rainey einen außergewöhnlichen Tag. Ein Rudel von sechzehn Löwen wurde gefunden, und davon wurden dreizehn getötet – die größte Tagesstrecke an Löwen, die je gemacht wurde, wie ich vermute. Ich habe nie von einer gehört, die auch nur annähernd daran herankam.

Kurz bevor ich Ostafrika verließ, machten die Löwen in jenem Distrikt wieder Ärger, und Mr. Woodhouse, einer der Wildhüter, stattete ihnen einen fliegenden Besuch von zwei Tagen ab; er tötete in dieser Zeit vier.

In den letzten fünf Jahren muss die Anzahl der Löwen, die zwischen der Eisenbahnlinie bei Kapiti und Machakos getötet wurden, mehrere Hundert betragen. In diesem Teil des Landes haben sie unter dem Viehbestand und den Straußen mehr Unheil angerichtet als irgendwo sonst. Manche Leute wären überrascht zu erfahren, wie viele Löwen von Siedlern sozusagen im Rahmen ihrer täglichen Arbeit getötet werden. Ein Mann stellt fest, dass seine Boma durchbrochen und Vieh getötet wurde; sein erster Impuls ist, sein Gewehr zu nehmen und zu versuchen, den marodierenden Löwen auf sportliche Weise zur Strecke zu bringen, aber die Arbeit auf seiner Farm beansprucht seine Zeit, und wenn er den Löwen nicht regulär bekommt, muss er ihn zu seiner eigenen Verteidigung als Ungeziefer behandeln und Falle, Selbstschuss oder Gift anwenden. Viele Siedler eifern nun Mr. Raineys Beispiel nach und setzen Hunde ein, um sich lästiger Löwen und Leoparden auf ihren Farmen zu entledigen. Eine solche Meute wird in Kilima Kiu unterhalten; diese haben bereits eine gute Anzahl von Löwen und etwa fünfzehn Leoparden gestellt. Die Hunde greifen einen Leopard an und halten ihn fest, und mehrere wurden von den Männern mit Messern getötet. Dies ist jedoch nicht die

orthodoxe Methode; für die Leopardenjagd hat sich eine gewisse Etikette etabliert, nach der es nicht korrekt ist, ein Gewehr zu tragen; jeder hat eine Pistole oder einen Revolver, um das von den Hunden gestellte Tier zu erlegen.

Ich kann hier einen Bericht über die Exkursion geben, die Mr. Woosnam und ich unternahmen und die die Strecke von dreizehn Löwen hervorbrachte.

Die Löwen, die am Rande des Reservats lebten, hatten sich die Gewohnheit angeeignet, die Farmen auf der anderen Seite der Eisenbahn zu überfallen – ein ungehörliches Vorgehen ihrerseits, da sie im Reservat selbst jede Menge Wild finden konnten. Ich nehme an, sie wollten eine Abwechslung in ihrem Speiseplan; aber was auch immer das Motiv war, sie fanden solchen Gefallen an Rindfleisch, dass sie im Laufe weniger Monate enorme Verwüstungen anrichteten und es notwendig wurde, sie auszudünnen.

Mr. Woosnam und ich gingen in den Distrikt und erlegten in dreizehn Tagen die gleiche Anzahl an Löwen, alle innerhalb von drei Meilen von der Eisenbahn entfernt. Wir machten im Laufe unserer Arbeit einige gute Schüsse auf große Distanz. Ich lehne so etwas als Sport ab, aber wenn man es mit Ungeziefer zu tun hat, ist das etwas anderes, und man muss töten, wie man kann. Eine Gruppe von dreien erforderte Schüsse auf große Entfernung. Sie bezogen eine strategische Position in einem felsigen Geländeabschnitt, einem höchst ungünstigen Ort, um sie anzugehen. Nachdem wir herumgeritten waren und festgestellt hatten, dass es keinen anderen Weg gab, das Geschäft zu erledigen, hatten wir das Glück, sie zu entdecken, und eröffneten das Feuer auf etwa 300 Yards, wobei wir im Laufe der Zeit alle erlegten.

Eine andere Gruppe, bestehend aus drei ausgewachsenen Weibchen und zwei Jungen, bot uns eine recht aufregende Jagd, da sie sich in unwegsamem Gestrüpp befanden, wo es schwierig war, sein Reittier in den Galopp zu bringen. Eine Löwin trieb mich förmlich in die Enge, und wäre mein Pony nicht ein besserer Springer gewesen, als ich wusste – vielleicht besser, als er es selbst vermutete –, hätte es für uns beide unangenehm werden können. Wie es sich ergab, hatte die Löwin nie wirklich eine Chance, obwohl sie eine bessere bekam, als ich ihr jemals zugestehen wollte. Sie lag verwundet in einem Gebüsch- und Grasbüschel; um sie herauszulocken, feuerte ich einen Revolverschuss in die Deckung, und sie kam mit einem Satz heraus, nicht auf mich, sondern auf Woosnam zu. Als ich in die andere Richtung davonritt, hörte ich plötzlich Grunzen hinter mir, und ein Blick zurück zeigte mir, dass sie ihre Meinung geändert hatte und hinter mir her war, in vollem Tempo, zu diesem Zeitpunkt nur etwa 20 Yards hinter mir und schnell aufholend. Mein Pferd war jedoch in Fahrt und brauchte wenig Ermutigung, sein Bestes zu geben. Die Löwin kam noch ein Stück näher, konnte aber nicht bis auf fünfzehn Schritte oder so herankommen, und während sie mich aus dieser Entfernung jagte, gab Woosnam auf etwa 300 Yards einen glänzenden Schuss ab und schlug ihr die Flucht aus den Knochen, gerade als mein Pony an einem Gürtel von Dornbüschen abhob und sie in großartigem Stil überwand.

An einem anderen Tag griff ein einsames Männchen Woosnam fast auf Sicht an, schaffte es aber nicht bis zu ihm, da es durch eine gut platzierte Kugel zusammenbrach.

Während dieser Reise wandte ich einen Kniff an, der sich zeitweise als nützlich erweisen kann. Die Nachtwache erhält ein paar lange Stöcke und wird angewiesen, einen davon so auf den Boden zu legen, dass er in die Richtung zeigt, aus der sie einen Löwen brüllen hört. Jede Wache gibt beim Wechsel die Stöcke an ihren Nachfolger weiter, der das Gleiche tut, und so verrät die Lage der Stöcke am Morgen, wo in Bezug auf das Lager die Löwen herumschlichen. Das Gedächtnis der Eingeborenen für Richtungen ist sehr fehlerhaft, aber die Stöcke vermitteln eine wahre Vorstellung. Man stellt vielleicht fest,

dass der erste und der letzte auf den Boden gelegte Stock in etwa dieselbe Richtung zeigen, während andere einige Grad zu beiden Seiten anzeigen, was beweist, dass die Bestien ihren Schlupfwinkel verlassen haben, auf die Jagd gegangen sind und an die Stelle zurückgekehrt sind, an der sie zuerst gehört wurden. Wenn der erste und der letzte Zeiger nicht in dieselbe Richtung weisen, ist der Plan, in der vom letzten Stock angezeigten Richtung zu suchen; führt das zu keinem Ergebnis, sollte man in Richtung des ersten Zeigers arbeiten oder zumindest in jene eines Stocks, der in einem frühen Stadium des Brüllens abgelegt wurde.

KAPITEL VII

LÖWE: VERSCHIEDENE ABENTEUER

Gefahr durch zu viel Glück mit den ersten Löwen – Meine ersten Löwen – Eine unbesonnene Verfolgung – Entdeckung, dass ich zwei getötet habe – Ein Hinweis bezüglich der Felle – Abenteuer mit dreien – Ausräuchern aus einem Schilfbett – Askari umgerannt – Mitten unter acht Löwen gelaufen – Ladehemmung – Missliche Lage – Eine leichte Chance – Viehkiller gemeldet – Drei mit vier Schüssen – Die verschwindende Löwin – Ein berühmter Viehkiller – Unerwartete Erscheinung – Er sieht kampfbereit aus – Ein kühner Angriff – Freude der Masai über seinen Tod – Verfolgung einer Löwin mit Jungen – Ein altes Männchen erwartet mich – Ein satter Löwe – Ein weiteres Männchen getötet – Verfolgung eines verwundeten Löwen über schwieriges Gelände – Sein erster Angriff – Er gelangt mit dem zweiten ans Ziel – Mut der Masai-Jungen – Ein Erlegen aus 3 Zoll Entfernung – Yondi schwer zerfleischt – Eine Masai-Delikatesse für den Verwundeten.

Es birgt eine gewisse Gefahr, bei den ersten Begegnungen mit Löwen ein zu großes Maß an Glück zu genießen; es verleitet zu dem sprichwörtlichen britischen Fehler, den Feind zu unterschätzen. Denn wer seine ersten Exemplare ohne Risiko oder Schwierigkeiten erlegt, wird leicht nachlässig und vernachlässigt elementare Vorsichtsmaßnahmen. Ich erinnere mich, dass der arme Lucas mir nur wenige Tage vor den Verletzungen, denen er erlag, erzählte, es sei „nichts dabei, Löwen vom Pferd aus zu schießen“, und man könne genauso gut eine Kuh erschießen. Das war keine leere Prahlerei; er hatte in der vorangegangenen Woche selbst vier erlegt, und zwar ohne die geringste Mühe; doch vier Tage nach dieser Bemerkung fand er den in Kapitel V beschriebenen Tod.

Meine eigene Erfahrung war genau umgekehrt, denn die ersten drei Löwen, die ich tötete, flößten mir bleibenden Respekt vor ihrer Art ein. Der erste war einer der großen, mähenlosen Löwen der Küste. Ich war zu dieser Zeit an der Küste stationiert und ging, als ich geschäftlich in Gazi war, an einem Wochenende hinaus, um auf Rappenantilopen zu jagen. Bei der Jagd am frühen Morgen fand ich ein Rudel dieser Antilopen, verwundete eine und hatte eine lange Jagd hinter ihr her. Später am Tag stieß ich auf einige Kongoni (Coke-Kuhantilopen), und während ich sie anpirschte, kam es zum Konflikt mit dem Löwen. Ich war in Schussweite der Antilopen gelangt und wollte gerade feuern, als sie zu meinem großen Verdruss und Erstaunen flüchteten und im nächsten Moment ein großer, mähenloser Löwe erschien, der genau dort innehielt, wo sie gestanden hatten. Sein Anblick löste einen akuten Anfall von „Jagdfieber“ aus, und obwohl ich sorgfältig zielte, schoss ich daneben; mein zweiter und dritter Schuss gingen ebenso weit fehl, und der Löwe wandte sich ab, um in der Deckung zu verschwinden. Über meine Gefühle, als mir klar wurde, dass ich eine so wunderbare erste Chance auf einen Löwen vertan hatte, sage ich nichts; die Ausdrücke, in denen sie kundgetan wurden, sollen in jenem Distrikt Geschichte sein.

Als ich Dampf abgelassen hatte, nahmen wir die Fährte auf; doch nachdem wir ihr ein Stück gefolgt waren, tippte mir ein Junge auf die Schulter und zeigte hinter uns, und dort näherte sich, offenbar auf unseren eigenen Spuren, ein weiterer Löwe. Ich schlüpfte hinter einen Baum, wartete, bis er auf 50 Yards heran war, und schoss auf seine Schulter. Er quittierte die Kugel mit einem wütenden Grunzen und preschte nach links davon, wobei wir ihm nachsetzten. Unglücklicherweise stürzte mein Gewehrträger, ein Askari,

der erst an diesem Tag in diese Position befördert worden war, und durch den Stoß entlud sich das Gewehr, das er trug. Es mag poetische Gerechtigkeit gewesen sein, aber ich hielt inne, um ihm den einen Tritt zu versetzen, der mein überreiztes Gemüt beruhigte, und obwohl ich so schnell rannte, wie ich konnte, erreichte der Löwe die Deckung, bevor ich einen weiteren Schuss abgeben konnte.

Ich kann zur Verteidigung des anschließenden Vorgehens nichts sagen, außer dass ich meine erste Chance auf einen Löwen vertan hatte und der Entschluss, diesen hier zu bekommen, jede Vorsicht überlagerte. Wir nahmen die Schweißfährte auf und folgten ihr, wohin sie auch führen mochte; die Erinnerung an die Deckung, in die wir diesen verwundeten Löwen verfolgten – Tunnel durch den Busch, dickes Unterholz auf beiden Seiten, keine Sichtweite von mehr als zwölf Fuß nach rechts oder links – ist mir seither ein Alptraum. Mit der seither gewonnenen Erfahrung würde ich dasselbe für keine Gegenleistung der Welt noch einmal tun. Ich habe nie verstehen können, warum der Löwe nicht angriff; immer wieder kamen wir nah an ihn heran und hörten sein Knurren, wenn er sich weiterbewegte. Schließlich gelangten wir auf eine offene Lichtung von etwa fünfzehn Schritten Breite, und als ich dort heraustrat, sah ich zuerst sein Hinterteil und dann seinen Kopf. Er war gerade dabei, sich umzudrehen, und ich feuerte; ich hatte gerade noch Zeit, eine zweite Patrone aus dem Magazin nachzuladen und einen weiteren Schuss auf seinen Kopf abzugeben, der damals nur noch 3 Yards entfernt war. Diese letzte Kugel betäubte das Tier, denn er streifte am Giriana-Fährtenleser vorbei, ohne anzugreifen, während der Mann wie ein Fels stehen blieb. Ich gab einen dritten Schuss ab, der, von der Flanke nach vorne dringend, ihn tötete, als er noch immer sichtlich benommen ein paar Meter von uns entfernt taumelte.

Erfreut darüber, meinen Löwen doch noch bekommen zu haben, dachte ich nicht daran, nach der ersten Wunde zu suchen, und erst beim Häuten wurde mir klar, dass dies nicht derjenige war, den ich aus dem Schutz des Baumes heraus verwundet hatte. Es war dann zu dunkel, um die Schweißfährte aufzunehmen, die die Suche offenbarte und von dem Ort wegführte; und unglücklicherweise verhinderte der Regen, der während der Nacht fiel, die Fortsetzung des Versuchs, den Spuren am nächsten Tag zu folgen. Das war umso bedauerlicher, als mein Giriana-Fährtenleser das Tier einige Tage später tot keine halbe Meile von der Stelle entfernt fand, an der wir den anderen getötet hatten.

Apropos dieser erste Löwe, ein Wort im Interesse der Trophäen. Er erwies sich als außerordentlich fett, und da ich nicht viel über die Behandlung von Fellen wusste, unterließ ich es, beim Entfernen des Fetts genügend Sorgfalt walten zu lassen; das Ergebnis war, dass beim Zurichten des Fells die Haare ziemlich stark ausfielen. Dies ist ein Punkt, den man sich merken sollte – alle fetten Felle sollten äußerst sorgfältig gereinigt werden, sonst fallen die Haare sicher aus. Ein weiterer Punkt: Löwenfelle sollten niemals zum Trocknen in die Sonne gespannt werden; sie sollten im Schatten trocknen. Wenn kein Schatten vorhanden ist, muss Gras geschnitten und über das gespannte Fell ausgebreitet werden, um es zu schützen. Wenn die Fleischseite zu schnell hart trocknet, bleibt Feuchtigkeit, die Fäulnis um die Haarwurzeln verursacht, in der Dicke der Haut eingeschlossen. Auch wenn die Haare zu diesem Zeitpunkt vielleicht noch nicht ausfallen, geschieht dies sicher stellenweise, wenn das Fell zugerichtet wird, und der Präparator wird wahrscheinlich für ein Missgeschick verantwortlich gemacht werden, für das die Verantwortung allein bei Ihnen liegt.

Kurz nachdem ich die zwei Löwen bei Gazi getötet hatte, reiste ich ins Landesinnere, um meinen Dienst in der Abteilung des Game Rangers anzutreten (1901), und fand mich in echtem Löwenland wieder. Es war mein erster Marschtag, und wir durchquerten das südliche Wildreservat in Richtung Kilimandscharo. Gegen Mittag erblickten wir eine Baumgruppe, die mein Führer als unseren Lagerplatz für die Nacht bezeichnete, als aus

einem Flussbett etwa 500 Yards vor uns drei Löwen auftauchten und begannen, sich auf jene Bäume zuzubewegen, die wir ansteuerten. Nach verschiedenen Unterbrechungen durch Nashörner und Zebras, die an anderer Stelle beschrieben sind, verpasste ich die Chance auf einen Schuss auf die Löwen im Offenen, da sie in einigem Schilf ein paar hundert Yards vor uns Deckung suchten.



LEOPARD : ITHANGA HILLS.

Martin Johnson

Das Schilfbett erwies sich als etwa 200 Yards lang und variierte in der Breite zwischen 5 und 20 Yards, also untersuchten wir den Ort, um zu sehen, welche Möglichkeiten es gäbe, die Löwen aufzustöbern. Mir gefiel der Gedanke nicht, die Männer zum Treiben hineinzuschicken, und mir fiel im Moment kein anderes Mittel ein. Die Träger waren

inzwischen eingetroffen und schlugen das Lager unter den Bäumen auf, einen Fußmarsch von einer Minute entfernt, also ging ich, um Tee zu trinken und über die Sache nachzudenken. Während des Essens kam mir der Gedanke, dass das Schilf trocken genug zum Brennen sein könnte, und nachdem die Jungen dies bestätigt hatten, gingen wir zurück. Mogari, mein Gewehrträger, und ich bezogen mit einem Askari Stellung am windabgewandten Ende des Streifens und schickten die restlichen Askari und Träger mit Streichhölzern und Feuerhölzern los, um es anzuzünden. Sobald dies geschehen war, rannten die Männer auf eine Anhöhe, um von dort aus das Schauspiel zu beobachten.

Das Schilf brannte gut, aber unglücklicherweise setzte ein Tollpatsch das Gras in Brand, als er zur Anhöhe rannte, und dieses Feuer fraß sich nach innen und setzte den Schilfgürtel etwa in der Mitte seiner Länge in Brand. So brannte es entlang einer ganzen Seite, während ein schmaler Streifen übrig blieb, den die ursprünglichen Flammen langsam verzehrten. Das Feuer näherte sich uns, und ich hatte die Hoffnung fast schon aufgegeben, als eine Löwin etwa fünfzehn Schritte entfernt herausschlich. Ich schoss auf ihre Schulter und traf ein wenig zu weit hinten; sie rollte beim Schuss zur Seite, und als ich versuchte, eine neue Patrone in das Gewehr zu schieben, klemmte es. Die Löwin kam wieder auf die Beine und stürmte mit einem Grunzen heran; der Askari neben mir verlor den Kopf und begann wegzurennen, und sie, die in einem Yard Entfernung an mir vorbeistreifte, riss ihn nieder, bevor er zehn Schritte gemacht hatte. Nachdem ich die Patrone geladen hatte, rannte ich mit Mogari herbei, doch bevor wir sie erreichen konnten, war die Löwin bereits von ihrem Opfer heruntergerollt – tot. Der Mann, über und über mit Blut bedeckt, sprang auf und raste zum Lager, wobei seine Kleider in Fetzen hinter ihm herflogen – und ich folgte ihm, darauf gefasst, ihn schwer zerfleischt vorzufinden. Es war eine große Erleichterung zu entdecken, dass er fast glimpflich davongekommen war; er hatte fünf Krallenspuren auf dem Rücken, wo sie ihn getroffen hatte, und einen Biss durch den Unterarm, wobei keine der Wunden ernsthaft war. Das Blut, mit dem er bedeckt war und das mich viel schwerere Verletzungen vermuten ließ, stammte von der Löwin.

Die anderen Löwen brachen am Ende des brennenden Schilfgürtels aus, bevor ich zurückkehren konnte, aber wir waren mit den Löwen für diesen Tag noch nicht ganz fertig. Während wir der Löwin das Fell abzogen, sprang ein Männchen, das völlig ungeahnt im hohen Gras etwa 20 Yards entfernt gelegen hatte, auf, rannte durch die schwelenden Überreste des Schilfs und begann die Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite hinaufzulaufen. Ich griff nach meinem Gewehr und feuerte, traf ihn aber zu weit hinten, und er setzte seine Flucht durch die Bäume auf dem Kamm der Uferböschung fort. Diese hinderten uns daran zu sehen, welchen Weg er einschlug, und obwohl wir sofort die Schweißfährte aufnahmen, fanden wir ihn nie.

Die Löwen waren in jener Nacht sehr laut und kamen dicht an das Lager heran; es war nicht nötig, die Männer zu ermahnen, ein gutes Feuer zu unterhalten. Ich bezweifle, dass viele von ihnen viel geschlafen haben.

Meine nächste Begegnung mit Löwen war ebenfalls durch das Klemmen des Gewehrs gekennzeichnet. Ich war gerade von einer langen Reise durch das Wildreservat zurückgekehrt und war bis auf eine halbe Meile an die Station Simba herangekommen. Wir waren viele Tage lang hart marschiert, und ich gönnte den Trägern eine Pause, da ihre Füße wundgelaufen waren. Da ich Fleisch brauchte, nahm ich zwei oder drei Männer mit und ging, nachdem ich an der Station vorgesprochen hatte, um Telegramme aufzugeben, den Fluss hinunter zu einem rauen Buschstück in kurzer Entfernung. Als ich einige Wasserböcke erblickte, ließ ich die Männer zurück und schickte mich an, sie anzupirschen. Natürlich bewegte ich mich gegen den Wind und bemerkte nach ein paar hundert Yards

einen eigenartigen Tiergeruch; mein erster Gedanke war „Wildhundel!“ und ich hielt inne, um nach ihnen Ausschau zu halten.

Dann geschah das, was die Gedanken an Wildhunde und alles andere vertrieb. Acht Löwen sprangen gleichzeitig auf – sie waren überall um mich herum! Ich war mitten in das Rudel hineingelaufen, ohne eine Ahnung zu haben, dass ein Löwe in der Nähe war, und die nächste, ein Weibchen, war weniger als drei Schritte entfernt. Die anderen Mitglieder der Gruppe sahen mich und blieben starr stehen, aber seltsamerweise tat dies die viel zu nahe Löwin nicht; sie starrte ihre Freunde an, als wolle sie fragen, was sie erschreckt habe. Ich stand absolut still – das Beste, was man tun kann, wenn man sich so nah an einem Löwen befindet, denn die geringste Bewegung kann einen Angriff auslösen – und während ich mit einer, wie ich glaube, gewissenhafteren Starrheit dastand als der versierteste Schauspieler in einem „lebenden Bild“, drehte sie sich zu mir um. Sie warf mir einen Blick zu und rannte dann mit einem schnurrenden Knurren davon, und ich atmete auf.

Sobald die Löwen etwa 30 Yards entfernt waren, schoss ich auf den letzten. Beim Knall drehten sich einige von ihnen um, und ich begann, eine neue Patrone einzulegen. Die leere Hülse klemmte im Verschluss. Es gab nur eines zu tun; ein Löwe wird selten angreifen, wenn er den Feind nicht deutlich sehen kann, also ließ ich mich ins hohe Gras fallen, außer Sichtweite, und bearbeitete die Patronenhülse mit meinem Messer. Ich bin mir nicht sicher, ob die lange Minute, die ich mit dem Heraushebeln verbrachte, während die Löwen knurrten, nicht schlimmer war als die Minute, in der ich mich mitten unter ihnen befand; ich weiß, dass das Knurren nicht gerade zu meinem Seelenfrieden beitrug. Schließlich bekam ich die Hülse heraus und lud nach, und als ich wieder über das Gras lugte, konnte ich nur noch den Kopf eines Löwen sehen, der mich über den Stamm eines umgestürzten Baumes hinweg beobachtete. In der Annahme, dass dies entweder ein Treffer oder ein Fehlschuss sein würde, feuerte ich und schoss glatt daneben. Ich vermute, die fieberhafte Hast, mit der ich an der leeren Patronenhülse herumgedoktert hatte, hatte meine Hand zittern lassen; jedenfalls schoss ich daneben, und der Löwe machte sich davon.

Inzwischen waren die Jungen eingetroffen, und wir nahmen die Schweißfährte desjenigen auf, den ich verwundet hatte, um ihn etwa 100 Yards weiter in sehr schlechtem Zustand vorzufinden. Nachdem ich ihn getötet hatte, folgten wir der Suche nach den anderen; wir stießen auf einige von ihnen, und ich gab zwei weitere Schüsse ab, konnte aber keinen weiteren mehr zur Strecke bringen, bevor sie im Gestrüpp verschwanden.

Ich bemerkte zu Beginn dieses Kapitels, dass zu viel Glück am Anfang der Karriere für den Löwenjäger demoralisierend ist; aber im Großen und Ganzen bin ich nach Rückschau auf diese zwei Abenteuer geneigt zu glauben, dass das Schicksal besonders gütig zu mir war.

Andererseits kann man manchmal einen Löwen ohne die geringste Mühe bekommen. Die leichteste Chance in meiner gesamten Erfahrung ergab sich am nördlichen Ewaso Ng'iro, unterhalb der Chanler-Fälle, wo Löwen überaus zahlreich sind. Mit Macau, meinem Gewehrträger, war ich der Safari ein Stück voraus, um einen Lagerplatz zu suchen, und war abgebogen, um eine mögliche Stelle in Augenschein zu nehmen, als ein leises Pfeifen von Macau mich zurückholte. Und dort, tatsächlich direkt auf dem Weg, dem wir folgten, lag eine Löwin im Schatten eines großen Dornbaums, die sich deutlich gegen den weißen, sonnenbeschienenen Sand dahinter abhob. Ich ließ mein Pony zurück, pirschte mich an einen Baum in etwa 80 Yards Entfernung von ihr heran und jagte ihr eine Kugel in die Rippen. Sie sprang auf die Beine, stand einen Moment lang und kippte dann tot um.

Was reines, schieres Glück angeht, wäre ein anderes Erlebnis kaum zu übertreffen.

Eine „Gruppe“ von Löwen hatte sich angewöhnt, in der Nähe von Nairobi Vieh zu reißen, und tötete fast schon innerhalb des Stadtgebiets. Ihr eigentlicher Lebensraum lag innerhalb des Reservats, und da sie es nur verließen, um das Vieh der Siedler zu töten, war ich besonders bestrebt, sie zu vernichten. Es ist verständlich, dass die Farmer des Distrikts das Reservat als ihren Interessen feindlich gesinnt betrachteten, wenn es als Unterschlupf für Ungeziefer diente, das auf ihre Kosten lebte; daher war es meine Pflicht, diesem Zustand ein Ende zu bereiten. Eines Tages kam ein Masai, um zu berichten, dass Löwen in etwa sieben Meilen Entfernung in eine Boma eingebrochen seien und eine Anzahl Kühe getötet hätten. Ich verlor keine Zeit; ich schickte die Jungen sofort los und eilte zum Club, um noch zu Mittag zu essen, bevor ich ihnen folgte. Am nächsten Morgen um halb neun war ich wieder im Club und traf dieselben Männer; auf die übliche Frage konnte ich ihnen antworten, dass ich die Viehkiller gefunden und drei von ihnen mit vier Schüssen erlegt hatte – und nicht nur das, einer der Löwen hatte drei meiner Kugeln in sich! Es waren erfahrene Männer, und Erfahrung lehrt seltsame Wahrheiten, aber es überraschte mich nicht, dass sie Erklärungen verlangten.

Es geschah wie folgt: Gegen fünf Uhr abends ritt ich ruhig an der Sonnenseite einer dicht bewachsenen Schlucht entlang, in der die Löwen angeblich liegen sollten, in der Hoffnung, dass man sie beim Sonnenbaden im Freien finden könnte. Ich war noch nicht sehr weit gekommen, als mir ein gelber Fleck auf einem Ameisenhügel auffiel; als ich das Glas darauf richtete, sah ich, dass es eine Löwin war und dass sie uns beobachtete. Der Ameisenhügel war etwa 200 Yards entfernt, direkt am Rand der Schlucht, und da es offensichtlich war, dass der Versuch, näher heranzukommen, sie sofort in die Deckung treiben würde, entschied ich mich für einen Schuss mit der .256 von dort aus, wo ich stand.

Als ich abstieg, stellte ich fest, dass es unmöglich war, sie zu sehen, wenn ich mich setzte oder hinkniete; ich musste stehend freihändig schießen. Ich bin ein mäßiger Schütze, wenn ich dabei sitzen kann, aber ich nehme für mich nicht in Anspruch, im freihändigen Schießen besonders gut zu sein, und die Chance auf ein Erlegen war gering. Der erste Versuch trug nicht zu meiner Beruhigung bei, denn beim Abdrücken war ein Klicken das einzige Ergebnis; als ich die Waffe öffnete, stellte ich fest, dass der unglückselige Junge, der die Waffe gereinigt hatte, alle Patronen in das Magazin gepresst hatte. Ich gewann die Beherrschung über mich zurück, als ich sah, dass die Löwin sich nicht gerührt hatte, visierte sie erneut an und hörte diesmal das „Klatschen“, das verriet, dass sie getroffen war. Im selben Moment sah ich einen Schwanz, der nicht ihrer war, hinter ihr wedeln, und ein Löwe mit einer guten Mähne brach aus und lief am Rand der Schlucht entlang. Ich rannte also zurück zu meinem Pferd, das hinter mir gehalten wurde, saß auf und nahm die Verfolgung auf. Nachdem ich ihm durch Büsche und Felsen gefolgt war, verlor ich ihn aus den Augen und kehrte zum Ameisenhügel zurück, der der Ausguck der Löwin gewesen war. Dort fand ich nicht sie, sondern etwas, das mich überaus verblüffte – nämlich einen Löwen, dem beide Schultern durchschossen waren. Es war keine Zeit für Spekulationen; zwei weitere aus dem Sattel abgegebene Schüsse töteten ihn, und dann gab ich dem Pferd die Sporen, denn ganz in der Nähe im Gras befand sich noch ein Löwe. Ich galoppierte davon, holte mein schweres Gewehr von dem Jungen und kehrte zurück. Dann fand ich die Löwin tot vor, und das Rätsel des verwundeten Männchens klärte sich bei der Untersuchung ihres Kadavers auf.

Ich hatte ihr durch den Kopf geschossen; die Kugel war unter dem Auge eingedrungen und am Hinterkopf wieder ausgetreten; danach war sie weitergefliegen und hatte die Schultern eines Löwen zertrümmert, der unsichtbar hinter ihr gestanden hatte. Diese Wunde hätte sich bald als tödlich erwiesen; hätte ich mir also die zwei Schüsse gespart, die

ihn erledigten, könnte ich mich rühmen, einmal zwei Löwen mit einer einzigen Kugel getötet zu haben.

Zwei der Viehkiller waren somit erledigt, den Rest hob ich mir für den nächsten Tag auf. Bei Morgengrauen arbeitete ich mich an der anderen Seite der Schlucht entlang und stieß bald auf drei ausgewachsene Weibchen und mehrere Junge. Sie brachen aus einem vorgelagerten Deckungstreifen aus und erreichten die Schlucht, wir dicht hinter ihnen; eine Löwin – zweifellos die Mutter der Jungen – hielt innerhalb des Buschgürtels an, wo sie knurrend stehen blieb. Ich hielt mit den Jungen etwa fünfzehn Schritte vor der Deckung an. Sie war nicht sehr dicht, aber wir konnten sie nicht sehen; wir hörten sie knurren, und obwohl es möglich war, ihren Standort ziemlich genau zu bestimmen, dauerte es einige Zeit, bis ich ihre Augen sah. Dann konnte ich das ganze Tier sehen, aber ihre Farbe verschmolz so perfekt mit dem Hintergrund aus totem Gras und Farnwedeln, dass sie wie ein Trugbild aussah.

Ich zielte auf ihre Kehle, und sie verschwand ohne ein Geräusch, so lautlos, dass ich ernsthafte Zweifel hatte, ob ich getroffen hatte. Als wir einige Minuten später – in der Tat sehr vorsichtig – zur Stelle gingen, entdeckten wir den Grund für dieses so lautlose Verschwinden. Sie lag völlig tot mit gebrochenem Genick in einer kleinen Mulde. Sie hatte mit den Hinterbeinen in dieser Vertiefung gestanden, die Vorderbeine auf dem Rand, den Kopf erhoben; daher fiel sie, als meine Kugel ihre Kehle durchbohrte und ihr Rückenmark zertrümmerte, sofort außer Sichtweite in die Mulde. Wir setzten den anderen nach, aber ich erhaschte nur einen flüchtigen Blick auf einen und konnte keinen Schuss abgeben.

Vieh tötende Löwen werden manchmal zu einer unerträglichen Plage; sie scheinen zu wissen, dass die Hand des Menschen besonders gegen sie gerichtet ist, und werden so vorsichtig, dass es äußerst schwierig ist, zum Schuss zu kommen. Erst im Oktober 1907 erlegte ich schließlich einen der berüchtigtsten Viehkiller. Nach Berichten der Eingeborenen hatte er im Laufe von zwei Jahren fünfzig oder mehr Tiere getötet. Ich hatte viele Tage mit seiner Verfolgung verbracht, aber seine List hatte mich immer überrumpelt; nun gab es einen noch größeren Grund, ihn zu vernichten, da er zwei Masai-Hirten getötet hatte, die versucht hatten, ihn von ihrem Vieh zu vertreiben.

Ich war in El Donyo Narok, als Masai kamen, um mir zu berichten, dass er in einigen der Bäche lauere, die die Quellgewässer des Stony Athi River bilden. Die Männer sagten, sie hätten ihr Vieh am Vortag nicht tränken können, da sie beim Herunterbringen der Herde zum Wasserloch durch den Löwen erschreckt wurden, der versuchte, einen Ochsen zu schlagen. Ich ritt sofort los, um die Jagd an jenem Wasserloch zu beginnen. Wir arbeiteten uns flussabwärts vor und suchten jedes Busch- und Grasstück auf dem Weg ab, sahen aber nichts von dem Löwen, obwohl frische Spuren gefunden wurden, und ich begann zu befürchten, dass er mir wieder entwischt war. Etwa fünf Meilen den Bach hinunter hörte jede Deckung auf, und wir traten auf die offene Ebene hinaus, wo sich Zebra, Kongoni, Grant- und Thomson-Gazellen buchstäblich zu Tausenden versammelt hatten, ebenso ein stattliches Rudel Elandantilopen und einige Gnus. Sie weideten ruhig, daher war ich sicher, dass der Löwe nicht weiter das Tal hinuntergegangen war. Wir hatten langsam und vorsichtig gearbeitet, und als wir auf diese offene Ebene heraustraten, hielt ich es für Zeit für eine Rast. Ich stieg also ab, nahm den Sattel vom Pony, und als ich ihn unter einen Busch warf – den letzten Busch am Bachufer –, sprang der Löwe auf.

Ich glaube wirklich, es war das Geräusch des herabfallenden Sattels, das ihn auf die Beine brachte, aber wie dem auch sei, da war er in weniger als 50 Yards Entfernung, in Begleitung einer Löwin. Er stand einen Moment lang da und zeigte seine prächtige Mähne, dann wandte er sich, als die Masai herangelaufen kamen, um und trottete den

Bach hinunter davon. Hätte ich das .450-Gewehr in der Hand gehabt, hätte ich ihn dort und dann leicht umrollen können, aber die .256 ist nicht die Waffe, mit der ein Mann zu Fuß sicher zwei Löwen entgegentreten kann. Ich hatte den Sattel sofort wieder auf dem Pony und setzte ihm nach. Er hatte sich nun vom Bachufer abgewandt und hielt auf einen anderen Wasserlauf zu, an dessen Ufern mehr Deckung war. Er hatte es nicht besonders eilig; tatsächlich drehte er sich zwei- oder dreimal um und sah so böse aus, dass ich dachte, er plane einen Angriff. Aber nach jedem Umblicken setzte er seinen Weg fort, und ich schloss zu ihm auf, bis ich auf etwa zweihundert Yards heran war und absprang, um zu schießen.

Da zeigte er seine Qualitäten. Er wartete nicht auf den Schuss, wie es neunundneunzig von hundert Löwen getan hätten; sein Auge war auf mir, als ich abstieg, und wie ein Blitz drehte er sich um und kam direkt auf mich zu. Ich wartete nicht; wie schon gesagt, ich mag keine angreifenden Löwen, und dieser kam durch recht hohes Gras, sodass ich nicht mehr sah, als dass er kam – und das in einem Stil, der nach Ernsthaftigkeit aussah. Ich schwang mich wieder auf das Pony, und sobald ich aufgesessen war, hielt er inne. Ich wartete; er kehrte um, um erneut die Deckung am Bach anzusteuern; ich folgte, sah ihn im Busch verschwinden und beobachtete dann, wie er auf der anderen Seite leise herausschlüpfte und begann, die Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite des Baches zu erklimmen.

Hier war meine Chance; er war etwa 250 Yards entfernt, als ich ihn ins Visier bekam, und er fiel nach zwei Kugeln aus der .256. Als ich um ihn herumritt, fand ich ihn auf den Beinen, aber sehr schwach; er benötigte kaum noch die Kugel, die ich ihm durch die Kehle jagte.

Ich habe Masai noch nie in einem solchen Zustand der Erregung gesehen wie jene Männer, als sie herankamen und den Löwen als den Viehkiller identifizierten. Sie tanzten, schrien und plapperten durcheinander. Sie hatten Grund zur Freude, denn das Tier war für sie seit gut zwei Jahren eine Quelle des Verlustes gewesen, und da er zwei Menschen getötet hatte, war nicht abzusehen, wann er weitere töten würde. Er war eher auf der kleinen Seite, aber in seinen besten Jahren und von wahren Rennpferde-Körperbau; zusätzlich zu seiner schönen Mähne hatte er die Haarbüschel an den Ellbogen, die nicht sehr häufig sind. Die Masai erkannten diese, aber der endgültige Beweis der Identität ergab sich durch die Narbe, die er trug – das Andenken an eine Wunde, die ihm durch ein *Simi* (Schwert) zugefügt worden war, das einst ein Masai zur Verteidigung seines Viehs nach ihm geworfen hatte.

Dies war einer der wenigen Löwen, die ich kannte, die ohne Provokation angriffen. Ich hatte ihn überhaupt nicht bedrängt, sonst hätte die Hetzerei seine Bereitschaft erklärt, sich gegen mich zu wenden. Er war einfach ungewöhnlich kühn und wild.

Die Masai beweisen oft großen Mut im Umgang mit Löwen. Ich verdanke, wenn nicht mein Leben, so doch das Entkommen vor einer schweren Zerfleischung dem Mut meiner Männer.

Zwei Tage vor Weihnachten 1903, während ich Vorbereitungen traf, um Nairobi für einige Tage zur Jagd zu verlassen, wurde aus der Richtung von El Donyo Sabuk gemeldet, dass eine Löwin mit Jungen gefunden worden sei. Da ich zu dieser Zeit Junge sammelte, um sie nach Indien zu schicken, verlor ich keine Zeit und machte mich auf den Weg.

Wegen der Feiertage war es ziemlich schwierig, Träger zu finden, und auch wegen der Tatsache, dass gerade eine große Jagdsafari mit über hundert Mann den Ort verlassen hatte; aber ich schickte einige der Masai zurück, um die Bewegungen der Löwin und der

Jungen zu beobachten, entsandte andere, um Träger zu suchen, und beauftragte den Rest mit dem Packen. Als alles bereit war, sah ich die Safari aufbrechen und ging hinunter, um im Club zu Mittag zu essen, bevor ich ihnen nachritt.

Zweieinhalb Stunden brachten uns zu einem alten Lagerplatz, und dort hielten wir an. Aber es gab keine Spur von meiner Safari, so sehr ich die Ebenen auch mit dem Glas absuchte, und ich fing schon an, Unmut zu äußern, als die Männer plötzlich, fast in Rufweite, aus einer Senke auftauchten. Es war nicht das erste Mal, dass ich so von den Wellenbewegungen der Ebenen getäuscht worden war, und ich hätte es besser wissen müssen.

Nachdem ich gesehen hatte, wie das Lager aufgeschlagen wurde, schlenderte ich hinaus und schoss ein paar Vögel; und früh am nächsten Morgen, bei starkem Regen, brachen wir in Richtung des Schlupfwinkels der Löwin auf. Unterwegs trafen wir die Männer, die ich von Nairobi aus zurückgeschickt hatte, um die Familie zu beobachten, und sie berichteten, das Weibchen bei Tagesanbruch gesehen zu haben. Nicht nur das – sie wussten, wo sie vermutlich lag –, und ich ging mit großen Hoffnungen weiter, sie zu erlegen und die Jungen zu bekommen. Die Masai führten den Weg zum Athi-Fluss, zu einem offenen Tal mit nur wenigen Buschgruppen im Flussbett. Unter Anwendung aller Vorsichtsmaßnahmen – denn mit einer Löwin mit Jungen ist nicht zu spaßen – arbeiteten wir uns durch die Deckung vor und suchten jede mögliche Stelle sorgfältig ab. Die Familie war dort gewesen, und zwar innerhalb der letzten Stunden, denn wir stießen auf eine gut ausgetretene Mulde unter einigen Büschen, wo Knochen und andere Abfälle herumlagen – aber die Löwin und die Jungen waren weg. Es war besonders enttäuschend, da ich die Kleinen unbedingt wollte.

Wir verließen das Tal und gingen hinunter zum Fluss, in der Annahme, sie könne ihr Quartier in den Dornengürtel und das hohe Gras an seinen Ufern verlegt haben. Sie war nicht dort, aber wir waren noch nicht weit gegangen, als zwei Löwen in einiger Entfernung vor uns ausbrachen. Sie waren zu weit entfernt für einen Schuss, aber da ich das direkte Ziel unserer Suche für den Moment beiseite schob, ritt ich ihnen nach. Nach etwa einer halben Meile bogen sie in ein kleines Schilffeld ab, und nachdem ich den Ort inspiziert hatte, beschloss ich zu versuchen, sie herauszutreiben. Die Männer waren in Position, und ich hatte den Bach überquert, um meinen Platz einzunehmen; als alles bereit zum Beginn war, rief mein Syce und zeigte auf die Anhöhe hinter mir. Ich blickte hin, und dort, genau am Horizont, etwa 300 Yards entfernt, waren drei Löwen. Ich dachte, diese müssten die zwei beinhalten, die ich in das Schilfbett hatte laufen sehen; also brach ich das Treiben ab, sprang auf mein Pferd und ritt auf sie zu.

Zwei türmten sofort, aber der dritte, ein altes Männchen, blieb stehen und beobachtete mein Herankommen; er legte sich nieder, um zu warten, und blieb so, bis ich auf 50 Yards herangekommen war, woraufhin er sich erhob und davontrottete. Als ich abstieg, stellte ich fest, dass ich, da er auf ebenem Boden und ich am Hang des Hügels stand, eine sehr schlechte Sicht auf ihn hatte; aber als ich das Feuer mit der .450 eröffnete, warf ihn der dritte Schuss um. Er war im nächsten Moment wieder auf den Beinen und sah aus, als wolle er angreifen, änderte aber seine Meinung und zog sich zurück, offenbar sehr geschwächt. Ich saß wieder auf, folgte ihm über die Anhöhe und fand ihn direkt auf der anderen Seite; beim Anblick von uns drehte er sich sofort um und legte sich erneut nieder. Ich ritt heran, diesmal nah, und da ich sah, dass er fast am Ende war, nahm ich das leichte Gewehr und jagte ihm eine Kugel ein. Das brachte ihn auf die Beine, aber ein zweiter Schuss machte ihm ein Ende.

Ich war etwas rätselhaft darüber gewesen, warum er nicht mit den anderen beiden geflohen war, und als wir nachsahen, erklärte sich seine Unlust an Bewegung. Rennen

muss für ihn physisch unmöglich gewesen sein, denn er hatte erst kürzlich eine volle Mahlzeit genossen – „voll“ im umfassendsten Sinne des Wortes, denn sein Wanst war schlichtweg enorm. Er war ein guter Löwe mit einer schönen fahlgelben Mähne. Meine erste Kugel war zu weit hinten platziert gewesen, aber die anderen hatten ihr Werk ordentlich verrichtet.

Wir hatten ihm bald das Fell abgezogen und wollten gerade weiterziehen, als die Masai darauf hinwiesen, dass die drei Löwen andere waren als jene, die wir ins Schilf hatten laufen sehen. Ich stimmte ihnen nicht zu, aber es ist immer gut, eifrige Eingeborene zu ermutigen, und es war durchaus möglich, dass die Männer recht hatten, und so kehrten wir zur Deckung zurück. Sie hatten recht. Ein paar Steine schreckten eine Löwin auf, die ausbrach, aus dem Fluss auf der fernen Seite herauskletterte und flussabwärts zog, bis sie auf die zwei Träger stieß, die das Fell trugen. Ihr Anblick brachte sie zum Umkehren, und sie kam dicht an mir im hohen Gras vorbei, wo ich einen Blick auf ihren Kopf erhaschte und auf die Stelle feuerte, an der ihre Schulter sein sollte, jedoch ohne Erfolg. Wir folgten ihr ein Stück weit, verloren sie aber im dichten Busch.

Am ersten Weihnachtstag verließen wir das Lager bei Morgengrauen, gingen zum Fluss und begannen, flussaufwärts in Richtung der Station zu treiben, mit einem Auge auf jene Jungen. Wir waren etwa drei Meilen gegangen, als ein Eingeborener kam und sagte, dass einige junge Löwen in einem Schilfbett unweit voraus gesehen worden seien; und da dies höchstwahrscheinlich die Tiere waren, nach denen ich suchte, stießen wir sofort vor. Ich schickte die Männer hinein, um die Deckung zu treiben, und begab mich an das ferne Ende, hinter dem ein zweites Schilfstück lag, auf das die vertriebenen Löwen meiner Erwartung nach zusteuern würden. Von ihnen war jedoch nichts zu sehen oder zu hören; aber da das Gras hoch war, wartete ich, bis einige der Männer tatsächlich in Sicht waren, bevor ich das Gewehr schulterte und zum zweiten Schilfbett aufbrach.

Ich hatte noch nicht viele Schritte gemacht, als Geschrei mich zur Umkehr veranlasste; ich erfuhr, dass ein Löwe in einer kleinen Schilfspitze am äußersten Ende des ersten Bettes lag; er war so leise durch die Deckung geschlichen, dass ich seine Anwesenheit nie vermutet hatte. Ich nahm meine alte Position ein, die Männer rückten in einer Linie vor, und bald tauchte ein großer gelber Körper am Flussufer auf. Als das Tier aus seiner Deckung hervorbrach und begann, am Ufer entlangzutrotten, feuerte ich und hörte das „Klatschen“ der Kugel, und der Löwe überschlug sich und rollte das Ufer hinunter außer Sichtweite. Ich hatte gerade noch Zeit, eine weitere Patrone einzulegen, als ein zweiter erschien, der der Linie des ersten folgte. Ich schoss ihm durch die Schultern, und er fiel, war aber sofort wieder auf den Beinen und knurrte wütend. Sein Anblick gefiel mir ganz und gar nicht, und den Masai auch nicht, denn als ich mich nach dem Abgeben eines zweiten und tödlichen Schusses umblickte, hockte jeder Mann hinter seinem Schild, den Speer bereit, um den Angriff abzuwehren, der unmittelbar bevorzustehen schien.

Diese Bestie war erlegt, und wir machten uns auf die Suche nach dem verwundeten Löwen, der die Böschung hinuntergerollt war. So sehr wir auch suchten, es ließen sich keine Blutspuren entdecken. Doch kurz darauf fanden wir eine frische, nasse Fährte, die vom Wasser zurück ins Schilf führte – ein Zeichen dafür, dass das Tier in den Strom gefallen, wieder herausgeklettert und in sein voriges Versteck zurückgekehrt war. Da er verwundet war, versuchten wir, ihn mit Steinen aufzuscheuchen; er zeigte sich zwar für einen Moment, aber ich konnte keinen Schuss anbringen. Ich entschied dann, ihn eine Zeit lang ruhen zu lassen, damit er steif würde, da es dann weniger gefährlich sein würde, ihm ins Schilf zu folgen. Um die Zwischenzeit zu füllen, machten wir uns daran, den Löwen, den ich erlegt hatte, zu häuten – ein stattliches Tier, aber ohne Mähne.

Nachdem wir das Geschäft beendet und das Fell verpackt hatten, machten wir uns an die Suche nach dem verwundeten Löwen. Ich ging mit allen Masai ins Schilf, nur um anhand der Fährte festzustellen, dass er entkommen und den Fluss hinaufgegangen war. Wir folgten der Linie durch weitere Schilfbetten und Sümpfe, bis wir zu sehr schwierigem Gelände gelangten. Die Schwierigkeiten ergaben sich aus der Tiefe der Flusspferd-Pfade. Generationen der Nutzung hatten diese so tief ausgetreten, dass ein Mann, der darin stand, fast unsichtbar war, während ein Löwe vollkommen verborgen blieb. Da das Tier vor uns verwundet war, war Vorsicht geboten.

Es gelang uns, ihn hindurch zu verfolgen, und schließlich hörten wir ein Knurren aus einigem hohen Gras. Im nächsten Augenblick brach ein Löwe aus. Ich hörte ihn, sah ihn aber nicht. Einige der Männer, die ihn sahen, sagten, er habe eine gute Mähne – eine Information, die bewies, dass wir hinter dem Falschen her waren, denn das Tier, das ich getroffen hatte, war mähnenlos; tatsächlich wusste ich nicht einmal, ob es ein Männchen oder ein Weibchen war.

Es war ein abscheulicher Ort, um einem Löwen zu folgen, selbst wenn er nicht verwundet gewesen wäre; aber da wir einmal angefangen hatten, machten wir weiter und trieben jedes Stück Deckung aus, das groß genug war, um eine Ratte zu verbergen. Ich fing schon an zu glauben, wir müssten ihn irgendwie übersehen haben, als er plötzlich dicht vor uns aufsprang; ein prächtiger Löwe mit dunkler Mähne. Ich konnte erst einen Schuss abgeben, als er schon ein Stück entfernt war, und traf dabei nur seinen Fuß. Obwohl er nicht ernstlich verletzt war, flüchtete er wieder in die Büsche. Als wir die Stelle erreichten, an der er hineingegangen war, erzählte uns ein Mann, den ich zur Beobachtung außerhalb der Deckung postiert hatte, dass das Tier in das Gras unterhalb eines kleinen Baumes gegangen sei, auf den er deutete. Ich ging auf die Stelle zu, und als ich auf etwa 30 Yards heran war, griff er direkt an, schrecklich knurrend, mit offenem Maul und aufgestellter Mähne. Meine Kugel traf ihn, wie ich später feststellte, an einem seiner Eckzähne und zertrümmerte ihn völlig, richtete aber sonst keinen Schaden an. Es genügte jedoch, um ihn abzdrehen, und er flüchtete in Richtung des Schilfs, wobei er eine zweite Kugel an der etwa richtigen Stelle erhielt. Die dichte Deckung war nur etwa zwanzig Schritte entfernt, und es gelang ihm, sie zu erreichen. Da Steinwürfe und Geschrei ihn nicht mehr bewegten, schloss ich, dass er am Ende sei. Ich postierte Männer um den Ort und setzte mich für eine halbe Stunde hin, in der Hoffnung, dass er verenden würde.

Wie sich zeigen sollte, steckte noch viel mehr Leben in ihm, als ich vermutet hatte. Nachdem wir geruht hatten, nahmen wir die Schweißfährte auf und krochen sehr vorsichtig und langsam ins Schilf, ich voran und zwei Masai, Yondi und ein weiterer Mann, mit Schild und Speer dicht hinter mir. Wir waren erst wenige Schritte in der Deckung, als ich das Rauschen seines Angriffs durch das Schilf hörte. Im nächsten Moment tauchte sein Kopf in weniger als 3 Yards Entfernung auf. Ich feuerte einmal und ein zweites Mal, als er hervorkam, und traf ihn in die Brust, während er sich über mir aufbäumte. Ich habe eine vage Erinnerung daran, wie ich unter einem schweren Gewicht zu Boden ging, und ein allgemeines Gefühl eines Handgemenges. Ziemlich mitgenommen und benommen blickte ich auf und fand Yondi über meinen Knien liegen, den Löwen über ihm, der fleißig seine Zähne gebrauchte. Behindert durch das kombinierte Gewicht von Löwe und Mensch auf meinen Gliedern, war es sehr schwierig, Patronen aus meiner Tasche zu bekommen. Ich hatte die üblichen zwei in den Fingern bereitgehalten, als ich feuerte, aber ich ließ sie fallen, als der Löwe mich umstieß. Es gelang mir, zwei weitere aus der Tasche zu ziehen, zu laden und – während ich das Gewehr in der Mitte des Laufs hielt – den Kolben über meine Schulter gleiten zu lassen und dem Löwen aus etwa 3 Zoll Entfernung eine Kugel ins Ohr zu schießen, was ihn augenblicklich tötete. Dann gelang es Yondi und mir, uns unter dem Tier hervorzuringen. Unsere Gefühle – zumindest meine –

spiegelten sich in der Hast wider, mit der wir uns aus der Nähe des Löwen zurückzogen, obwohl wir wussten, dass er tot war.

Yondi war grausam zerfleischt; er hatte einen furchtbaren Biss im Oberschenkel, und ein Fuß war durch eine Krallen schwer aufgerissen. Ich tat, was ich für seine Verletzungen tun konnte, und ging dann, nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, zurück, um den Gegner zu betrachten. Er war mausetot und bot ein beeindruckendes Bild, wie er über einem Masai-Schild lag, mit zwei Speeren in seinem Körper.

Bis heute ist mir nicht ganz klar, was genau geschah. Soweit ich es rekonstruieren konnte, traf die Mündung des Gewehrs die Brust des Löwen und warf mich so nach hinten. Die zwei Masai sprangen sofort hinzu, stießen ihre Speere hinein und lenkten seine Aufmerksamkeit auf sich, wobei Yondi gepackt und über mich geworfen wurde.

Der Mann konnte nicht gehen, also schickte ich zum Lager nach einem Maultier; es war bereits spät am Tag, und erst um zehn Uhr nachts kamen wir an, da wir langsam reisen mussten und den Verletzten auf dem Maultier festhalten mussten. Während ich seine Wunden verband und ihn versorgte, erzählte ein anderer Mann von seiner eigenen Erfahrung mit einem Löwen und sagte, die Wunden täten erst weh, wenn das Tier einen verlassen habe. Yondi nannte ihn prompt einen Lügner; er sagte, seine Wunden hätten am meisten wehgetan, als der Löwe ihn gerade biss. Es war Dr. Livingstone, der sagte, er habe beim Zerfleischtwerden keinen Schmerz und keine Angst gespürt. Temperamente sind verschieden.

Yondi hat sich nie ganz von seinen Verletzungen erholt und hinkt noch immer infolge der Wunde im Oberschenkel. Sobald er genesen war, kam er zu mir zurück und ist seither geblieben, wobei er so leichte Arbeiten verrichtet, wie er kann.

Die Masai einer benachbarten *Manyatta* waren sehr gütig zu Yondi, während er flachlag, und brachten Vorräte ihrer Lieblingsdelikatesse: die Mischung aus frischem Blut und Milch, die das Hauptnahrungsmittel ihrer Krieger ist. Das Blut wird dem Rind auf ihre eigene Weise entnommen; ein Band um den Hals des Tieres wird festgezogen, bis die Jugularvene anschwillt, woraufhin ein Pfeil spezieller Bauart mit einer sehr scharfen Klinge hineingeschossen wird. Die benötigte Menge Blut wird aus dem so entstandenen Schnitt entnommen, und dann wird das Band entfernt; der Schnitt schließt sich, sobald die Vene wieder ihren normalen Zustand annimmt. Wenn ich sage „hineingeschossen“, ist kein Schuss aus der Distanz zu verstehen; die Spitze, hinter der sich ein Schutz befindet, um ein zu tiefes Eindringen zu verhindern, wird 2 oder 3 Zoll vom Ziel entfernt positioniert, und der Pfeil verlässt nicht die Finger des Mannes.

KAPITEL VIII

DER LEOPARD

Gebirgs-, Swahili- und Somali-Leopard – Weite und universelle Verbreitung – Verhältnismäßig wenige werden von Sportjägern erlegt – Gewohnheit, tagsüber auf Ästen zu liegen – Aktivität als Kletterer – In den Ngong-Bergen und im Kedong-Tal – Shimoni-Wald, ein ideales Revier – Ein Jagdversuch scheitert – Foxterrier getötet – Begegnungen im unbewaffneten Zustand – Vielfältige Beute – Halbgefressene Beute in Bäumen deponiert – Interessante Variation dieser Gewohnheit – Affen hassen Leoparden – Paviane und Leopard – Husarenaffen und Leopard – Ungewöhnliche Furchtlosigkeit – Kühnheit bei Nacht – Kühnheit in nur von Eingeborenen bewohnten Gebieten – Raub von Schafen am Tag – Vergeltungsmaßnahmen der Wakamba – Hunde von der Veranda verschleppt – Vorsichtsmaßnahmen der Eingeborenen für Herden bei Nacht – Menschenfresser – Kochende Suppe als Waffe – Der Menschenfresser vom Chania-Fluss – Tötet einen europäischen Händler – Fehlschläge bei seiner Erlegung – Eine leichte Beute im Kedong-Tal – Schwierigkeiten beim Treiben – Leicht zu fangen – Die Kastenfalle – Die Falle (Gin) – Methode der Eingeborenen – Verletzungen durch Leoparden weniger gefährlich als durch Löwen – Unprovoked Angriff auf einen weißen Mann – Haustiere – Seltsames Abenteuer von Mr. X – Heilsame Wirkung von Prügeln – Zähigkeit des Fells – Schwarze Leoparden und Servale.

Drei Rassen des Leoparden finden sich in Ostafrika: *Felis pardus fortis*, *F. p. suahelica* und *F. p. nanopardus*.

Die erste, der Gebirgsleopard, ist ein prächtiges Geschöpf, reicher in der Färbung und viel größer als die beiden anderen. Er ist fast ausschließlich auf die dichten Wälder beschränkt, die die höheren Gebirgsketten bedecken. Ich habe einige riesige Felle aus den Wäldern nahe Uasin Gishu gesehen; aber das schönste Exemplar, das mir je untergekommen ist, wurde auf dem Ngong erlegt. Der Swahili-Leopard ist die am häufigsten vorkommende Varietät; von mittlerer Größe, tritt er von der Küste bis zu einer Höhe von etwa 6.000 Fuß auf. Die Somali-Rasse (*nanopardus*), die kleinste der drei, ist ein typischer Bewohner der Wüsten und lebt nur in den trockeneren Teilen des nördlichen Grenzdistrikts; sie ist viel heller gefärbt als *fortis* oder *suahelica*, und die Markierungen der Rosetten sind weit voneinander getrennt. Dieses letzte Merkmal variiert bei Individuen; in Extremfällen ist die Trennung der Punkte so deutlich, dass das Fell dem eines Geparden ähnelt.

Leoparden der einen oder anderen dieser Varietäten finden sich überall im Land, außer auf den offenen Ebenen. Sie leben in den feuchten Wäldern der hohen Berge ebenso wie in den kargen Wüsten auf Meereshöhe und – mit der erwähnten Ausnahme – in allen Landschaftsformen zwischen diesen Extremen. Obwohl sie nie in sehr großer Zahl an einem Ort oder in Rudeln vorkommen, wie es bei Löwen der Fall ist, sind sie viel allgemeiner verbreitet. Die Gesamtzahl der Leopardenpopulation dürfte die der Löwen bei weitem übersteigen.

Trotz ihrer Häufigkeit werden verhältnismäßig wenige von Sportjägern erlegt. Wenn man sie bei Tageslicht sieht, stehen die Chancen gut, dass man nur einen flüchtigen Blick auf das Tier erhascht, während es gerade von dem Ast herabspringt, auf dem es sich gesont hat. Er liebt es, auf dem Ausläufer eines großen Baumes zu liegen, von wo aus er,

während er die Wärme genießt, scharf nach Gefahr oder unter ihm vorbeiziehender Beute Ausschau halten kann. Ich habe häufig gesehen, wie ein Leopard so von einem Baum sprang, aber kein einziges Mal habe ich einen zweiten Blick erhaschen können – dank der unfehlbaren Diskriminierung, mit der er seinen Ruheplatz wählt. Es wird ausnahmslos ein Ast über Gestrüpp oder hohem Gras gewählt, durch das er ungesehen wegschleichen kann. Als wunderbare Kletterer sind Leoparden in den Bäumen ebenso zu Hause wie auf dem Boden; sie erklimmen Stämme, die für alles außer einen Affen unmöglich erscheinen würden. Ein großes Männchen, das von meinen Hunden aufgescheucht wurde, steuerte einen hohen, geraden Baum an, der bis in beträchtliche Höhe astrein war. Er ging ihn mit Schwung an, erklomm drei Viertel, verlor dann an Schwung, umschlang den Stamm mit ausgestreckten Vorderläufen, zog die Hinterpfoten weit unter sich nach und schien in kurzen Sprüngen nach oben zu gehen, bis er einen großen Ast erreichte.

Dann, weder fauchend noch eine besondere Feindseligkeit zeigend, hockte er sich hin und blickte auf die wild erregten Hunde hinab. Als er mich in etwa 100 Yards Entfernung erblickte, drehte er sich um, lief ein Stück den Stamm hinunter, sprang weit über die Hunde hinweg und entkam. Soweit ich es erkennen konnte, nutzte er seine Hinterbeine in einer Art Trittbewegung, um seinen Sprung vom senkrechten Stamm auszuführen.

Zwischen den Ngong-Bergen und dem Kedong-Tal, wo das Gelände in tiefe Täler mit steilen, felsigen Hängen unterteilt ist, deren Kuppen mit Buschwerk bedeckt sind, sind Leoparden besonders zahlreich. Sobald die Dämmerung hereinbricht, ist ihr hustender Ruf aus jeder Richtung zu hören, und wenn man zu dieser Stunde ein Stück von der Felswand entfernt steht, ist es manchmal möglich, mit dem Glas die Leoparden auszumachen, wie sie auf den Felsen stehen oder liegen. Sie können nicht geschossen werden; wenn man sich nah genug nähert, um das Gewehr zu benutzen, sind die Tiere durch die Felsen verborgen, auf denen sie liegen. Da sie nachtaktive Jäger sind, besteht die einzige Methode, in dieser Gegend einen Leoparden zu bekommen, darin, an einem Köder anzusetzen.

Ein ideales Revier aus Sicht des Leoparden ist der Wald bei Shimoni. Die Art ist im gesamten tropischen Küstengürtel sehr verbreitet, besonders in Shimoni, wo der Wald aus prächtigen Bäumen auf nacktem Korallenfels wächst, der von Höhlen durchsetzt ist – ein Ort, der wie für ihre Behausung geschaffen scheint. Einige der Höhlen verlaufen über lange Strecken unter der Erde, und hier leben die Tiere und bringen ihre Jungen zur Welt. Es war mein Glück, im April und Mai 1901 in Shimoni stationiert zu sein, und ich hörte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit husten, besonders wenn das Wetter trüb oder nass war. Ich vermute, sie fühlten sich sicher und legten ihre nächtlichen Gewohnheiten bis zu einem gewissen Grad ab.

Einige Tage nach meiner Ankunft machten die Leoparden im Wald, der bis auf 50 oder 60 Yards an das Haus heranreichte, einen solchen Lärm, dass ich versucht war, ihnen nachzugehen, begleitet von einem einheimischen Gewehrträger und einem großen Foxterrier, den mein Vorgänger zurückgelassen hatte. Die Bäume standen sehr dicht beieinander und bildeten ein dichtes Blätterdach, das das Sonnenlicht völlig ausschloss, und wie in solchen Wäldern üblich, gibt es praktisch kein Unterholz. So leise wie möglich schlichen wir durch das Zwielicht, und wir waren noch nicht weit gekommen, als der Hund anfang, sich für die Vorgänge zu interessieren. Plötzlich preschte er voran und blieb unter einem großen Baum stehen, dessen Äste tiefer zum Boden reichten als die der Nachbarbäume. Er stand einen Moment lang da und blickte nach oben, und als er sich abwandte, sprang ein riesiger Leopard auf ihn herab. Ich feuerte in dem Augenblick, als

ich einen vom anderen unterscheiden konnte, und hatte das Glück, in dem Getümmel das richtige Tier zu treffen, woraufhin der Leopard die Flucht ergriff. Zwei weitere Schüsse vermochten ihn nicht zu stoppen, also nahmen wir die Schweißfährte auf und folgten ihr, verloren aber schließlich jede Spur. Obwohl die Wunden des Terriers bei der damaligen Untersuchung unbedeutend erschienen und ich sie sofort nach meiner Rückkehr versorgte, schwollen sein Hals – in den er gebissen worden war – und sein Kopf innerhalb von zwei Stunden enorm an, und kurz darauf starb er.

Zweimal danach stieß ich in diesem Wald auf Leoparden, beide Male ohne eine Waffe, die furchteinflößender war als mein Schmetterlingsnetz. Bei einer dieser Gelegenheiten sprang ein Weibchen mit zwei fast ausgewachsenen Jungen fast direkt vor meinen Füßen auf. Die Jungen verschwanden prompt, aber die Mutter ging nur ein paar Schritte, bevor sie sich umdrehte und knurrend und fauchend stehen blieb, bis ihr Nachwuchs außer Sichtweite war. Es war eine große Erleichterung, als sie ihnen folgte. Ich zog mich in die entgegengesetzte Richtung zurück, in der Hoffnung, wir könnten uns unter für mich günstigeren Vorzeichen wiedersehen. Ich fing an zu glauben, dass die Leoparden meine Aktivitäten im Auge behielten und genau wussten, ob ich Schmetterlinge suchte oder sie selbst. Sicher ist: So oft ich auch mit dem Gewehr in der Hand durch diesen Wald schlich, ich erblickte nach dem Tag, an dem der Foxterrier getötet wurde, nie wieder einen.

Der Geschmack des Leoparden ist vielseitig; er lebt von allem, was sein gewähltes Revier hergibt, vom Bock bis zum Hausgeflügel. Im Shimoni-Distrikt besteht seine Nahrung hauptsächlich aus Schweinen und Affen, die beide reichlich vorhanden sind. Ersteres ist die bevorzugte Beute, und die Vorliebe des Leoparden für Schweinefleisch ist etwa der einzige Pluspunkt, den man ihm geben kann, da Schweine in den Anbaugeländen äußerst schädlich sind. Im Lorian-Sumpf ernährt sich der Leopard weitgehend von Perlhühnern, die in dieser Region buchstäblich wimmeln; sie töten auch die kleineren Antilopenarten wie Dikdiks. Andernorts und außerhalb der Wälder sind Impalas (*palla*) die häufigste Speise auf dem Speiseplan des Leoparden.

Er hat eine seltsame Gewohnheit, die ganz im Einklang mit der List steht, für die er berühmt ist. Wo seine Art häufig vorkommt, ist es nicht ungewöhnlich, den Kadaver einer kleinen Antilope zu sehen, der in die Astgabel eines Baumes geklemmt oder an den Hörnern aufgehängt ist, 30 oder sogar 40 Fuß über dem Boden. Die Überreste von Impalas sieht man am häufigsten in einer solchen Lage. Die Gewohnheit ist leicht zu verstehen und spricht für die Voraussicht des Tieres, das so sein Fleisch in Sicherheit bringt. Würde er die Reste seines Essens auf dem Boden lassen, würden sie unweigerlich innerhalb weniger Stunden von Hyänen oder Schakalen gestohlen werden. Das Rätsel ist, wie ein Tier wie der Leopard einen Impala-Bock, der so viel wiegt wie er selbst, einen Baum hinaufschleppen kann. Mein eigener Glaube ist, dass Leoparden einander helfen, wenn ein schwerer Kadaver auf diese Weise bewältigt werden muss.

Oft bin ich im Busch entlang des Olgerei (White Sand) River auf diese Baum-Vorratskammern gestoßen; manchmal war es frisches Fleisch – öfter ein Kopf oder ein paar Knochen, der Rest war vom Besitzer oder von Geiern gefressen worden. Das ist die Schwachstelle im System; das Fleisch ist sicher vor Hyänen und Schakalen, aber nicht vor den Geiern, die, wie ich vermute, das meiste abbekommen. In den dichten, verkrüppelten Dornbäumen der trockenen Gebiete, besonders im Kedong-Tal, habe ich oft die Köpfe von Grant- und Thomson-Gazellen gefunden, die so von Leoparden gelagert wurden. Mr. Dent aus Kiambu bemerkte einmal eine interessante Variation dieser Gewohnheit. Bei der Jagd auf seiner Farm stieß er auf die Fährte eines Leoparden und folgte ihr, in der Annahme, das Tier könne sich in der Nähe abgelegt haben. Die Fährte führte zu

einer Stelle, an der das Tier einen Duiker getötet und teilweise gefressen hatte; die Vorderbeine waren mit Blick auf künftige Verwendung sorgfältig im Gras versteckt und gut zugedeckt worden.

In den Wäldern stellen Affen einen großen Teil der Nahrung des Leoparden dar, und infolgedessen hasst und fürchtet der gesamte Stamm der Vierhänder dieses Tier. Schon der Anblick eines Fells reicht aus, um die meisten zahmen Affen fast um den Verstand zu bringen. Gleichzeitig, und eher widersprüchlich, zeigen Affen ein lebhaftes Interesse an den Bewegungen ihres Feindes und folgen ihm, wenn er durch den Wald zieht, entlang der Baumwipfel, wobei sie ihn beschimpfen und verfluchen. Ich wurde eines Tages durch den gewaltigen Lärm angelockt, den ein Trupp Paviane machte. Als ich näher kam, stellte ich fest, dass der größere Teil sich auf die Spitze einer Felsklippe zurückgezogen hatte, während die alten Männchen in den Bäumen nahe dem Fuß blieben und wütend bellten. Ich richtete das Glas auf sie und entdeckte schließlich, dass sie einen Leoparden ausschimpften, der unter den Bäumen über einer Beute stand. Hin und wieder kletterte ein Pavian herab, als wolle er angreifen, woraufhin der Leopard einen Ausfall gegen ihn machte – eine Demonstration, die einen noch furioseren Ausbruch von Bellen provozierte. Da seine Aufmerksamkeit so häufig abgelenkt war, versuchte ich mich anzupirschen, aber trotz der Hilfe, die die Paviane unbewusst leisteten, sah er mich zu früh und entkam in den Felsen. Die Beute erklärte die Wut des Trupps; es war ein halbwüchsiger Pavian.

Unten im Tiefland, nahe Makindu, sah ich einmal Husarenaffen (*Patas*), die einem Leoparden durch den offenen Dornbusch folgten. Die Bäume standen zu weit auseinander, als dass sie bei ihrer Verfolgung oben bleiben konnten, und sie rannten am Boden von einem Baum zum anderen hinter ihm her. Mit zwei anderen Schützen schloss ich mich der Jagd an. Wir schafften es nicht, den Leoparden zu bekommen, fingen aber einen der Affen, indem wir ihn zwischen den Bäumen regelrecht zu Fuß einholten. Jedes Mal, wenn er einen Baum erklomm, schickten wir einen Jungen hinterher und bildeten einen weiten Kreis; wenn er dann herabkam, nahmen wir die Verfolgung auf. Schließlich fing ich das kleine Geschöpf, indem ich mich fast direkt auf ihn von meinem Maultier warf. Er war noch sehr jung und entwickelte sich zu einem entzückenden Haustier. Der *Patas* ist bei weitem der sanfteste und umgänglichste der ostafrikanischen Affen. Aber ich schweife vom Leoparden ab.

So vorsichtig er auch ist, das Tier zeigt manchmal eine eigenartige Furchtlosigkeit. Einmal, als wir vom Lorian zurückkehrten, zwei Tagesmärsche flussaufwärts, hörten wir Elefanten im Busch, und die Geräusche verrieten, dass die Herde aus Kühen und Kälbern bestand. Es bestand jedoch die Chance, dass ein Bulle unter ihnen war, also wies ich die Safari an, etwa eine Stunde weiterzugehen und zu halten, während Macau und ich den Elefanten nachgingen. Wir stellten fest, dass sie sich langsam flussabwärts bewegten, und da dies Wind von hinten bedeutete, konnten wir uns nicht von hinten nähern. Wir lösten das Problem durch einen Umweg, der uns vor die Herde brachte, und warteten darauf, dass sie herankamen. Zu gegebener Zeit tauchten sie auf: vier oder fünf Kühe, einige halbwüchsige Kälber und zwei winzige Kälber, erst wenige Wochen alt. Sie hielten kurz nach ihrem Erscheinen an und sammelten sich um ein dichtes Buschstück, um sich für eine Mittagsruhe niederzulassen. Es war kein Bulle dabei, aber der Anblick war so interessant, dass ich mich vorsichtig bis auf etwa zwanzig Schritte heranarbeitete und mich hinsetzte, um zuzusehen.

Bald darauf gelang Macau, den ich zurückgelassen hatte, eine wirklich meisterhafte Pirsch. Ich hatte keine Ahnung, dass er in meiner Nähe war, bis ich seine Hand auf meinem Arm spürte. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass er in die Richtung deutete, aus

der die Herde gekommen war, und ich war auf einen weiteren Elefanten gefasst. Aber das Objekt, auf das er meine Aufmerksamkeit lenken wollte, war ein wunderschöner Leopard, nur etwa 20 Yards entfernt. Ich war völlig verblüfft; dort saß er aufrecht auf seinen Hinterbeinen und beobachtete mich mit derselben Intensität, die ich den Elefanten gewidmet hatte. Wir sahen ihn an, und er sah uns an – was er dachte, kann ich nicht sagen. Ich dachte mir, dass man die Kugel, wenn man zu schießen wagte, in den schwarzen Kragen am oberen Teil seiner Brust setzen müsste. Ich schoss nicht; ein Schuss hätte eine Massenflucht der Elefanten ausgelöst, und sie hätten uns direkt überrennen können. Also saßen wir und der Leopard da und starrten uns gegenseitig an. Nach einigen Augenblicken erhob er sich gelassen und verschwand ohne die geringste Eile oder Beunruhigung im Busch. Der ganze Vorgang war so völlig untypisch für das übliche Verhalten seiner Art, dass ich nicht wusste, was ich davon halten sollte. Und ich weiß es heute noch nicht. Ich kann nur schlussfolgern, dass er nicht wusste, dass ein weißer Mann vor Ort war, und den schwarzen Mann verachtete.

Selbst der feigste Leopard wird kühn, sobald die Dunkelheit hereinbricht. Ich habe erlebt, dass einer, der von dem Schwein, das er gerade getötet hatte, vertrieben worden war, innerhalb weniger Minuten zurückkehrte – fast noch bevor der Mann, der auf sein Wiedererscheinen wartete, Zeit hatte, es sich für die erwartete lange Wache bequem zu machen. Bei einer anderen Gelegenheit kamen einige meiner Jungen, die zum Holzsammeln ausgegangen waren, eilig zurück und sagten, sie hätten einen Leoparden etwa 200 Yards entfernt von seiner Beute vertrieben. Ich ging sofort hinaus und stellte fest, dass die Beute während der kurzen Abwesenheit der Jungen, um mich zu rufen, bewegt worden war. Ich verlor diesen Leoparden durch meine eigene Dummheit; er brach aus einem nahen Busch hervor, und ich feuerte einen Schnellschuss ab, während er rannte, und schoss glatt daneben. Was ich natürlich hätte tun sollen, war, an der Beute zu warten.

In Distrikten, die nur von Eingeborenen bewohnt werden, zeigen sie oft am hellichten Tag eine Kühnheit, die an Unverschämtheit grenzt. Eine häufige Gewohnheit ist es, den Schafen und Ziegen aufzulauern, die jeden Morgen aus den Dörfern zur Weide getrieben werden. Nachts sperren die Leute ihre Herden in kleinen, starken *Bomas* ein, und am frühen Morgen lassen sie sie heraus, wobei die Tiere noch ein oder zwei Stunden vor den Toren des Dorfes verweilen und darauf warten, dass die Jungen sie aufs Feld führen. Diese Stunde ist die Gelegenheit für den Leoparden; eine hungrige Ziege oder ein Schaf wandert an den Rand des Busches, der vielleicht nur 20 Yards von der nächsten Hütte entfernt ist, und der Leopard lauert dort auf einen Nachzügler. Sollte es ihm gelingen, den Kadaver in dichten Busch zu schleifen, wird man ihn ungestört frühstücken lassen – zumindest vonseiten der Kikuyu. Aber wenn die Deckung nicht zu dicht ist, versammeln sich die Dorfbewohner in einer Menge, treiben ihn weg und sichern sich das Schaffleisch für sich selbst. Die Kikuyu leiden sehr unter den Raubzügen des Leoparden, aber der Gedanke, eine Kampagne gegen ihn zu organisieren, scheint ihnen nicht in den Sinn zu kommen. Die Wakamba haben mehr Charakter – oder mehr Verständnis für die Jagd; wenn ein Leopard zeigt, dass er zur Plage wird, bereiten sie dem bald ein Ende, indem sie entweder an einem Köder ansitzen oder dem Tier mit Bogen und Giftpfeil in den Busch folgen. Die Wakamba beweisen in dieser Hinsicht großen Mut: Ein einzelner Mann folgt in die dichteste Deckung, um seinen Pfeil abzufeuern, ohne die geringste Hoffnung, auf der Stelle zu töten, da das Gift Zeit braucht, um zu wirken.

Selbst dort, wo Gewehre im Einsatz sind, sind Leoparden nachts sehr kühn. Sie scheinen die Nähe menschlicher Behausungen geradezu zu mögen. Rund um Nairobi sind sie noch immer recht häufig und töten oft Hunde in unmittelbarer Nähe der Stadt. Als ich in Parklands am Stadtrand lebte, wurden zwei meiner Hunde verschleppt – einer, ein sehr

schöner Bullterrier, wurde direkt von der Veranda geholt. Zu jener Zeit befanden sich die Zwinger der Nairobi Foxhounds auf meinem Grundstück, und die Vorratskammer war ein Baum in der Nähe; die Nachbarschaft der Meute hielt die Leoparden keineswegs davon ab, diese Vorratskammer aufzusuchen, wenn dort Fleisch hing, und der Stamm war tief von den Krallen der Kletterer zerfurcht.

Es gibt Distrikte, in denen sie nachts so aggressiv sind, dass die Eingeborenen besondere Vorsichtsmaßnahmen für ihre Herden treffen und Häuser auf Pfählen bauen, zu denen man über einen schrägen Pfad gelangt, der wie eine Leiter mit eng gesetzten Stufen aussieht. Die Schafe und Ziegen werden dort hinaufgetrieben und im Haus fest verbarrikadiert. Nebenbei bemerkt haben solche Quartiere noch einen weiteren Vorteil: Der Boden besteht aus Stöcken, die vielleicht einen Finger breit auseinander liegen – so fällt der Mist hindurch und der Platz ist immer sauber.

Wir hören oft von menschenfressenden Leoparden. Tatsächlich glaube ich, dass in Ostafrika mehr Menschen durch Leoparden als durch Löwen getötet werden, denn sobald ein Leopard zum Menschentöten übergeht – in vielen Fällen ist es eher „Menschentöten“ als „Menschenfressen“ –, nimmt seine List zu und er wird extrem schwierig zu vernichten. In der Regel sind Frauen und Kinder seine Opfer; sie werden entweder bei der Arbeit auf den Feldern (*Shambas*) oder auf Reisen auf den Straßen angegriffen.

Der letzte berühmte Menschenfresser, von dem ich hörte, war einer im Rumuruti-Distrikt. Dieser Leopard tötete eine ganze Anzahl von Menschen und terrorisierte die gesamte Nachbarschaft. Der Fall ist erwähnenswert, da Grund zu der Annahme besteht, dass der Rumuruti-Menschenfresser von seiner Neigung geheilt wurde. Seine letzte Tat war der Angriff auf einen Mann, der gerade Suppe kochte. Er schlich sich von hinten heran, stürzte vor und packte sein Opfer in dem Moment, als dieser den Topf vom Feuer nahm. Geistesgegenwärtig schüttete der Mann den kochenden Inhalt des Gefäßes über seine Schulter; und obwohl sein eigener Rücken schwer verbrüht war, erhielt der Leopard seinen Anteil und verschwand. Am nächsten Tag organisierte ein Sportjäger, der im Distrikt jagte, eine Suche, an der alle verfügbaren Gewehre einschließlich der örtlichen Polizei teilnahmen. Nach einem Treiben entlang der Flussufer verkündeten Schüsse und Geschrei der Polizei, die die Flügel der Jagd sicherte, dass das Wild ausgebrochen und in den Busch hinter den Treibern zurückgekehrt war. Es wurde berichtet, er sei verwundet, aber eine sorgfältige Suche brachte keine Spur einer Schweißfährte zutage, und wahrscheinlich waren die gesehenen „Wunden“ die roten Verbrühungen. Nie wieder hörte man etwas von diesem Menschenfresser. Man kam zu dem Schluss, dass die kochende Suppe oder die Hetzerei – oder beides – ihn von seinem Geschmack für menschliche Beute geheilt hatten.

Die Eingeborenen haben es selten eilig, die Anwesenheit eines Menschenfressers zu melden, es sei denn, ein Europäer befindet sich in Reichweite. Sie akzeptieren den Tod durch die Kiefer eines wilden Tieres als Teil des vorherbestimmten Plans der menschlichen Existenz. Daher kommt es oft vor, dass viele Leben verloren gehen, bevor die Fakten einem weißen Mann bekannt werden, der versuchen wird, den Feind zu vernichten. So war es auch beim Leoparden vom Chania-Fluss. Er tötete eine Anzahl Menschen, bevor die Eingeborenen mir die Angelegenheit zur Kenntnis brachten, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätten sie es auch dann nicht gemeldet, wenn das Opfer nicht ein Europäer gewesen wäre. Allein die Schwierigkeiten der Reise reichten aus, um eine lebhaftere Erinnerung an die Sache zu hinterlassen. Es geschah in den frühen Tagen, als es noch wenige Straßen gab und es ein regelrechtes Unterfangen war, den Ort zu erreichen. Ich hatte einen Freund bei mir, der unbedingt einen Leoparden schießen

wollte, und wir brachen via Kiambu durch das Kikuyu-Land auf, da dies der kürzeste Weg war; aber wie so oft erwies er sich als der längste. Der zweite Marschtag beinhaltete die Überquerung von drei Flüssen, die alle durch Felsen verliefen, und es war harte Arbeit, die Pferde und Maultiere hinüberzubringen. Meine waren alte Safari-Tiere und an raues Reisen gewöhnt, aber es forderte sie, und das Pferd meines Freundes, ein sehr schöner Araber, wurde durch das Klettern und Kraxeln furchtbar zugerichtet. Am letzten Marschtag wurden wir durch die Überquerung des Chania-Flusses aufgehalten und ließen die Tiere schließlich meilenweit unterhalb der üblichen Furt hinüberschwimmen. Dann mussten wir die gesamte Kraft der Safari einsetzen, um sie aus dem weichen Ufer auf der Landeseite herauszuziehen, so tief waren sie eingesunken.

Als wir endlich unser Ziel erreichten, fanden wir das Lager des Opfers des Leoparden noch vor. Es war das eines Händlers namens Bagnell, und der Dorfälteste erzählte uns, er sei in der zweiten Nacht seines Aufenthalts getötet worden. Die Angst vor dem Menschenfresser trieb Bagnells Jungen dazu, die Nacht im Dorf zu verbringen, während der Mann selbst es verschmähte, sein Lager zu verlassen. Als die Jungen am Morgen zurückkehrten, fanden sie alles in Unordnung vor, die Rückseite des Zeltes war zerrissen und ihr Herr nirgends zu sehen. Eine Suche wurde eingeleitet und der Leichnam unter einigen Büschen in etwa 50 Yards Entfernung entdeckt.

Der Häuptling – und sein Handeln wirft ein grelles Licht auf das afrikanische Leben – hatte Angst, er oder sein Volk könnten des Mordes an Bagnell beschuldigt werden. Er ordnete an, die Leiche unberührt zu lassen, und schickte umgehend Läufer nach Kiambu; da er wusste, dass einige Zeit vergehen würde, bis jemand eintraf, ließ er eine Plattform über den Überresten errichten und stellte eine Wache auf. Ich darf vorwegnehmen, dass die Untersuchung des Chirurgen nach der Überführung des Leichnams die Gewissheit brachte, dass der Unglückliche von einem Tier getötet worden war.

Es dauerte nicht lange, bis ich mir sicher war, dass der Töter ein Leopard war, kein Löwe. Die Gegend war typisches Leopardland – dichter Busch, durchzogen von Pfaden der Eingeborenen. Zudem trafen von allen Seiten Berichte über die jüngsten Tötungen von Frauen und Kindern ein, ganz zu schweigen von geraubten Schafen, Ziegen und Geflügel. Wir beschlossen, auf das Tier anzusetzen, und nachdem wir eine Ziege als Köder besorgt hatten, ließen wir die Plattform zu einem *Machan* für uns beide verstärken. Wir verbrachten zwei Nächte dort, sahen aber nichts außer Hyänen, die wir mit Steinen vertrieben. Den Großteil der zweiten Nacht regnete es, und wir waren froh, im Morgengrauen herabzusteigen und Zuflucht in unseren Decken zu suchen. Mein Begleiter zog sich einen schweren Fieberanfall zu, während ich mit der schlimmsten Erkältung meines Lebens und Rheumatismus davonkam.

Dann versuchte ich es mit der Falle, die ich mitgebracht hatte. Wieder ein Fehlschlag; mehrere Hyänen wurden gefangen, aber kein Leopard. Wären seine Spuren auf den Pfaden in der unmittelbaren Umgebung nicht sichtbar gewesen, hätte ich daraus geschlossen, dass er den Ort verlassen habe. Dieser Leopard bewies all die List eines erfahrenen Menschentöters. Ich verschwendete eine weitere Woche mit der Jagd im Distrikt, sah aber nie etwas außer seinen Spuren. In einem Land voller Buschwerk liegen alle Vorteile beim Gejagen. Ich war überrascht und enttäuscht darüber, wie der Leopard die Falle mied.

Ich bin kein großer Freund des nächtlichen Ansitzens, aber es ist so ziemlich der einzige Weg, einen Leoparden zu bekommen – und wie die vorangegangene Anekdote zeigt, ist es keineswegs immer eine sichere Methode. Im Gegensatz zu unserer Erfahrung mit dem Menschenfresser vom Chania-Fluss möchte ich erzählen, wie ich einen Leoparden

erlegte, als mich die Arbeit das letzte Mal in den Distrikt des Kedong-Tals führte. Dies bestätigt meine allgemeine Ansicht, dass die Mahnwache nicht notwendigerweise lang sein muss, wo die Tiere zahlreich sind; wenn der Köder nahe an der Deckung angebunden wird, die Leoparden bewohnen, erscheinen sie oft früh in der Nacht, was es einem ermöglicht, den Schuss abzugeben und die Nacht im Bett zu verbringen.

Ich kaufte ein Schaf von einer benachbarten *Manyatta*, band es nahe eines Pfades an, den die Leoparden regelmäßig nutzten, wenn sie von ihren Felsquartieren herabkamen, und baute ganz in der Nähe ein Versteck, in dem ich gegen Sonnenuntergang Stellung bezog. Es dämmerte kaum, als einige Streifenhyänen kamen und den Köder umkreisten. Sie taten nicht mehr; da ich wusste, dass solche Besucher zu erwarten waren, war ich vorbereitet, und ein paar große Steine schickten sie fort, um sich woanders eine Mahlzeit zu suchen. Bevor es zu dunkel zum Schießen war, preschte ein Leopard aus einem Busch in nur wenigen Fuß Entfernung hervor, packte das Schaf und rollte im nächsten Moment nach einer Ladung S.S.G.-Postenschrot um. Wie es ihm gelungen war, das winzige Stück Deckung, aus dem er seinen Angriff startete, ungesehen zu erreichen, weiß ich nicht; er musste eine recht große offene Fläche überqueren, um dorthin zu gelangen, und ich vermutete seine Anwesenheit nicht, bis er auf den Köder sprang.

Abgesehen von der sehr geringen Chance, bei Tag einen Schuss auf ihn zu erhalten, ist die einzige andere Art, seiner habhaft zu werden, das Treiben; dies ist jedoch viel unsicherer als das Ansitzen an einem Köder. Bei der Planung und Durchführung einer Treibjagd auf Leoparden muss große Sorgfalt walten – viel mehr als beim Löwen, aufgrund der überlegenen List des Ersteren. Zudem ist es eine weitaus gefährlichere Arbeit für die Treiber, denn der Leopard zeigt ein außerordentliches Geschick darin, den Männern auszuweichen, und neigt viel eher dazu, sie anzugreifen. Ferner ist das Treiben nur unter bestimmten Umständen möglich. Man kann Flussbetten oder schmale Buschgürtel auspeitschen, aber keine anderen Schlupfwinkel. Versuchen Sie, ihn aus seinen üblicheren Revieren – Felsen und Höhlen – zu vertreiben, und er lacht Sie aus.

In Anbetracht ihrer List ist es merkwürdig, dass es so einfach sein sollte, sie zu fangen; eine große Anzahl wird mit der Kastenfalle und dem Selbstschussgewehr erlegt. Die scheinbare Einfachheit, mit der das Tier in die Kastenfalle geht, lässt sich durch einen besonderen Charakterzug des Leoparden erklären. Das Tier betritt nachts ohne das geringste Zögern ein Haus; daher fehlt das Misstrauen. Der übliche Plan besteht darin, ein Ende sicher abzugrenzen, um dort ein lebendes Schaf oder eine Ziege unterzubringen, und ein Brett so gegen diesen Käfig zu lehnen, dass Druck darauf die Falltür auslöst. In einer solchen Falle, die vor einigen Jahren nahe der Station Limoru gebaut wurde, sollen über zwanzig Leoparden gefangen worden sein – ein Beweis dafür, dass häufige Fänge nichts dazu beitragen, Verdacht zu wecken. Ein oder zwei permanente Fallen dieser Art sind auf einer Viehfarm unschätzbar wertvoll, da auch andere Tiere als Leoparden den Weg hineinfinden – zum Beispiel Hyänen, Schakale und Servale, von denen keines beim Vieh willkommen ist.

Für den Einsatz an anderen Orten ist das gewöhnliche Tellereisen (*Gin*) größter Dimension am handlichsten; es kann neben dem Riss des Leoparden platziert werden, oder ein Köder wird in einer *Boma* festgebunden und das Eisen im Eingang aufgestellt. Nachdem ich den Foxterrier in Shimoni verloren hatte, versuchte ich es mit Fallenstellen. Leider war das Eisen nicht stark genug; beim ersten Mal fing ich ein kleines Exemplar, aber das nächste Opfer war ein größeres Tier, und es zertrümmerte das Ding förmlich. Ich schickte sofort nach Mombasa, um ein wirklich starkes zu bestellen, aber dieses und der Befehl, ins Landesinnere zu gehen, trafen gleichzeitig ein, und ich hatte nie die Gelegenheit, es zu benutzen. Der Mann, der mir nachfolgte, reduzierte die Anzahl der

Leoparden durch den klugen Einsatz dieser Falle erheblich – aber nur für eine Zeit. Als ich den Ort erneut besuchte, waren sie so zahlreich wie eh und je.

Beim Aufstellen der Falle ist keine besondere Sorgfalt erforderlich; die List des Leoparden macht vor dem Misstrauen gegenüber einer Schlinge oder Ähnlichem halt. Die Eingeborenen nutzen diesen blinden Fleck in seinem geistigen Auge aus und fangen den Leoparden häufig in Schlagfallen, die auf Wildpfaden aufgestellt werden. Die Schlagfalle (*Springle*) ist eine raffinierte Schlinge, bestehend aus einem starken, biegsamen Jungbaum, der fest im Boden verankert ist; an dessen Spitze ist eine starke Schlinge befestigt, der Baum wird gebogen und so gesichert, dass das Gewicht eines Tieres auf einer Anordnung von Stöcken darunter ihn auslöst, sodass er nach oben schnellst und den Gefangenen schwebend festhält. Einige Wandorobo zeigten mir einmal eine Stelle, die vom Zorn eines so gefangenen Leoparden zeugte; das Tier war recht weit hinten um den Körper geschlungen worden und hing so, dass es den Boden gerade noch mit den Vorderpfoten erreichen konnte; die Erde war tief von den Krallen zerfurcht und aufgerissen, und jeder Zweig in Reichweite war zerbissen worden.

Ich hasse es, davon zu hören, dass ein Löwe in einer Falle gefangen wurde, aber der Leopard ist ein solch heimtückisches Biest, dass Fallen und Selbstschussgewehre legitime Mittel für sein Verderben sind.

Eines muss bezüglich der von diesen Tieren verursachten Wunden gesagt werden. Viele mir bekannte Personen wurden von Leoparden zerfleischt, aber ich kann mich an keinen einzigen Fall erinnern, in dem die Folgen schwerwiegend waren. Die Wunden heilen weit schneller und sauberer als jene, die durch Zähne oder Krallen eines Löwen verursacht wurden. Warum eine Blutvergiftung eine häufige Folge beim Löwenangriff ist und beim Leopardenangriff nicht, vermag ich nicht zu sagen.

Ein kurioser Fall eines unprovzierten Angriffs durch einen Leoparden ereignete sich vor einigen Jahren in Voi. Der verstorbene Mr. R. Humphreys war das Opfer, und der Schauplatz der Begegnung war der Dak-Bungalow. Humphreys erzählte mir, er sei aus dem beleuchteten Zimmer auf die dunkle Veranda getreten. Seine Augen waren nicht an die Dunkelheit gewöhnt, und er konnte gerade noch sehen, wie etwas auf ihn ansprang. Er streckte die Hände aus, packte es und fiel darauf, während er seinem Diener zurief, er solle seinen Revolver bringen. Er hielt fest und lag auf dem Leoparden, bis ihm die Pistole in die Hand gegeben wurde und er ihn erschoss. Humphreys war ein schwerer und kräftiger Mann, und seine Theorie war, dass sein Gewicht beim Sturz auf das Tier – ein kleines Exemplar – dessen Rücken brach; dadurch waren natürlich die Hinterläufe gelähmt.

Nicht wenige junge Leoparden werden als Haustiere aufgezogen, aber ihre tückische Natur entwickelt sich mit dem Heranwachsen, und fast alle enden damit, gefährlich zu werden, sofern sie sich nicht schon früher durch ihre unbezähmbare Leidenschaft für das Töten von Hunden das Todesurteil oder die Verbannung verdienen. Einer der wenigen ausgewachsenen Leoparden, die vertrauenswürdig blieben – allerdings nur in begrenztem Maße –, gehörte einem Händler an der Küste. Er war sehr jung aufgenommen worden und war, als ich ihn sah, etwa zwei Jahre alt – ein wunderschönes Geschöpf und gegenüber seinem Besitzer vollkommen zuverlässig. Fremde taten jedoch gut daran, ihm nicht zu trauen. Er war ein notorischer Hundetöter, was unter den besonderen Umständen jedoch eher ein Verdienst als ein Nachteil war, da die einzigen Hunde im Distrikt rüddige, halb verhungerte Parias im indischen Basar waren, von denen es viel zu viele gab. Die Karriere dieses Leoparden als Haustier endete auf seltsame Weise und ohne eigenes Verschulden. Sein Besitzer pflegte ihn jede Nacht in den hinteren Bereichen

des Hauses anzubinden, bevor er zu Bett ging. Eines Nachts, nachdem er das Tier wie üblich angekettet hatte, wurde er durch ein Tier geweckt, das sich in seinem Zimmer bewegte; er schloss sofort daraus, dass sein Liebling aus dem Halsband geschlüpft sei, sprang aus dem Bett und griff nach einem schweren *Kiboko* (Peitsche aus Flusspferdhaut). Ein Leopard mag am Tag verlässlich sein, aber nachts sind alle wilden Instinkte wach, und X. wusste, dass Sicherheit nur in drastischen Maßnahmen lag. Daher packte er den *Kiboko* und verprügelte das Tier gründlich, wobei er es aus seinem Zimmer und durch das Haus nach hinten trieb. Nachdem er dem Leopard eine harte Lektion erteilt hatte, legte er die Peitsche beiseite und ging hin, um ihn wieder anzubinden. Zu seinem völligen Erstaunen fand er sein eigenes Haustier sicher angekettet vor! Er begriff erst dann, dass er einen wilden Leopard ausgepeitscht hatte.

Es war ein glücklicher Irrtum für den Mann. Niemand, der etwas von Tieren versteht, kann daran zweifeln, dass er sein Leben der Furchtlosigkeit und Strenge verdankte, mit der er den *Kiboko* einsetzte. Hätte er das Tier halbherzig bearbeitet, aus Angst vor Vergeltung, hätte es sich umdrehen müssen und ihn aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach getötet. Als ich X. zwei oder drei Tage später sah, hatte er sich von dem Schock noch nicht erholt. Er sagte, er habe etwa eine halbe Flasche Whiskey gebraucht, um seine Nerven zu beruhigen, bevor er wieder schlafen konnte. Er trennte sich danach von seinem zahmen Leopard; der Schrecken war zu viel für ihn gewesen.

Leoparden sind schreckliche Kämpfer, dennoch kann eine Meute großer Hunde einen leicht töten, obwohl die Folgen für die Hunde oft schwerwiegend sind. Ein Siedler erzählte mir kürzlich ein Beispiel für die Zähigkeit des Fells dieses Tieres. Ein Schaf wurde als getötet gemeldet, anscheinend von einem Geparden, also ließ er seine Hunde – Wolfshund-Mischlinge – frei und schickte seine Jungen mit, um auf sie aufzupassen. Da andere Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit forderten, ging er nicht selbst mit. Zwei Stunden später kam einer der Jungen, die mit der Meute ausgegangen waren, eilig zurück und drängte ihn, sein Gewehr mitzubringen; der Schaftöter habe sich nicht als Gepard, sondern als Leopard entpuppt. Dem Ruf so schnell wie möglich folgend, fand er das Tier unter einer Böschung liegend vor, alle Hunde in einem Halbkreis einige Yards entfernt, mehrere von ihnen schwer zugerichtet. Er erschoss ihn sofort, und im Moment des Schusses stürzte sich die ganze Meute auf ihn. Doch so grimmig die Hunde den Kadaver auch beutelten, das Fell wies laut seiner Aussage kaum Verletzungen auf.

Vor einigen Jahren war ein Paar schwarzer Leoparden am Rand des Kikuyu-Waldes zu sehen. Viele Versuche wurden unternommen, sie zu schießen, jedoch ohne Erfolg; schließlich wurde einer, ein prächtiges Männchen, von Mr. Heathley gefangen, dem dieser Preis im Zuge seiner Bemühungen zufiel, die Nachbarschaft von Geflügeltöttern der Katzenart zu befreien. Der andere schwarze Leopard wurde danach noch gesehen, aber nie gefangen. Dies ist der einzige mir bekannte Fall von Melanismus bei afrikanischen Leoparden. Es ist eher merkwürdig, dass die schwarze Varietät so selten sein sollte, denn in den hohen, dunklen Wäldern tritt Melanismus bei den kleinen Katzen wie Servalen und Ginsterkatzen häufig auf. Ich würde schätzen, dass gut 10 Prozent der Servale im Hochland schwarz sind, und ein noch größerer Prozentsatz der Ginsterkatzen. Dies gilt nur für die Wälder in großen Höhen. Ich habe nie von einem einzigen Fall im Tiefland gehört.

KAPITEL IX

GEPARD – SERVAL – KARAKAL

Rassen – Lebensraum – Tagaktivität – Fortpflanzungsgewohnheiten – Beute – Einholen der Beute durch reine Geschwindigkeit – Methode des Zu-Boden-Bringens – Keine Ausdauer – Verhalten des gejagten Geparden – Jagd mit Hunden – Greifen niemals Menschen an – Ein Ausnahmefall – Junge als Haustiere – Ähnlichkeit der Jungen mit Löwenstunt – Nachfrage nach ausgewachsenen Tieren für Indien – Ein schwer zugerichteter Gepard – SERVAL – Jagd mit Meute – KARAKAL – Seltenheit des Lebensraums – Ruf, sehr wild zu sein.

Zwei Rassen des Geparden oder Jagdleoparden wurden kürzlich von Heller beschrieben: *Cynalurus jubatus velox* westlich des Kikuyu-Abhangs und *C. j. raineyi* aus den Athi-Ebenen. Ersterer ist in der Grundfarbe dunkler und hat zahlreichere Flecken auf dem Rücken, wobei die Fleckung zudem enger ist als bei *raineyi*.

Geparden sind im Wesentlichen Tiere des offenen Geländes und werden selbst in lichtem, dünnem Buschwerk selten gesehen. Ihre bevorzugten Aufenthaltsorte sind die felsigen Abhänge und *Kopjes* an den Rändern der großen Ebenen. Aufgrund ihrer Tagaktivität sind sie weitaus bekannter als alle anderen großen Katzen. Man kann sie manchmal am helllichten Tag über die Ebenen wandern sehen, häufiger jedoch liegen sie auf einem Ameisenhügel oder Felsen, der einen Blick auf das umliegende Land ermöglicht. Aus der Ferne betrachtet – besonders gegen das Licht, sodass die Zeichnung nicht erkennbar ist – sieht ein Gepard einer Löwin sehr ähnlich; wenn er sich jedoch bewegt, verraten der runde Kugelpfopf und die langen Gliedmaßen sofort seine Identität.

Über die Fortpflanzungszeit dieser Tiere bin ich mir nicht ganz im Klaren. Ich habe drei Würfe junger Welpen im Mai gesehen und einen im November; vier scheint die übliche Anzahl pro Wurf zu sein. Die Hauptnahrung besteht aus kleineren Gazellen und Steinböckchen, Hasen und ähnlichem Wild; sie jagen und töten auch die Jungen der größeren Antilopen. Strauß ist ein beliebtes Gericht; da Farmer zu ihrem Schaden feststellen mussten, dass der Gepard recht große Küken tötet, herrscht eine ständige Fehde, und das Tier erhält kein Pardon.



CHEETA. A CHARACTERISTIC POSE.

Da er gewohnheitsmäßig tagsüber draußen ist, fällt der Gepard dem Gewehr leicht zum Opfer; daher ist das Tier in den besiedelteren Gebieten sehr selten geworden. Einst waren Geparden etwa neun Meilen außerhalb von Nairobi häufig, aber sie wurden fast

ausgerottet und nur wenige sind geblieben. Vor nicht vielen Jahren sah ich ein Paar nahe dem alten Nine-Mile-Camp. Sie befanden sich auf der fernen Seite einer großen Schlucht, und zuerst schien es, als hätten wir – da wir voll im Blickfeld standen – keine Chance auf einen Schuss. Doch indem wir unsere Ponys als Pirschpferde nutzten, arbeiteten wir uns langsam zurück, bis wir außer Sicht waren; eine langsame Arbeit, da man den Ponys, um ihre Rolle richtig zu spielen, erlauben muss, während des Gehens zu fressen, während die Männer hinter ihnen kauern. Sobald wir außer Sicht waren, versuchten wir eine Pirsch, aber so vorsichtig wir auch vorgingen, wurden die Geparden misstrauisch und zogen ab. Später stießen wir jedoch am Rand des Abhangs erneut auf sie und schafften es, aus recht kurzer Distanz einen Schuss abzugeben.

Beim Anpirschen an jegliches Wild ist es eine gute Regel: Sollte das Wild leicht beunruhigt sein und wegziehen, geben Sie ihm Zeit, sich zu beruhigen, bevor Sie nachsetzen. Wenn Sie sofort folgen, wird das Tier sicher auf der Hut sein, davoneilen und nicht anhalten, bis es den nächsten Distrikt erreicht. Gibt man ihm ein wenig Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen, wird es sich oft niederlassen und eine weitere Chance bieten. Wenn das Tier beim ersten Mal gründlich erschreckt wurde, gilt dies natürlich nicht.

Geparden holen ihre Beute im offenen Gelände durch reine Geschwindigkeit ein. Zweimal habe ich sie bei der Jagd gesehen. Bei der ersten Gelegenheit erschien ein großes Weibchen mit zwei Jungen über einer Anhöhe nahe meinem Lager in voller Verfolgung eines Steinböckchens. Die Jungen nahmen an der Jagd nicht teil, obwohl sie fast ausgewachsen waren; als ihre Mutter nah genug heran war, um ihren Angriff zu starten, warteten sie. Sie schaffte es nicht, das Steinböckchen zu schlagen, und als sie uns erblickte, setzte sie die Verfolgung nicht fort, sondern setzte sich hin und wartete darauf, dass ihre Jungen wieder zu ihr stießen. Ein anderes Mal beobachtete ich nahe Taveta drei ausgewachsene Geparden bei einer glänzenden Hatz, wobei wieder ein Steinböckchen die Beute war. Einer des Trios führte und trieb den Bock zur Wende, woraufhin der zweite, der ein oder zwei Längen dahinter lag, die Wendung ausnutzte und ihn packte.

Die Methode, einen Bock zu Fall zu bringen, besteht darin, heranzustürmen und mit der Vorderpfote einen Schlag gegen die Hinterhand zu führen, wodurch das Opfer aus dem Tritt geworfen wird; der Gepard schießt dann vorwärts, um sich an der Kehle festzubeißen. Der Leopard tut manchmal dasselbe, aber seltener als der Gepard. Der Löwe hingegen wird versuchen, den Nacken oder die Kehle anzugreifen. Jagdhunde und Schakale greifen am häufigsten an der Flanke an.

Die Geschwindigkeit des Geparden bei der eigentlichen Jagd ist fast unglaublich; lässt man ihm auch nur einen halbwegs fairen Start, ist die Chance des Bocks sehr gering, es sei denn, er kann seinen Verfolger durch Haken schlagen abschütteln. Darin – und nur darin – liegt die Hoffnung des gejagten Bocks, denn der Gepard ist ein „Sprinter“ im wahrsten Sinne des Wortes; er hat keinerlei Ausdauer, und wenn er seine Beute nicht in seinem ersten blitzartigen Angriff erwischt, verliert er sie ganz. Diese Schwachstelle ist sehr auffällig, wenn man den Geparden im offenen Land zu Pferd oder sogar zu Fuß jagt.

Dieser Mangel an Ausdauer fiel mir einmal auf, als ich meinen Bruder im Lager besuchte, von wo aus er Straußenjagd betrieb, und ich die Gelegenheit hatte, den Geparden in der Rolle des Gejagten zu beobachten. Eines Nachmittags machten wir einen Spaziergang, eine Gruppe von vier Personen, um den Hügel nahe dem Lager. Natürlich hatten wir Gewehre dabei – man denkt in einem Land wie diesem nie daran, ohne sie auszugehen – und die Hunde; Hunde denken nie daran, einen ohne sie gehen zu lassen! Das Wild in den Ebenen war sehr zahlreich; auf dem Hügel selbst befanden sich einige Chanler-Riedböcke, Impalas und eine Anzahl von Steinböckchen, wobei die ersten beiden streng geschont wurden, während die letzten als Fleischlieferanten galten. Wir näherten uns dem

Ende des Hügels, als mein Bruder von ein Stück weiter vorne rief, er sähe zwei Löwinnen, die in Richtung des Gipfels zögen. Wir eilten voran und erblickten ein Paar Geparden, die trotz mehrerer Schüsse die Anhöhe überquerten und außer Sicht gerieten. Als wir folgten, sahen wir einen der beiden auf die Ebene hinaus traben. Es wurde beschlossen, dass Mr. Clifford Hill und mein Bruder versuchen sollten, ihn abzuschneiden und zurückzutreiben, während die anderen Mitglieder der Gruppe am Hang warteten, um dem Tier einen Empfang zu bereiten.

Von unserem Posten am Hang aus hatten wir einen hervorragenden Blick auf das Geschehen. Zuerst lief der Gepard etwa eine Meile weit direkt vom Hügel weg; dann drehte er im rechten Winkel ab und lief vielleicht drei Meilen weit. Er lief nicht gleichmäßig; er rannte etwa eine halbe Meile, hielt dann an und legte sich hin, bis seine Verfolger näher kamen, woraufhin er davonschoss – und wenn er rannte, rannte er schnell. Nachdem er so gelaufen war, drehte er erneut ab, diesmal in Richtung des Hügels, auf dem wir warteten, und es gelang mir, ihn abzufangen, gerade als er das ansteigende Gelände erreichte. Er legte sich unter einen Busch und erlaubte mir, bis auf zwanzig Schritte heranzukommen. Er war vollkommen am Ende seiner Kräfte und lag keuchend da.

Wenn er von einem Mann auf einem Pony gejagt wird, gibt ein Gepard innerhalb von zwei Meilen auf und legt sich hin. Mehrere Male habe ich erlebt, dass sie so bis zum Stillstand gehetzt und mit der Pistole erlegt wurden.

Am Athi werden sie mit Hunden gejagt, aber das ist ein geringes Vergnügen. Sie laufen nicht weit; wenn sie gestellt werden, leisten sie keinen Widerstand, und wenn ein Baum in der Nähe ist, suchen sie dort Zuflucht. Einige Straußenfarmer haben eine kleine Meute, mit der sie Geparden jagen, ebenso sehr, um sich von lästigem Ungeziefer zu befreien, wie zum Vergnügen; ihre Hunde haben innerhalb weniger Monate bis zu zehn Stück erlegt. Ich kenne einen alten Buren, der mit Unterstützung seiner Familie mehrere gefangen hat; seine großen Hunde treiben das Tier auf einen Baum, woraufhin der Besitzer es mit einem Seil einfängt. Obwohl sie als Junge ausgezeichnete Kletterer sind, verlieren Geparden mit dem Alter die Fähigkeit, ihre Krallen so einzusetzen, und das ausgewachsene Tier kann bei weitem nicht so gut klettern wie ein Leopard. In Bezug auf die Methoden des alten Buren ist festzustellen, dass ein Gepard niemals einen Menschen angreift. Ich habe nie erlebt, dass einer sich gegen einen Menschen wandte, selbst wenn er verwundet war; in dieser Hinsicht scheint er dem südamerikanischen Puma zu gleichen.

Nur ein einziges Mal habe ich gehört, dass ein Gepard auch nur so aussah, als könnte er in die Offensive gehen. Der Vorfall ereignete sich auf dem Hügel, von dem aus ich die Jagd meines Bruders und Mr. Clifford Hills auf den Geparden beobachtet hatte. Ein Junge, der Straußenküken hütete, fand einige junge Geparden in den Felsen und kehrte zum Lager zurück, um es zu melden. Einer aus der Gruppe ging sofort hinaus und setzte sich in 50 Yards Entfernung von den Jungen hin, wissend, dass die Mutter bald zurückkehren würde. Tatsächlich kam sie bald, aber bevor er einen Schuss abgeben konnte, versteckte sie sich in den Felsen. Einige Minuten später erschrak der Mann, als er direkt hinter sich ein Knurren hörte. Er drehte sich um und sah den Geparden nicht 15 Yards entfernt stehen; diesmal hatte er eine gute Chance und erlegte sie.

Es ist möglich, dass sie in diesem Fall angegriffen hätte – jede Mutter wird zur Verteidigung ihrer Jungen kämpfen; andererseits kann es sein, dass sie, als sie den Mann zuerst sah, ihn nicht als solchen erkannte und sich heranschlich, um mehr über das seltsame Wesen herauszufinden, das so viel Interesse an ihrer Familie zeigte.

Die Jungen geben die entzückendsten Haustiere ab, sind aber außerordentlich schwierig aufzuziehen, da sie noch anfälliger als junge Löwen für Rückenprobleme sind. Gut die Hälfte der jungen Geparden und Löwen, die im Säuglingsalter gefangen und mit der Hand aufgezogen werden, wird schwach in den Lenden und erleidet oft Lähmungen der Hinterhand. Die ersten Löwenjungen, die ich aufzog, litten darunter, erholten sich aber, als sie eine Beigabe von Salz in ihrem Futter erhielten. Der Herzogin von Sutherland gelang es, einen jungen Geparden nach Hause zu bringen; er befindet sich jetzt im Zoo.

Solange sie sehr jung sind, haben Geparden eine deutlich ausgeprägte Mähne aus hellfarbenem, wolligem Haar, die sich über den gesamten Rücken erstreckt. Dies verleiht ihnen ein wenig das Aussehen von Löwenjungen, und mir wurden mehrmals Jungtiere und Felle zur Identifizierung gebracht, deren Besitzer sie für Löwenjungen oder deren Felle hielten.

Ausgewachsene Geparden werden ständig für den Export nach Indien nachgefragt, wo sie von einheimischen Magnaten zur Jagd verwendet werden. Anfang 1914 traf ein Herr mit einer Anzahl einheimischer Fallensteller ein, mit dem ausdrücklichen Ziel, diese Tiere zu fangen. Die Methode, wie sie mir erklärt wurde – ich stand kurz vor der Abreise und hatte keine Gelegenheit, sie in Aktion zu sehen –, bestand darin, den Aufenthaltsort einer Familie zu finden und ihn mit einer Anordnung von Schlingen zu umgeben, sodass ein Gepard, der zum Lager oder davon weg zog, am Fuß gefangen werden konnte. Die Fallensteller, die auf der Lauer lagen, würden dann herbeieilen und ihn sichern, was sie mit vollkommener Sicherheit für sich selbst tun konnten.

Obwohl sie dem Menschen gegenüber so friedfertig sind, wurde mir Grund zu der Annahme gegeben, dass Geparden tierische Feinde haben – möglicherweise ihrer eigenen Art – und gelegentlich grimmig kämpfen. Es ist eine ungewöhnliche Sache, ein wildes Tier krank zu finden (außer bei epidemischen Krankheiten) oder unter Wunden leidend, insbesondere ein Raubtier. Eine der wenigen Ausnahmen, die mir untergekommen sind, war ein Gepard. Einmal, am Kopf des Lemik-Tals, rief mir der Mann, der die Safari anführte, zu, ich solle schnell kommen; das Wort „Löwe“ verlieh seinem Ruf Gewicht. Ich eilte voran und lud das .450er Gewehr im Laufen, wobei ich meinen Pointer fand, der halbherzig an einem Grasfleck vorstand und große Erregung zeigte. Ich hielt mich auf dem höheren Gelände, von wo aus ich in das Gras sehen konnte, und erblickte kurz darauf für einen Moment einen Kopf inmitten der Stelle. Es war nur ein sehr kurzer Blick, und ich hielt es für den Kopf eines Leoparden, also tauschte ich das schwere Gewehr gegen das .256er aus. Ich ging ein Stück weiter, sah den Kopf erneut und schoss, verfehlte jedoch. Auf den Schuss hin sprang das Tier auf seine Füße und bot mir eine gute Chance. Ich schickte eine Kugel durch die Flanke und tötete es auf der Stelle. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht feststellen können, ob es ein Leopard war oder nicht; nun fand ich heraus, dass es ein ausgewachsenes Gepardenmännchen in bemitleidenswertem Zustand war.

Er war furchtbar zerbitzen und zerfetzt – die Kehle war zerfleischt, ein Stück war aus einem der Hinterbeine herausgerissen, alle Muskeln eines Vorderbeins hingen lose herab – deutliche Anzeichen eines wilden Kampfes mit einer anderen der großen Katzen. Die Wunden mussten bereits einige Tage zuvor empfangen worden sein, da sie sich in einem höchst fauligen Zustand befanden. Das Fell war so zerrissen, dass es sich kaum lohnte, es mitzunehmen.

Der Serval (*Felis serval*) ist die prächtigste der kleineren Katzen. Ich habe Männchen erlegt, die bis zu 24 lb wogen, und Weibchen bis zu 18 lb. Es gibt eine große Vielfalt in der Zeichnung dieser Tiere, und die einzige allgemeine Aussage, zu der ich mich bezüglich des Verhältnisses von Lebensraum und Zeichnung hinreißen lasse, ist, dass der großgefleckte

Typ in den östlichen Teilen der Kolonie bis zum Mau- und Uasingishu-Plateau vorkommt, während der kleingefleckte Typ häufiger wird, je weiter man nach Westen kommt, bis er in der Nähe des Sees überwiegt. Letzteres ist das Tier, dem der unterscheidende Name „Servaline“ (*F. servalina*) gegeben wurde. Er ist nicht streng auf den westlichen Teil des Landes beschränkt; ich habe zwei Exemplare in der Nähe von Nairobi erlegt. Melanismus ist beim Serval keineswegs ungewöhnlich, aber die schwarzen Exemplare werden, wie bereits auf S. 128 erwähnt, immer in großen Höhenlagen gefunden. Ich habe Felle vom Kilimandscharo, aus Kikuyu, Limoru, Mau und Londiani gesehen.

Eine beträchtliche Anzahl dieser Tiere wird von den Hunden getötet, während sie in der Nähe von Flussbetten und Sümpfen jagen. Wenn sie auf der offenen Ebene gefunden werden, sind sie leicht einzuholen, da es ihnen an Ausdauer mangelt. Eine Jagd von einer halben Meile erschöpft die Kräfte des Servals oder Servalinen, und dann sucht die Beute die nächste passende Deckung oder, falls vorhanden, einen Baum auf. Wenn sie am Boden gestellt werden, kämpfen sie erbittert, können sich aber, wie man sich denken kann, nicht lange gegen eine Hundemeute behaupten.

Der Karakal oder rote Luchs (*Felis caracal*) ist eine seltene Art. Während der vielen Jahre, die ich in Ostafrika verbracht habe, habe ich ihn nur zweimal in freier Wildbahn gesehen, und die Anzahl der Felle, die mir untergekommen sind, übersteigt insgesamt nicht zehn. Wenn man den Berichten der Einheimischen trauen darf, ist er in bestimmten Gebieten, denen Europäer wenig Aufmerksamkeit schenken, weniger selten. Die Somal sagen, er sei im Land entlang des Juba-Flusses nicht ungewöhnlich, und die Wakamba behaupten, dass er entlang des Tana recht häufig vorkomme, wo er Schafen und Ziegen gegenüber außerordentlich zerstörerisch sei.

Die beiden Exemplare, die ich gesehen habe, befanden sich beide im Kitui-Distrikt. Er wurde im unteren Teil der Athi-Ebenen erlegt, wo die Höhe etwa 4.000 Fuß beträgt, und er kommt, wenn auch selten, im Rift Valley vor. Mr. Rainey erlegte zwei mit seinen Hunden in der Nähe von Kiu – der einzige Fall, in dem ich hörte, dass der Karakal woanders als in heißem, trockenem Land gefunden wurde. Die Ränder heißer, trockener Gebiete bilden seine bevorzugten Aufenthaltsorte; selten wird er in den kühlen Hochländern gefunden, wo am meisten gejagt wird, weshalb er von Sportjägern selten gesehen wird. Und selbst wenn er häufiger wäre, bliebe der Karakal der Mehrheit fremd; aufgrund seiner nächtlichen Lebensweise und als eines der misstrauischsten aller Tiere meidet er erfolgreich jede Beobachtung.

Die Eingeborenen behaupten, er sei sehr wild. Die einzige Gelegenheit, die ich hatte, diesen Charakterzug zu beobachten, war, als ich 1898 ein Exemplar in Arabien fing, wo ich Säugetiere sammelte. Das Tier war in einer Falle gefangen und zeigte Kampfgeist, sobald wir uns näherten, was die Behauptungen der Araber bestätigte, die über das Tier denselben Bericht abgeben wie die afrikanischen Völker.

KAPITEL X

HYÄNENHUNDE

Verbreitung – Rassen – Farbe – Lokale Tendenzen – Fortpflanzungsgewohnheiten – Buren-Treck durch das südliche Reservat – Gemeinsame Kinderstube – Staupe – Natürliche Feinde: Mensch und Treiberameisen – Schlimmste Feinde des Wildes – Antilopen, ihre Angst vor ihnen – Erfahrungen in Portugiesisch-Afrika – Warzenschwein – Hundeähnliche Jagdmethode – Stimmen – Eine beobachtete Jagd – Enormer Appetit – Scheinen zum Vergnügen zu jagen – Meine größte Strecke – Verwundete werden von Gefährten zerfleischt – Verfolgung zu Pferd – Eingeborene fürchten sie – Kühnheit in Gegenwart des Menschen – Angriffe auf Menschen – Wissbegieriges Wesen – Eine Meute, unbeirrt durch ein Gewehrfeuer – Trainierte und zahme Exemplare.

Diese Tiere sind praktisch über das gesamte Wildland in Britisch-Ostafrika verbreitet; am häufigsten sind sie im recht offenen Dornbuschland zwischen dem dichten Busch der Nyika und den Ebenen anzutreffen; hier bevorzugen sie es jedoch, in Reichweite von Deckung zu leben. In der Regel treten sie in vergleichsweise kleinen Trupps auf, aber in den offeneren Landstrichen finden sich große Meuten, die manchmal aus gut hundert Tieren bestehen. Ich persönlich habe nie mehr als etwa fünfzig zusammen gesehen, aber aus zuverlässigen Quellen habe ich von weitaus größeren Meuten gehört.

Ich nehme an, dass die kleinere Varietät, die nördlich des Eusso Nyiro gefunden wird, der Somali-Hyänenhund (*Lycaon pictus somalicus*) ist, was sicherlich die Rasse ist, die noch weiter nördlich vorkommt. Dieses kleinere Tier ist recht häufig, aber aufgrund seiner Wachsamkeit keineswegs leicht zu erlangen.

Diese ostafrikanischen Hunde sind in der Regel viel dunkler gefärbt als jene in Süd- oder Zentralafrika und wurden aus diesem Grund von Mr. Oldfield Thomas unter dem Namen *Lycaon pictus bettoni* von jenen unterschieden. Es gibt eine große Variation in der Farbe; einige sind fast schwarz mit wenig Gelb oder Weiß; bei anderen überwiegen Gelb und Weiß bei wenig Schwarz, aber alle sind darin gleich, dass die Rute in einer großen weißen Spitze endet. Die Länge des weißen Teils variiert; häufig ist eine gute Hälfte der Rute weiß. Aus der Ferne erscheint der Hyänenhund schwarz mit einem weißen Schwanz.

Eine Meute wird ihr Hauptquartier in einem Distrikt aufschlagen und diesem trotz Verfolgung treu bleiben. Zum Beispiel: Eine kleine Meute suchte etwa zwei Jahre lang eine Stelle am Ingong-Bach nahe Nairobi auf, obwohl mehrere geschossen wurden; mehr noch, sie brüteten dort. Ich stieß eines Tages auf sie und fand einen Wurf von sechs oder sieben Jungen, die mit fünf Alten liefen. Unglücklicherweise befanden sie sich auf denkbar schlechtem Gelände, sonst hätte ich die Welpen zu Pferd vielleicht einholen können.

Ich habe Jungtiere von Januar bis einschließlich April gesehen und nehme an, dass diese vier Monate die Fortpflanzungszeit bilden. Die Brutstätten sind gewöhnlich große Erdbauten, oft draußen in den offenen Ebenen. Ich habe nie gehört, dass sie in Höhlen oder zwischen Felsen gebären, obwohl sie sehr gerne auf den felsigen Kopjes liegen. Die Fähe bringt einen Wurf von sieben oder acht Jungen zur Welt, aber ich habe erlebt, dass letztere Zahl überschritten wurde. Im Jahr 1908 grub mein Bruder, P. H. Percival, einen Wurf von zehn Jungen nahe Potha aus, seinem Anwesen in den Athi-Ebenen. Der Bau,

aus dem er sie holte, war einer jener Gänge, die teils durch Wasser und teils künstlich entstanden waren. Die Welpen hatten eine beachtliche Größe und konnten bereits selbst fressen, und man hoffte, sie aufzuziehen. Leider starb die Mehrheit, und die wenigen Überlebenden entkamen eines Nachts, um sich den Weibchen in der Nachbarschaft anzuschließen. Sie wurden später an der Tatsache erkannt, dass einer ein Halsband trug. Tagsüber waren diese jungen Hyänenhunde sehr ruhig, aber nach Einbruch der Nacht wurden sie laut und stießen immer wieder den langen heulenden Ruf aus, der wie „Huu“ klingt und häufig wiederholt wird. Dieser Jagdruf wurde oft von den Mitgliedern der Meute beantwortet, die im Distrikt geblieben waren.

Anfang 1906 hatte ich die Gelegenheit, engere Bekanntschaft mit dieser Art zu machen. Ich war an die damalige anglo-deutsche Grenze geschickt worden, um eine Gruppe von Buren zu treffen, die nach Nairobi treckten, und sie durch das Reservat zu eskortieren, das sie passieren mussten, damit keine Jagd stattfand. Diese Leute hatten neun Wagen bei sich, von denen einige jeden Meter des Weges von Transvaal über Rhodesien, den Njassasee, den Tanganjikasee und von dort über deutsches Gebiet bis zu unserer Grenze zurückgelegt hatten. Sie waren drei Jahre unterwegs gewesen und hatten mehr als einmal angehalten, um Boden zu bestellen und die Ernte einzufahren, bevor sie weiterzogen; einmal starben all ihre Ochsen, aber es gelang ihnen, Esel für die Wagen zu beschaffen, und sie treckten weiter, bis sie Rinderland erreichten, wo sie neue Ochsen gespanne erhalten konnten.

Am Tag nachdem wir die deutsche Grenze verlassen hatten, tötete ich am Fuße des El Donyo Erok einen Hyänenhund. Sie sprang aus einem Loch, gerade als ich vorbeiritt, und obwohl sie zu schnell in den Büschen verschwand, um eine Schussgelegenheit zu bieten, folgte ich ihr, erhaschte einen Blick und gab einen tödlichen Schuss ab. Nachdem ich sie gehäutet und mich beglückwünscht hatte – denn sie stand kurz davor, sieben Welpen zu werfen –, ging ich zurück, um mir den Bau anzusehen, aus dem sie erschienen war. Da ich feststellte, dass es einen zweiten Eingang gab, befahl ich einem Askari, sein Gewehr hinein abzufeuern, für den Fall, dass noch ein Hund darin sei. Der Schuss schien eine Bewegung zu verursachen, also machten wir uns mit einem hakenförmigen Stock an die Arbeit und zogen nacheinander acht Welpen heraus, die nicht mehr als ein paar Tage alt waren. Es waren drollige kleine Geschöpfe, die bereits alle Farben der Erwachsenen zeigten – Schwarz, Gelb und Weiß – und denselben Geruch ausströmten. Ich nahm den Wurf mit, in der Hoffnung, sie aufzuziehen, aber sie lebten nur eine Woche und starben gerade, als sich ihre Augen zu öffnen begannen; und obwohl ich ihren Verlust bedauerte, muss ich zugeben, dass die Schärfe meines Schmerzes durch die Abwesenheit des überwältigenden Geruchs in meinem Zelt gemildert wurde.

Ich hielt diesen Vorfall fest, da er die Behauptung der Einheimischen bestätigte, dass mehr als eine Familie in einem einzigen Bau gefunden werden kann. Das Weibchen, das ich getötet hatte, stand kurz davor, seine Jungen zu gebären, und ich zweifle nicht daran, dass dies in dem Bau geschehen wäre, aus dem sie entsprang. Eine weitere Bestätigung der Aussage der Einheimischen scheint in dem Umstand zu liegen, dass man manchmal zwei oder drei Weibchen mit einer großen Anzahl von Welpen zusammen sieht. Fähen und Junge scheinen nicht mit der Meute zu laufen, bis die Welpen fast ausgewachsen sind.

Ich habe zwei oder drei andere Würfe aufgenommen, und in jedem Fall bestand die Familie aus entweder sieben oder acht Jungen. Ein Tier, das sich in diesem Tempo vermehrt, wird kaum in den Zahlen zurückgehen, zumal der Hyänenhund nur wenige Feinde hat. Die Art litt schwer unter der Staupe, als diese Krankheit um 1906 oder 1907 ins Land eingeschleppt wurde. Sie befiel zuerst die Haushunde, verbreitete sich dann

unter den Schakalen und richtete dann offensichtlich Verheerungen unter den Hyänenhunden an, denn diese, die zuvor im Wildreservat viel zu zahlreich gewesen waren, wurden für eine Zeit lang erfreulich selten; sie haben sich jedoch seither erholt und sind so zahlreich und schädlich wie eh und je.

Sie haben, wie gesagt, nur wenige Feinde. Der Mensch ist der auffälligste, und derjenige, dessen Pflicht es ist, die Interessen des Wildes zu fördern, ist der schlimmste. Der einzige natürliche Feind, von dessen Einmischung in ihre Fortpflanzung ich je gehört habe, ist die *Siafu* oder Treiberameise. In Manangu wurde ein Wurf durch diese Insekten vernichtet. Die *Siafu* greifen alles an und töten alles, was nicht aus dem Weg geht oder gehen kann. Ich habe erlebt, wie sie ein Lager angriffen und schnell jeden darin vertrieben. Mehr als einmal war ich gezwungen, die Nacht umgeben von einem Kreis aus Holzasche zu verbringen, den sie nicht passieren können.

Es mag bis zur Brutalität gefühllos klingen zu sagen, dass ich mich beglückwünscht habe, eine Mutter getötet zu haben, die kurz vor dem Werfen stand, aber Tatsache ist, dass Hyänenhunde als die schlimmsten Feinde des Wildes in Afrika an erster Stelle stehen. Impalas, Grant-Gazellen, Steinböckchen und, seltener, Thomson-Gazellen sind ihre Beute; aber sie greifen bereitwillig fast jedes Tier an, und im Baringo- und Kyulu-Distrikt vernichten sie sehr viele Kudus. Ich habe auch erlebt, dass sie Kuhantilopen und Wasserböcke töteten, um zwei der größeren Antilopen zu nennen. Im Falle der letztgenannten ist es erwähnenswert, dass sie das Opfer im Wasser niederstreckten, wohin es sich geflüchtet hatte, und nur einen Teil des Kadavers fraßen.

Die Anklage gegen den Hyänenhund stützt sich nicht allein auf die Menge an Wild, die er tötet. Das bildet tatsächlich einen geringeren Anklagepunkt. Was die Meute nicht tötet, treibt sie aus dem Distrikt, und zwar schleunigst. Das Erscheinen von Hunden in einem Gebiet ist das Signal für die Antilopen, es zu verlassen; ihre Angst vor dieser Art ist außerordentlich – sie übersteigt bei weitem den Schrecken, den sie vor dem Löwen zeigen. Ein Rudel Löwen mag wochenlang jede Nacht einmal oder öfter töten, dennoch wird das Wild im Distrikt bleiben, scheinbar ungestört. Beobachten Sie einen Löwen, der vom Tageslicht überrascht wird und die Ebene überquert, wo Wild reichlich vorhanden ist; die Herden teilen sich lediglich, um ihm einen 100 Yards breiten Pfad zu lassen, und stehen starrend da, bis er aus Sicht ist. Aber lassen Sie ein Paar Hyänenhunde, sattgefressen und ohne anderen Gedanken, als nach Hause zu gelangen und ihre monströse Mahlzeit auszuschlafen, über die Ebene traben – jede Antilope wird sich umwenden und rennen und Meilen zwischen sich und den gefürchteten Feind bringen, bevor sie wieder anhält.

Eine englische Parallele bietet sich an: Erscheint ein Fuchs auf der Weide, so gruppieren sich die Schafe und stehen starrend da, bis er aus Sicht ist; aber lässt sich der unfähigste aller Schoßhunde blicken, ist sein Erscheinen das Signal für eine Massenflucht. Es scheint, als trage das Hundegeschlecht in den Augen der Tierwelt das Kainsmal.

Früher hatte ich ein bevorzugtes Jagdgebiet in portugiesischem Territorium. Wild war dort sehr reichlich vorhanden, und ich fühlte, dass ich mich immer darauf verlassen konnte, eine gute Strecke zu machen. Während eines meiner Besuche (es war 1898) begann das Wild seltsamerweise knapp zu werden, und nach ein oder zwei Tagen war praktisch nichts mehr übrig. Ich wusste damals weniger über diese Dinge und konnte nicht verstehen, was die Veränderung herbeigeführt hatte, bis ich eines Tages auf eine Meute Hyänenhunde stieß, die gerade eine Kuhantilope gerissen hatten. Damit war das Verschwinden des Wildes erklärt.

Dieselbe Meute geriet einige Tage später an den Falschen. Ich fand in der Nähe der Überreste eines alten Warzenschweins einen Hyänenhund mit aufgerissener Flanke; er lebte noch, konnte sich aber nicht bewegen, und ich erlöste ihn. Er war nicht das einzige Mitglied seiner Meute gewesen, das gelitten hatte, wie die Blutspur von der Stelle weg zeigte. Die Einheimischen versichern, dass eine Meute sogar einen Löwen von seinem Riss vertreibt. Ich kann dies nicht aus eigener Beobachtung bestätigen, wage es aber nicht zu bezweifeln. Sie greifen Leoparden an und töten sie. Ein oder zwei Monate nachdem ich in portugiesischem Territorium um meinen Sport gebracht worden war, wurde mir der frische Kopf eines Leoparden gebracht, der von Hyänenhunden nahe Chiromo in Njassaland getötet worden war, um ihn zu präparieren.

Obwohl ich offiziell verpflichtet bin, den Hyänenhund als Raubzeug zu betrachten und entsprechend mit ihm zu verfahren, habe ich echten Respekt vor dem Tier. Er ist ein Weidmann; er versteht das Jagen und er ist dem treu, was ich als die Traditionen der Jagd nach dem Verständnis von Hyänenhunden annehme. Wenn die Meute erst einmal die Fährte eines Beutetieres aufgenommen hat, wird sie diese mit größter Treue durch Herden von Wild verfolgen, die nach Hunderten zählen, ohne jemals den Kopf zu heben; es gibt nie einen Verdacht von Unruhe; die ganze Meute bleibt auf der Fährte und zeigt angesichts der Versuchung eine Standhaftigkeit, um die sie der Jäger der feinsten Fuchshunde in den Grafschaften beneiden könnte; und sie versäumen es selten, ihr Wild niederzustrecken.

Ihre Methode ist, wie ich beobachtet habe, immer dieselbe: Ein einzelner Hund – ich hätte fast „Hund“ geschrieben – (oder vielleicht zwei) läuft etwa eine halbe Meile vor dem Hauptteil der Meute her, bedrängt das Wild und versucht, wie ich annehme, es zur Wende zu bewegen, damit der Rest den Vorteil nutzen kann, indem er eine große Ecke abschneidet, wenn das Tier einen Haken schlägt; und diesen Vorteil nutzen sie immer aus, wenn sie auf Sicht jagen. Ich habe es nicht selbst gesehen, habe aber keinen Zweifel daran, dass der Anführer, wenn er ermüdet, zurückfällt und die Verfolgung von einem anderen aus der Meute übernommen wird.

Tagsüber und in den offenen Ebenen jagen sie ebenso sehr auf Sicht wie mit der Nase, aber es passiert häufig, dass die Beute und der führende Hund hinter einer Anhöhe, in einer Senke oder im Gebüsch außer Sicht geraten – dann sieht man die Nasen zu Boden gehen und hört ihre Stimmen im klaren Jagdruf: „Huu, huu, huu!“, viele Male wiederholt. Nachts jagen sie weit mehr mit der Nase, wenn man diesen Schluss aus der Tatsache ziehen darf, dass sie ihre Stimmen viel freier hören lassen. Ich habe gehört, dass sie manchmal in einer Art Fächerformation laufen, aber obwohl ich sie mehrmals bei der Arbeit beobachtet habe, sah ich nie ein solches Ausschwärmen, das auf ein Suchen nach der Fährte hindeuten würde. Der Hauptteil der Meute erschien immer eine halbe Meile oder weniger hinter dem Anführer oder den Anführern und kam stetig auf der Fährte voran.

Ich habe weniger Bewunderung für eine andere ihrer jagdlichen Eigenschaften: Sie töten häufig mehr, als sie fressen können – sie jagen, wie ich überzeugt bin, aus reinem Vergnügen. Ich habe erlebt, dass sie sich mit nicht mehr als dem Fleisch von den Innenseiten der Oberschenkel begnügen; ein bloßer Bissen pro Tier für eine ganze Anzahl. Kopf und Hals werden selten angerührt. Ich habe mehr als eine Kopfhaut von Tieren genommen, die von Hunden getötet worden waren.

Während ich mit den Buren durch das Wildreservat treckte, sah ich eine gute Hatz durch Hyänenhunde. Es war Sonntagmorgen, und die Buren, die peinlich genau auf die Einhaltung des Tages achten, reisten nicht. Es war nass, und als ich spät aufstand, sah ich

von meinem Bett aus durch die offene Zelttür, wie die Männer aufgereggt aufsprangen. Ich stürzte hinaus, gerade rechtzeitig, um einen jungen Grant-Bock in 10 Yards Entfernung vorbeijagen zu sehen, dicht gefolgt von einem großen Hyänenhund. Die beiden passierten die Stelle zwischen meinem Zelt und einem Baum, wo die meisten Jungen bei den angebundenen Pferden und Maultieren saßen. Bock und Hund waren außer Schussweite, bevor ich ein Gewehr zur Hand nehmen konnte, also stand ich da und beobachtete die Jagd, die etwa 600 Yards entfernt endete. So gut ich den Vorgang beobachten konnte, setzte sich der Hund neben seine Beute, die auswich; erneut setzte sich der Hund daneben, und diesmal ging der Bock nieder, und ich konnte sehen, wie die Bestie die Flanke aufriss.

Schnell zog ich meine Stiefel an und trat wieder aus dem Zelt, gerade rechtzeitig, um aus der Richtung, aus der Bock und Hund gekommen waren, den Jagdruf zu hören – fast glockenartig, so klar war er. Der Ruf wurde mehrmals wiederholt, und dann kamen vier weitere Hunde herangeschwungen, die Nasen tief auf der Fährte des Anführers. In der Hoffnung, sie würden nahe herankommen, wartete ich, aber sie sahen das Lager zu früh und schwenkten etwa 300 Yards entfernt ab, wobei sie den Bach unterhalb überquerten. Ich eilte nun zum Riss, an dem der führende Hund noch beschäftigt war, um ihn zu erlegen, nachdem er diesen verlassen hatte. Während ich über dem Kadaver stand, hörte ich den Jagdruf erneut, und da kamen die vier Hunde geradewegs auf den toten Bock zu, über dem ich zwei Jungen zurückgelassen hatte. Die Jungen waren weg, aber eingedenk der Ansichten der Einheimischen über Hyänenhunde wusste ich, wo ich suchen musste, und entdeckte sie bald in der Krone des nächsten Baumes, wo sie fast wie große Affen aussahen. Ich lief zurück, um die Hunde abzufangen, aber sie hielten sich kaum beim Riss auf und nahmen dieselbe Fährte auf wie der, den ich geschossen hatte. Ich feuerte, schoss aber schlecht.

Ich war erstaunt zu sehen, welch enorme Fleischmenge dieser führende Hund während der wenigen Minuten gefressen hatte, die zwischen dem Niederstrecken des Bocks und meiner Ankunft in Schussweite vergangen waren. Das gesamte Fleisch an der Innenseite beider Oberschenkel war weg. Die Flanke war aufgerissen worden – die übliche Tötungsmethode.

Ich sah einmal eine Meute von dreißig oder vierzig Hunden eine Kuhantilope (*Kongoni*) niederstrecken, ein Tier, das 250 bis 300 lb wiegt. Sie schienen kaum mehr als Sekunden über dem Riss zu verweilen, doch als wir herankamen, war praktisch nichts mehr übrig. Ich glaube nicht, dass ein Grant-Bock eine Meute von fünfzehn Tieren länger als fünf Minuten aufhalten würde.

Die Tatsache, dass sie häufig mehr töten, als sie fressen können, deutet, wie gesagt, auf eine Jagd zum Vergnügen hin, aber dieser jagdliche Zug trägt nichts dazu bei, sie dem Wildschützer zu empfehlen. Ich habe eine Meute beobachtet, die lief – anscheinend in leidenschaftlicher Verfolgung, so weit ich sie im Auge behalten konnte – und plötzlich „abbrach“, um in eine neue Richtung zu jagen und unter einigen Bäumen anzuhalten, wo sie sich niederlegten oder untereinander spielten.

Ich habe immer mein Äußerstes getan, um diese Tiere im Reservat mit allen möglichen Mitteln zu vernichten, aber sie sind sehr schwer auf andere Weise als durch Schießen zu töten, und meine größte Strecke in einem Jahr betrug insgesamt nur zweiundzwanzig. Ein erfolgreicher Tag im Reservat kommt mir in den Sinn. Wir hatten im Schatten nahe einem trockenen Flussbett gerastet, und die Jungen machten mich auf eine Meute von etwa einem Dutzend aufmerksam, die auf den Bach zukamen. Als sie den Gürtel großer Dornbäume am Ufer erreichten, spielten sie eine Zeit lang herum und verschwanden

dann einer nach dem anderen im Flussbett. Also machte ich mich mit meinem .256er auf den Weg zu einer Stelle etwa 200 Yards unterhalb von ihnen und schlich vorsichtig das trockene Bett entlang, bis ich die Meute sah, wie sie an einem Tümpel tranken. Das Wasser füllte den Kanal vollständig aus, wo er in einem rechten Winkel abbog, und ich sah die Hunde vor einer etwa 30 Fuß hohen Wand aus Erde und Steinen auf der anderen Seite. Ich kroch zur Wurzel eines umgestürzten Baumes, nicht mehr als 50 Yards von den Hunden entfernt, und schob mein Gewehr darüber, nur um mit Abscheu festzustellen, dass das Elfenbeinkorn während des Anschleichens abgebrochen war. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu schätzen, wo das Visier sein sollte, und ich eröffnete das Feuer.

Die ersten beiden Schüsse gingen zu hoch, trafen die Felswand und ließen Steinschauer in den Tümpel niedergehen. Beim ersten Schuss sprangen die Hunde auf, um sich in alle Richtungen umzusehen; der zweite überzeugte sie davon, dass jene Ecke kein Ort zum Verweilen war, aber das Rasseln der Steine und das Echo von der Wand führten sie in die Irre. In der Annahme, die Gefahr käme aus jener Richtung, wandten die meisten der Wand den Rücken zu und kamen direkt das Bachbett hinunter auf mein Versteck zu, während zwei oder drei die Böschung hinauf entkamen.

Als sie auf 20 Yards heran waren, feuerte ich erneut, zog dann meinen langläufigen Colt und eröffnete mit diesem das Feuer, wobei ich auf einen zielte, der nur wenige Yards entfernt war und aussah, als wolle er wirklich angreifen. Als sie vorbeiliefen, lehrte ich die restlichen Kammern auf sie ab und stellte nach dem Nachladen fest, dass zwei tot waren, und sah zwei weitere schwer getroffen davonlaufen, also rannte ich die Böschung hinauf, um nach meinem Pferd zu rufen. Zu meiner großen Zufriedenheit sah ich Mogari im Sattel, der es mir brachte, und fünf der Männer, bewaffnet mit Speeren und Gewehren, folgten so schnell sie rennen konnten. Sie hatten gesehen, wie die Meute das Bachbett hinunter auf mich zu gestürmt war, und hatten fest damit gerechnet, mich in schlechtem Zustand vorzufinden. Die Angst der Einheimischen vor Hyänenhunden sitzt tief. Ich saß auf, ritt den Verwundeten nach und brachte bald einen zur Strecke, der noch im Bachbett lief. Der andere, der sich zum Hauptteil der Meute hin bewegte, war nun etwa 300 Yards entfernt, und da das Gelände sehr schlecht war, ließ ich es ruhig angehen, da ich wusste, dass dahinter offenes Land lag und auch, dass der Hund wahrscheinlich nicht weit kommen würde. Als ich aus dem unebenen Gelände herauskam, sah ich ihn nun dicht bei der Meute und ließ das Pferd im Galopp hinter ihnen hergehen. Dann geschah etwas Seltsames: Der verwundete Hund schloss sich seinen Gefährten an, und in diesem Augenblick fielen alle über ihn her in einem wütenden Gemetzel. So vertieft waren sie in ihre Aufgabe, das arme Tier in Stücke zu reißen, dass sie mich nicht bemerkten, bis ich auf zehn Schritte herangekommen war und alle sechs Kammern meines Revolvers in ihre Mitte entleerte. Dies brach das Gemetzel auf; sie verließen ihr nun totes Opfer und zogen ab, ich hinter ihnen her, während ich im Reiten nachlud. Es schien unmöglich, dass ich nicht einige von ihnen getroffen haben sollte, da ich aus einer solchen Nähe in die Menge gefeuert hatte, aber durch eine Meisterleistung der Unfähigkeit hatte ich nur einen verwundet, und er lieferte mir eine sehr lange Jagd, bevor ich nah genug herankam, um ihn zu erlegen.

Alle fünf, die ich zur Strecke brachte, erwiesen sich als Männchen; drei waren in tadellosem Zustand, die anderen beiden in dem rüddigen Zustand, den man so häufig bei diesen Tieren sieht. Einer, anscheinend der Anführer der Meute, den ich mit meinem Revolver erschoss, als er im Bachbett auf mich zukam, hatte mehr weiße Abzeichen als jeder Hyänenhund, den ich je gesehen habe. Wenn ich darüber nachdenke, stand die Art und Weise, wie die Meute über das verwundete Mitglied herfiel und es kurzerhand tötete, nur im Einklang mit der Tradition der Hundeartigen. Ich habe gesehen, wie die Parias auf den indischen Basaren in derselben Weise über einen verwundeten Kameraden

herfielen, und ich glaube, die halbzahmen Schlittenhunde Alaskas werden immer jeden Gefährten töten, der verletzt sein mag.

Mit einem recht schnellen Pony und auf gutem Boden können Hyänenhunde leicht eingeholt und mit einer Pistole oder, wenn man es vorzieht, mit einem Gewehr geschossen werden, indem man abspringt, wenn man in Reichweite ist, und einen Schuss im Laufen abgibt. Aber man muss seine Chance nutzen. Ich habe immer festgestellt, dass sie – wie sehr sie auch bedrängt wurden, selbst wenn man bis auf drei Längen an sie herantritt – immer noch ein kleines Bisschen Reserve hatten, genug für einen weiteren 100-Yards-Sprint. Man mag sie so immer wieder einholen, aber ihre Ausdauer ist so groß, dass sie jedes jemals geborene Pony überdauern können. Ich habe eine beachtliche Anzahl aus dem Sattel geschossen, aber mit Ausnahme eines trächtigen Weibchens habe ich nie einen Hyänenhund gesehen, der auch nur annähernd „erledigt“ ausgesehen hätte.

Sie stehen im Ruf, für den Menschen gefährlich zu sein. Die meisten Einheimischen Ostafrikas haben Angst vor ihnen, und es muss zugegeben werden, dass sie gelegentlich sehr grimmig aussehen. Dennoch halte ich den Ruf für unverdient. Mehr als einmal habe ich erlebt, dass sie standhielten und mich anbellten, selbst nachdem ein oder zwei Schüsse gefallen waren, und ein solches Verhalten führt in die Irre. Ihre außergewöhnliche Kühnheit in der Gegenwart des Menschen, ihre Gewohnheit, um ihn herumzuspringen und ihn anzubellen, wenn von ihnen erwartet wird, dass sie wie jedes andere wilde Tier davonlaufen, hat ihnen diesen Ruf eingebracht. Seit vielen Jahren versuche ich festzustellen, ob es authentische Fälle von Angriffen auf Menschen gibt, aber nach sorgfältiger Untersuchung konnte ich von nur zweien hören.

In einem Fall waren zwei Masai-Jungen die Leidtragenden; sie hatten einige Welpen gefangen und nahmen sie mit, als die Mutter angriff und beide schwer biss. In diesem Fall müssen wir den mütterlichen Verteidigungsinstinkt berücksichtigen; eine Foxterrier-Hündin könnte dasselbe tun. Im anderen Fall war ein weißer Mann, ein Siedler in Kibwezi, verwickelt. Während er mit seinen eigenen Hunden nach Hause ging, stürzte eine Meute Hyänenhunde aus dem Busch und griff diese an. Der Besitzer versuchte sie zu vertreiben, und die Hyänenhunde wandten sich gegen ihn, wobei einer ihn ins Bein biss. Ich bin mir bezüglich dieses Vorfalls nicht ganz sicher; der Biss eines Hyänenhundes ist schrecklich, und der Siedler hatte eine wunderbare Rettung, denn wäre er vorsätzlich angegriffen worden, hätte er sofort verkrüppelt sein müssen. Ich neige eher zu der Ansicht, dass er in das Gemetzel geriet und ein zufälliges Schnappen sein Bein erwischte.

Ein Europäer erzählte mir von einem Abenteuer, das er als Angriff deutete. Er stieß im Busch auf die Meute und feuerte zwei Schüsse auf sie ab, woraufhin sie, wie er sagte, heranstürmten und ihn zwangen, Zuflucht auf einem Baum zu suchen, wo sie ihn eine Stunde oder länger belagerten, bevor sie sich zurückzogen. Die Geschichte klingt glaubwürdig und wird durch eine andere gestützt, die mir bekannt geworden ist. In diesem Fall berichtete ein junger Mann in Njoro, der frisch aus der Heimat gekommen war, er sei angegriffen und gezwungen worden, auf einen Baum zu klettern. Ich gestehe, dass ich nicht geneigt bin, mörderische Absichten in das Verhalten der Hyänenhunde bei einer dieser Gelegenheiten hineinzulesen. Ich denke, dass die Tiere in beiden Fällen ungewöhnlich kühn waren und die Männer, denen ihr Aussehen nicht gefiel, klugerweise Sicherheit suchten, und die Hunde mit jener starken Neugier, die eine ihrer markantesten Eigenschaften ist, sich näherten, um herauszufinden, was das war, das sich zurückzog und auf Bäume kletterte. Sie sind von höchst wissbegierigem Wesen und kommen heran, um fast jedes ihnen fremde Objekt zu untersuchen. Indem wir uns diese Schwäche zunutze machten, machten Mogari, mein Gewehrträger, und ich einmal eine gute Strecke nahe der alten deutschen Grenze. Wir fanden die Tiere in Gras, das hoch genug war, um

sie zu verbergen, hätten sie sich ruhig verhalten, aber sie begannen hochzuspringen in ihrem Bemühen, uns zu inspizieren, und verrieten sich so, ohne eine Schusschance zu bieten. Wir zogen uns daher ein wenig zurück und setzten uns auf einen Ameisenhügel in der Annahme, ihre Neugier würde sie ins Offene locken. Nach einer Zeit besiegte ihr Drang, mehr über uns zu erfahren, die Vorsicht. Sie kamen bis auf einfache Flintenschussweite heran, und Mogari tötete zwei mit S.S.G.-Postenschrot, während ich zwei weitere mit dem Gewehr zur Strecke brachte, bevor sie wieder Deckung erreichen konnten.

Der folgende Vorfall, geschildert in einem Brief meines Bruders, zeigt den Hyänenhund in einem interessanten Licht – so wenig ließen sie sich durch das Gewehrfeuer beirren, das einen aus der Meute tötete, dass sie beim ersten Anblick Wild angriffen:

„Als wir einige Hyänenhunde bemerkten, teilten wir uns auf und umzingelten sie. H. und B. erreichten sie zuerst und töteten einen nach einer regelrechten Kanonade. Die Hunde schlugen eine Richtung ein, die sie an S. und mir vorbeigeführt hätte, aber in weiter Entfernung. Wir sprangen auf die Ponys, die wir in einer nahen Senke zurückgelassen hatten, und galoppierten ein Tal hinauf, um sie abzufangen. Als wir die Stelle erreichten, erwartete ich, dass sie vorbeikommen würden, aber sie waren nicht in Sicht. Wir ließen die Pferde stehen und machten uns zu Fuß auf die Suche, und als wir eine Anhöhe überquerten, stießen wir auf die Meute und eröffneten das Feuer, wobei wir drei umwarfen.

Was passiert war: Die Hunde waren, nachdem sie von der ersten Gruppe beschossen worden waren, dahingetrabt und hatten, als sie an einigen Kuhantilopen vorbeikamen, zu fünf einen Bock niedergestreckt. H. sah den gesamten Vorgang.“

Es war immer mein Bestreben, Welpen aufzuziehen und mit ihnen zu jagen. Jahrelang bemühte ich mich, welche zu beschaffen, und bot Preise an, die in den Augen der Einheimischen hoch waren, aber die einzigen Jungen, die ich je besaß, waren jene, die ich selbst fand. Der schwarze Mann bringt dem Hyänenhund-Elternteil zu viel Respekt entgegen, um sich Freiheiten mit dessen Familie herauszunehmen. Der einzige Mann, der dies getan hat, ist ein italienischer Sportsmann, von dem mir letztes Jahr in Jubaland erzählt wurde. Er zog ein Paar auf, und als sie ausgewachsen waren, pflegte er mit ihnen Schweine zu jagen und zu töten.

Ein sehr schönes Exemplar, das auf ungewöhnliche Weise erlangt worden war, wurde vor einiger Zeit aus den Kongo-Wäldern herbeigebracht. Der verstorbene Mr. G. G. Longdon stieß auf die Meute, und dieser Hund brach in seinem Schuss zusammen. Bei der Untersuchung stellte man fest, dass die Kugel den Schädel nur gestreift hatte. Das Tier zeigte Anzeichen von Belebung und wurde festgebunden, und nach einigen Tagen erholte es sich vollkommen. Er wurde bald mehr oder weniger zahm, und als ich ihn in Nairobi sah, pflegte der zuständige Junge ihn an einer Kette herumzuführen. Er war bei seinem eigenen Jungen ganz ruhig, protestierte aber heftig gegen Fremde. Ich sah ihn im Londoner Zoo wieder, und er schien weitaus zahmer als andere seiner Art aus Ostafrika – Hunde, die von Welpenbeinen an aufgezogen worden waren.

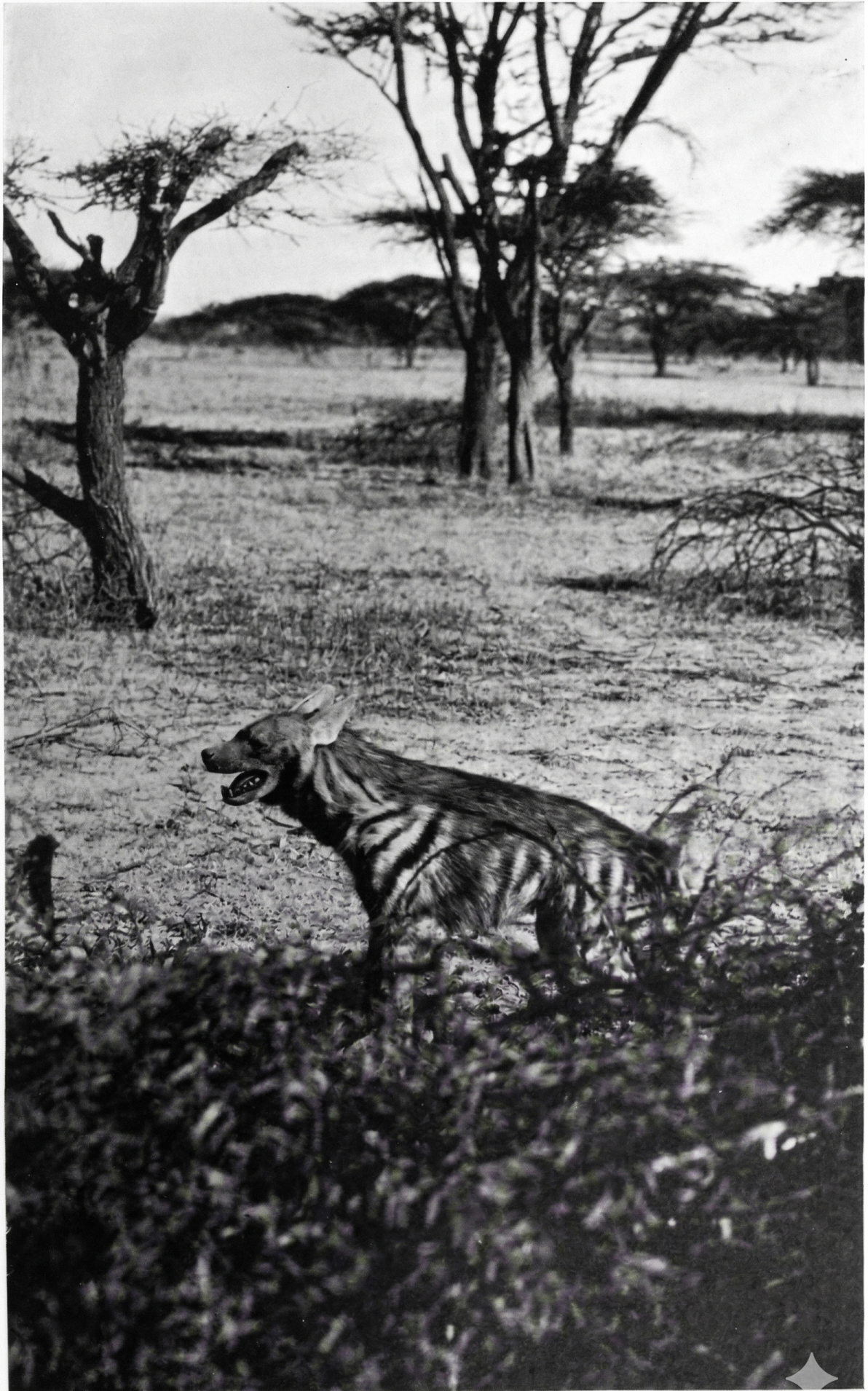
KAPITEL XI

HYÄNEN

Die zwei Arten – Verbreitung und Lebensraum – Unterschiede in Charakter und Verhalten – Stimme der Tüpfelhyäne – Das „Lachen“ ein Schrei des Zorns – Umstände, unter denen das Lachen zu hören ist – Ein furchtloser Dieb bei Nacht – Eindringen ins Zelt – Eine enttäuschte Hyäne – Vergiften eines Diebes – Fortpflanzungsgewohnheiten – Geruch des Baues – Ausgraben eines Wurfes – Fortbewegung auf den Knien unter der Erde – Welpen – Angriff auf verwundete und sehr junge Tiere – Nachahmung des Löwengebrülls – Kameltöten in Somaliland – Fänge in der Nähe von Nairobi – Größe des Männchens – Gefangene Hyänen zeigen Kampfgeist – Außerordentliche Kieferkraft – Leicht zu fangen – Staupe 1906–07 – Dezimierung durch Farmer – Zerstörer von Straußeneiern – Totenbestattung bei den Masai und Wakikuyu – Abscheu der Wakikuyu vor Berührung – Ein Streik der Gärtner – Kühnheit der Hyänen durch Bräuche der Eingeborenen während Hungersnöten gefördert – Eine Tragödie in Knochen – Schrecklicher Biss – Greifen oft das Gesicht an – Anzahl am Stony Athi – Hunde nehmen den Kampf auf – Nutzen – Löwen und Hyänen – Der Erdwolf.

In Ostafrika gibt es zwei Arten: die Streifenhyäne (*Hyæna striata schillongsi*) und die Tüpfelhyäne (*H. crocuta*). Erstere findet man gewöhnlich in den trockenen Wüstenregionen, und in vielen Landesteilen übertrifft sie ihre getüpfelte Verwandte an Zahl; da sie jedoch wesentlich strenger nachtaktive ist als Letztere, bekommt man sie selten zu Gesicht. Nur zweimal habe ich die Streifenhyäne bei Tag angetroffen: einmal im Wildreservat südlich von Kenia und einmal in der Nähe des Kedong-Tals an einem Abend nach Sonnenuntergang, als es noch nicht dunkel war; zwei oder drei kamen einen felsigen Hügel herab und machten sich durch das Buschwerk auf den Weg zu einem Riss vom Vortag. Dieses Tier ist erheblich kleiner als die Tüpfelhyäne und bei weitem nicht so kühn. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden ist – sofern man meiner Beobachtung trauen darf –, dass die kleinere Rasse unabhängiger vom Wasser ist. Dennoch habe ich in den nördlichen Distrikten Spuren der Tüpfelhyäne in recht großer Entfernung von jeglichem Wasser gesehen.

Meine Ausführungen beziehen sich, sofern nicht anders angegeben, auf das größere der beiden Tiere, die Tüpfelhyäne.



STRIPED HYÆNA.

Martin Johnson

Ich hasse sie. Ich wollte gerade sagen, dass niemand, den ich je getroffen habe, ein gutes Wort für sie übrig hat, aber ich halte inne; ich selbst habe etwas vorzubringen, das als ein gutes Wort gelten mag. Es gibt eine Stunde, in der ich ihr gegenüber eine vorübergehende Nachsicht empfinde, die man fast als Zärtlichkeit bezeichnen könnte. Diese Stunde schlägt nur selten, da Heimaturlaub selten ist; doch wenn ich nach einem Aufenthalt in der Heimat wach liege und dieser unheimlichen, wilden Stimme draußen in der Dunkelheit der Ebenen lausche, werde ich der Hyäne gegenüber milde gestimmt. Ihre Stimme ist unschön, aber sie ist der typischste aller afrikanischen Laute, und ich spüre, dass ich wirklich zurück in Afrika bin. Das zeugt von Liebe zu Afrika; es mag paradox erscheinen, dass die Stimme des Tieres, das man hasst, die Zuneigung zu seinem Land belebt, aber sei's drum.

Da ich mit ihrer Stimme begonnen habe, kann ich auch gleich dabei bleiben. Es gibt wenige Geräusche, die mehr durch Mark und Bein gehen als der Gesang der Hyäne aus nächster Nähe, wie man ihn in tiefer Nacht direkt vor dem Zelt hören kann – ein Ausdruck der Enttäuschung des Tieres. Wenn ihr der kleine Diebstahl gelingt, der das einzige Motiv ihres Besuchs ist, hat sie den Verstand, die Zunge zu halten; scheitert sie, hat sie keinen Grund zur Zurückhaltung. Jener Heulruf der Enttäuschung, für den ich ihn halte, ist scheußlich genug, doch weitaus hasserfüllter ist das Geräusch, das traditionell ihr „Lachen“ genannt wird – wobei die Tradition wahrlich nach einem besseren Wort hätte suchen können. Ich bin stark geneigt, dies als einen Schrei des Zorns zu betrachten; man hört es nie, außer wenn eine Schar Hyänen hungrig auf einen Riss wartet, an dem sich gerade ein Löwe gütlich tut, oder wenn sie Fleisch nicht erreichen können, das zum Schutz mit Dornen bedeckt wurde. Unter letzteren Umständen lachen und heulen sie die ganze Nacht um das unzugängliche Abendessen herum.

Stets kühn, ist die Hyäne in den dunklen Stunden ein furchtloser Dieb. Wenn sie wirklich hungrig ist, schleicht sie ins Lager und stiehlt jedes Stückchen Haut, wobei sie weder die Rohlederriemen der Ochsenjochs noch die Riemen verschmäh, mit denen Ihre Kisten gesichert sind; und wenn die Kiste nicht zu groß und schwer ist, schleppt sie diese fort und macht sich in sicherer Entfernung daran, Ihr Eigentum in aller Ruhe zu verzehren. Als ich 1902 eine Nacht nahe der Station Simba lagerte, wurde ich wach, weil etwas unter das Überzelt kroch; ich machte Licht und sah gerade noch eine Tasche im Griff einer Hyäne verschwinden. Sie achtete nicht auf meine Rufe und schleppte sie davon – der Enttäuschung entgegen, die sie erwartete, denn in der Tasche befand sich nichts außer dem verführerischen Geruch der Trophäen, die sie nicht mehr enthielt. Ich verstaute die Köpfe an einem sichereren Ort und legte mich wieder schlafen. Ein paar Minuten später hörte ich sie wieder am Überzelt; die Leere jener Tasche war ihr offenbart worden, und sie wollte etwas anderes. Sie fing sich eine Revolverkugel ein und verschwand.

Am Morgen fanden wir die Tasche dicht beim Zelt. Sie hatte sie nicht weit getragen, bevor sie sich hinsetzte, um sie zu untersuchen.

Ein andermal, als ich in einem Gebiet mit Straußenfarmen lagerte, wo Hyänen aus guten Gründen besonders verabscheut werden, kam eines der Tiere so nah an das Feuer, dass die Jungen begannen, mit Brandhölzern nach ihm zu werfen. Als ich erfuhr, was sie taten, stand ich auf, präparierte ein Stückchen Fleisch mit etwas Gift und sagte ihnen, sie sollten das werfen. Am nächsten Morgen wurde das Tier tot im Umkreis von 100 Yards um das Lager gefunden.

Das Brutlager variiert je nach Beschaffenheit des Geländes; draußen in den offenen Ebenen bringt das Weibchen seine Jungen in einem Bau unter; das kann einer jener durch Regenwasser entstandenen Tunnel sein, sofern er vom Erdschwein erweitert und ausgegraben wurde, oder das Loch eines Warzenschweins. In felsigem Gelände beziehen

sie Quartier in Höhlen. Es ist immer möglich, die Wohnung einer Hyäne zu identifizieren; sie besitzt einen grässlichen Eigengeruch, der ihre Anwesenheit in einem Bau auf mehrere Yards Entfernung verkündet, und es ist die Gewohnheit dieser Art, Fleisch und Knochen heimzubringen und aufzubewahren. Es ist nicht ungewöhnlich, in einer von Hyänen bewohnten Höhle Knochenhaufen zu finden, und die Kombination der Gerüche ist etwas, an das man sich erinnert – oder, wie ich in aller Aufrichtigkeit sagen möchte, das man vergessen sollte, wenn man nur irgendwie kann.

Als ich eines Tages über das Anwesen meines Bruders in Potha bei Machakos ritt, wurde meine Aufmerksamkeit durch ein unterdrücktes bellendes Geräusch erregt, das aus einem großen Bau zu kommen schien. Eine Untersuchung zeigte Spuren, die entweder von Hyänenhunden oder Hyänen stammten – sie ähneln sich sehr. Da erstere in jener Gegend zahlreich sind, nahm ich an, es sei ihre Behausung, ohne nah genug heranzugehen, um den Beweis zu prüfen, den der Geruch geliefert hätte. Da ich Welpen wollte, markierte ich die Stelle und ritt weiter, um Jungen mit Werkzeug zum Ausgraben zu holen. Das Loch erwies sich als lang, lag aber dicht unter der Oberfläche; nachdem ich es mit einem langen Stock sondiert hatte, um die Richtung festzustellen, trieben wir Schächte voran, um die Sache zu beschleunigen. Als ich an einem dieser Schächte Wache hielt, sah ich ein Tier den Gang passieren, woraufhin ich zum nächsten rannte, um mit gespanntem Revolver zu warten; eine Minute später erschien eine Hyäne, die sich auf ihren Knien fortbewegte. Eine Kugel tötete sie nicht, und sie zog weiter, gefolgt von einer zweiten und einer dritten, die ich beide erschoss. Die Jungen gruben noch ein Stück weiter, und wir holten alle drei heraus – ein großes Weibchen und zwei fast ausgewachsene Junge. Die Tatsache, dass sich diese Tiere in einem für ihre volle Höhe zu niedrigen Bau auf den Knien fortbewegen, war mir neu.

Die Anzahl der Jungen bei einer Geburt scheint gewöhnlich zwei zu betragen. Ich fand neugeborene Junge am Heiligabend 1903, und aufgrund der Tatsache, dass halb ausgewachsene Welpen im April häufig sind, nehme ich an, dass die Fortpflanzungszeit von November bis Februar reicht. Wenn sie ganz klein sind, sind die Welpen überall einheitlich matt-schwarz; die Farbe verblasst, wenn sie wachsen. Junge Tiere haben weitaus schönere Felle als alte und zeigen die Tüpfelung deutlicher. Wie bei den großen Katzen behält die Mutter ihre Jungen bei sich, bis sie gut herangewachsen sind. Diese Praxis unter Raubtieren dient offensichtlich Erziehungszwecken.

Obwohl sie fast ausschließlich von den Kadavern der von Löwen oder anderen Raubtieren getöteten Tiere leben sowie von solchen, die an Krankheiten verstarben, beschaffen sie sich Nahrung auch auf andere Weise, was ihnen keineswegs die Toleranz des Menschen einbringt. Sie greifen kranke oder verwundete Tiere bereitwillig genug an, wagen es aber nicht, sich einem gesunden Tier von gewisser Größe zu nähern. Captain McNeil, ein guter Beobachter des Wildlebens, erzählte mir, er habe einmal gesehen, wie eine Kuhantilopen-Kuh eine Hyäne jagte und umstieß, die ihre Anwesenheit übersehen hatte, während sie versuchte, ihr Kalb zu packen. Ich bezweifle kaum, dass sie viele hochträgliche Weibchen töten; ganz sicher richten sie große Verheerungen unter den Neugeborenen an.

Ich hörte einmal eine Hyäne, die eine exzellente Nachahmung eines Löwengebrülls ausstieß; sie kam bis dicht an das Lager heran – es war in Baduna, Jubaland –, um dies zu tun, und ich habe keinen Zweifel, dass es ein Versuch war, die Kamele in Panik zu versetzen. Im eigentlichen Somaliland sind die Hyänen Experten im Töten von Kamelen, und jedes Tier, das draußen angebunden zurückgelassen wird, wird vor dem Morgen getötet. Freie Kamele in großer Zahl sind völlig sicher. Nur wenige Tage bevor ich die Hyäne brüllen hörte, hatte ich in der Nähe von Kismayu gesehen, wie die arabischen Kamele für die Nacht hinausgelassen wurden, und mir wurde gesagt, sie seien völlig

sicher. Die örtlichen Somal sagten, ein umherlaufendes Kamel würde nicht angegriffen, aber wenn es in der üblichen Weise angebunden sei – Schienbein am Oberarm –, sodass es nicht aufstehen kann, würde die „fisi“ es töten. Beide Hyänenarten sind im Jubaland häufig; nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, sind sie dort weniger kühn als anderswo.

In Nairobi kann man sie jede Nacht rund um die Stadt hören, und sie unternehmen Streifzüge zur Abfallsuche mitten durch die Straßen, wie es Schakale in indischen Städten tun sollen; und sie sind sehr kühn. Vor einigen Jahren drangen eine oder mehrere Hyänen in mein Lagerhaus ein und schleppten in einer Nacht acht große Häute weg. Voller Zorn stellte ich am nächsten Abend drei große Tellereisen nahe dem Lager für die Diebe auf. Am Morgen war nur noch eine Falle da, aber die Spuren zeigten, was aus den anderen geworden war. Wir fanden ein kleines Tier, das am Bein gefangen war, im Umkreis von 300 Yards, und später eine viel größere Hyäne, die mit einer einzigen Zehe gefangen war. Letztere war durchaus kampfbereit, doch aufgrund einer früheren Erfahrung erschoss ich sie aus sicherer Entfernung. Sie maß 29 Zoll an der Schulter und wog 90 lb. Dies ist meines Erachtens die durchschnittliche Größe und das Durchschnittsgewicht, obwohl ich ein oder zwei Exemplare gesehen habe, die wesentlich mehr gewogen hätten.

Bei zwei Gelegenheiten zeigte eine gefangene Hyäne Kampfgeist, und einmal war die Bestie näher daran zuzubeißen, als mir lieb war. Sie hatte ein besonders schönes Fell, und da ich es nicht mehr als nötig beschädigen wollte, bückte ich mich, um ihr durch die Brust zu schießen; bevor ich abdrücken konnte, ging sie auf mich los, wobei die Falle an ihrem Bein sie kaum behinderte, und wäre da nicht ein Masai gewesen, der das Tier mit seinem Speer empfing, hätte sie mich erwischt. Wenn eine Hyäne zubeißt, versäumt sie es selten, ein Stück herauszureißen; daher ist die Wunde sehr ernst.

Sie besitzen eine außerordentliche Kieferkraft. Ich fand einmal eine Falle, bei der die gefangene Hyäne die starke Eisenplatte an mehreren Stellen in der Form ihres Bisses verbogen und verdreht hatte. Ich erinnere mich an dieses spezielle Tier wegen seines Geschicks im Fangen. Es war unmöglich, es mit einem Stein zu treffen; egal wie hart er geworfen wurde, fing es ihn unweigerlich mit dem Maul auf.

Sie sind die am leichtesten zu fangenden, zu vergiftenden oder mit Selbstschüssen zu erlegenden Tiere. Sie sind so sehr daran gewöhnt, menschliche Behausungen zu betreten, dass eine Falle für sie keinen Schrecken besitzt, und da sie weitgehend von Aas leben, wird mit Gift versetzte Nahrung bereitwillig verschluckt. Es ist nur eine Vermutung, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Tier, das selbst so abscheulich riecht, den Geruch des Menschen wahrnehmen könnte; daher vielleicht seine Kühnheit.

Als 1906 oder 1907 der erste Staupe-Ausbruch in Ostafrika auftrat, besteht kein Zweifel daran, dass er sich sowohl auf die Hyänen als auch auf die Schakale ausbreitete, denn es gab eine deutliche Abnahme ihrer Zahl. In den besiedelten Gebieten sind sie heute nicht mehr so zahlreich wie in alten Zeiten und werden es auch nie wieder sein, da die Straußenfarmer und Viehbesitzer sie zum Schutz ihres Eigentums massiv vergiften. Besonders der Straußenfarmer fürchtet die Bestie, die nicht nur gut herangewachsene Küken, sondern auch eine enorme Anzahl an Eiern zerstört. Die Raubzüge der Hyänen müssen ein gewichtiger Faktor bei der Unterdrückung des natürlichen Zuwachses dieser Vögel in der Wildnis sein. Als mein Bruder und einige andere begannen, Strauße zu jagen und Eier für die künstliche Bebrütung zu suchen, stellten sie fest, dass in neun von zehn Nestern die Eier von Hyänen gefressen worden waren.

Es wäre einfacher, die Hyänen auszudünnen, wenn wir uns auf die Hilfe der Eingeborenen verlassen könnten, aber das wird die große Mehrheit nicht tun, und zwar

aus einem schaurigen Grund. Es ist der Brauch bei einigen Stämmen – darunter die Wakikuyu und Masai –, ihre Toten aus dem Dorf zu tragen und sie unbestattet liegen zu lassen, damit sie gefressen werden. Möglicherweise ist mit dieser Form der Bestattung eine vage Vorstellung von Seelenwanderung verbunden, doch wie dem auch sei, es bleibt die Tatsache, dass Hyänen die lebenden Gräber von Verwandten sind, und die Leute rühren sie nicht an. Die Wakikuyu sind besonders abgeneigt, einen Kadaver nicht nur zu töten, sondern auch nur anzufassen. Ich hatte einmal einen Trupp dieser Leute, die an einem künftigen Garten arbeiteten, und während sie dort waren, fing ich drei Hyänen in Fallen. Ich rief den Männern zu, sie sollten kommen und eines der Tiere zum Haus tragen, um es zu fotografieren, aber nicht einer von ihnen wollte es berühren. Als ich den Grund erfuhr, sagte ich natürlich nichts weiter und schickte sie zurück an ihre Arbeit. Nachdem ich andere Hilfe organisiert hatte, wog und fotografierte ich das Tier und ging dann nachsehen, wie die Wakikuyu vorankamen. Jeder einzelne Mann war geflohen, ohne auch nur nach seinem Lohn zu fragen; ein Herr, der Hyänen fing, war kein Herr für sie.

In den Jahren 1898–99 starben die Eingeborenen in den Ländern der Kikuyu und Ukambani zu Tausenden an Hunger und Pocken. Es war damals, dass dieses unglückliche Volk in europäischen Augen zumindest von seiner allerschlimmsten Seite erschien. Sie trugen nicht nur die Toten hinaus, sondern auch die Todkranken, und überließen sie den Hyänen zum Fraß. Ich weiß nicht, ob in ihren finsternen Köpfen ein Gedanke an Versöhnung mitschwang, aber ich weiß, dass diese unsägliche Praxis Folgen hatte, die auf sie selbst zurückschlügen. Da sie gelernt hatten, dass ein kranker Mann eine leichte Beute war, wurden die Hyänen noch kühner als zuvor. Als der Hunger und die Epidemie nachließen, reichte die Anzahl der Leichen und Kranken nicht mehr aus, um die nun förmlich wimmelnden Meuten zu ernähren, und die Bestien fassten den Mut, die Lebenden anzugreifen. Sie stürzten sich auf schlafende Erwachsene und holten sich Kinder am Abend, ohne die Dunkelheit abzuwarten. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt im Kitui-Land, wo Kinder aus den Dörfern und den Polizeiquartieren geholt wurden. Weiße Männer gab es in jenen Regionen zu jener Zeit nur sehr wenige, und Strychnin war nicht leicht zu bekommen. Zum Glück für die Leute von Kitui hatten sie einen weißen Mann unter sich, Mr. Hinde, der Giftvorräte beschaffte und eine große Anzahl von Hyänen vernichtete.

Ich sah einmal eine Tragödie in Knochen, so schaurig, wie man sie am liebsten vergessen möchte. Es war eine tiefe Felsspalte nahe dem Athi-Fluss, etwa 10 Fuß tief, 3 oder 4 Fuß breit und 8 oder 10 Yards lang, mit senkrechten Wänden – eine natürliche Falle. Verstreut lagen einige Lumpen, die Knochen eines Mannes und am anderen Ende die Knochen einer Hyäne. Nehmen wir an, der Mann wurde dort tot von seinen Verwandten abgelegt – das ist durchaus möglich und nimmt dem Ganzen die Schärfe; jedenfalls lag er dort, bis eine Hyäne ihn fand und nach einer Untersuchung vom niedrigeren Ende hinabsprang; ein leichter Sprung. Sie fraß. Dann, als der letzte Bissen verzehrt war – wer weiß, wie lange danach –, versuchte sie, wieder herauszuspringen. Doch die senkrechten Wände waren zu hoch; es folgten Tage und Nächte vergeblichen Springens und der Tod durch Durst.

Ich sah in Fort Hall einen Jungen, der irgendwann während der Hungersnot von einer Hyäne ins Gesicht gebissen worden war; ein Teil des Gesichts fehlte, aber die Zähne hatten den Augapfel verfehlt, der jedoch beim Verheilen der grässlichen Wunde von Haut überwachsen worden war. Als ich das Kind sah, konnte man beobachten, wie sich das Auge unter der Haut bewegte, und später wurde eine Operation durchgeführt in der Hoffnung, das Sehvermögen wiederherzustellen, doch man sagte mir, sie sei nutzlos gewesen.

Die Hyäne scheint oft das Gesicht ihres schlafenden Opfers anzugreifen, und es ist nicht ungewöhnlich, von Männern zu hören, die an den Folgen sterben, meist an der Blutvergiftung, die aus dem Biss eines so unsauberen Fressers resultiert. Während der Hungersnot im Kikuyu-Land waren die Hyänen fast ausnahmslos von Räude befallen, was nicht überrascht.

Die größte Anzahl an Hyänen, die ich je zusammen gesehen habe, war am Stony Athi, einem Distrikt, der nach dem felsigen Gelände benannt ist, das wiederum einem Nebenfluss des Athi seinen Namen gibt. Sie wurden vom Kadaver eines Nashorns angelockt, das an einer Schusswunde gestorben war. Ich muss im Laufe des Tages über fünfzig gesehen haben. Dieser Ort ist ein bevorzugter Aufenthaltsort der Art, da Löwen dort sehr zahlreich sind und reichlich Reste für diese Nachfolger hinterlassen.

Große, kräftige Hunde nehmen den Kampf mit der Hyäne auf, aber ich hatte nie solche Hunde bei mir im Veld. Meine vertrieben die Bestien, wenn sie dem Lager zu nahe kamen, aber die Hyänen schätzten sie richtig ein und weigerten sich stets, sehr weit wegzulaufen. Das seltsame schnatternde Geräusch, das sie machen, wenn sie sich ihren Verfolgern entgegenstellen, war in geringer Entfernung hörbar und zeigte, dass sie nicht gewillt waren, sich von kleinen Hunden bedrängen zu lassen.

Es gibt einen Moment, in dem der Anblick dieser Bestien willkommen ist. Sollten Sie auf der Suche nach Löwen Hyänen, Schakale und Geier in Hülle und Fülle finden, so deuten Sie dies als gutes Zeichen. Sie halten sich in der Nähe des Löwen auf in der Hoffnung, das zu teilen, was er übrig lässt, und haben aufgrund ihrer großen Zahl in den Gewohnheiten der Löwen eine gewisse Veränderung bewirkt, die der Weidmann im Hinterkopf behalten sollte. In früheren Tagen, als diese Aasfresser weniger zahlreich waren, kehrte der Löwe nach seinem ersten Festmahl mit ziemlicher Sicherheit zu seinem Riss zurück, in der Erwartung, noch etwas vorzufinden. Das ist heute nicht mehr so; er hat gelernt, dass es sinnlos ist, einen Riss für zwölf Stunden zu verlassen und bei der Rückkehr noch eine Mahlzeit zu erwarten. Alles ist weg – Haut, Knochen und Reste – in den Mägen der Aasfresser, ob behaart oder gefiedert.

Wenn die wartende Hyäne sich dem fressenden Löwen zu sehr nähert, kann sie das Leben kosten. Der Löwe beim Essen ist nicht in der Stimmung, gestört zu werden, und wird sein Futter verlassen, um den Eindringling zu töten. Während sie in respektvoller Entfernung warten, stoßen sie ihren lachenden Schrei aus. Ich glaube, dass die Bestien sich gewohnheitsmäßig an Löwen hängen, sozusagen. Einmal sah ich eine einzelne Hyäne, die einem Rudel folgte, und ich habe sie aus einem Schilfbett kommen sehen, in das Löwen hineingegangen waren. Es ist für die Hyäne eine reine Geschäftssache; sie schwebt um den Löwen herum seiner Reste wegen.

Der ERDWOLF, oder Mähnen-Schakal der südafrikanischen Kolonisten, kann in wenigen Zeilen abgehandelt werden. Ich bin diesen Tieren gelegentlich in der Kilimandscharo-Region, in den Sotik- und Eusso-Nyiro-Distrikten begegnet; auch, wenn auch selten, am Athi. Normalerweise sind sie nachtaktiv, aber ich sah mehrere bei Tageslicht nördlich des Eusso Nyiro. Der Erdwolf hat viel Ähnlichkeit mit einer Streifenhyäne und besitzt all deren Anschein von Wildheit, worin er sich selbst großes Unrecht tut, denn seine Zähne sind wenige und so schwach, dass es seine Kräfte übersteigt, auch nur das kleinste Tier zu töten.

KAPITEL XII

ELEFANT

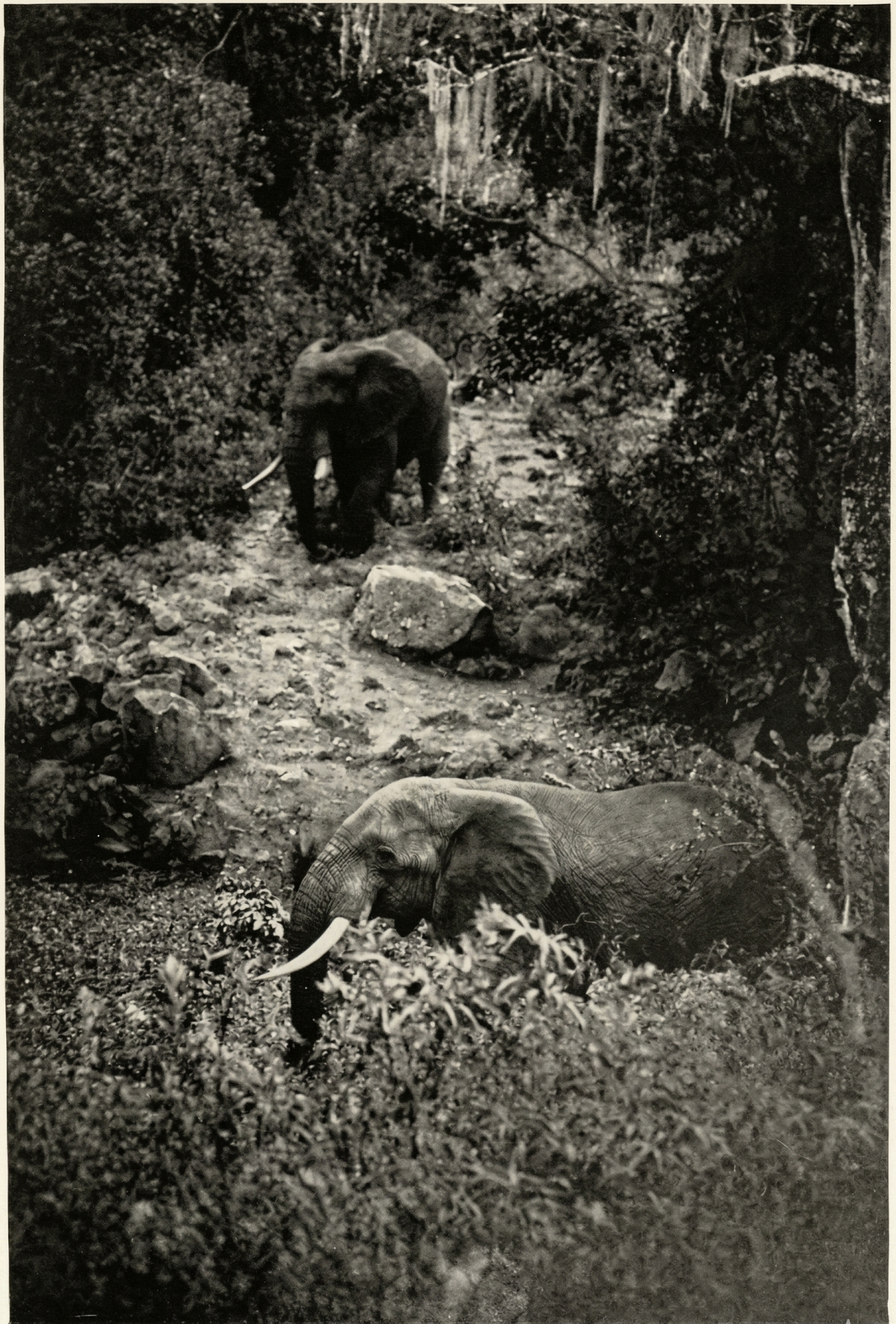
Varietäten bestimmt durch die Ohren – Vorkommen in großen Höhen – Pfad auf Höhe der Schneegrenze am Mount Kenya – Herden selten im Offenen zu sehen – Gewöhnliche Aufenthaltsorte während der Trocken- und Regenzeiten – Elefantenpfade – Die besten Pfade am Mount Kenya – „Rogues“ (Einzelgänger) in Afrika – Große Bullen – Sind solche Bullen oder Herdenbullen die Erzeuger? – Der große Bulle des Mau – Rückzug der Kuh zum Gebären – Oft von zwei Kälbern begleitet – Wissbegierige Art abgesetzter Kälber – Verhalten des Saugkalbs bei Alarm – Fressgewohnheiten der Herde – Verlorene Kälber – Laute Fresser bei Nacht – Gemeinsames Umstürzen von Bäumen – Vorliebe für wilde Pflaumen – Rinde als Medizin gefressen – Fährte einer fressenden Herde leicht zu verfolgen – Abenteuer im Lorian-Distrikt – Jagd auf einen Bullen – Dungstaub als Zunder – Elefanten als Gräber nach Wasser – Zeugnis einer Enttäuschung – Alte Bullen weniger wasserabhängig als Kühe und Kälber – Die Sansevieria als Wasserersatz – Pfade zum Wasser – „Scheuerbäume“ – Scheuergewohnheit nicht nur beim Elefanten – Beobachtungen am Salt River – Bewegungen junger Kälber – Älterer Kälber – Methoden der Mutter – Freiheit von Krankheiten – Zunahme unter Schutz – Immunität erzeugt Kühnheit – Geächtete – Zahmheit auf dem Uasingishu – Gefährliche Herden – Jagd auf einen Erntezerstörer – Warum Domestizierung in Afrika unrentabel wäre.

Die Klassifizierung von Mr. Lydekker, basierend auf der Form der Ohren, zeigt, dass Ostafrika mindestens drei Varietäten des Elefanten besitzt. Ich werde in den folgenden Ausführungen nicht zwischen ihnen unterscheiden; in Verhalten und allgemeinem Erscheinungsbild sind sie gleich.

Das Tier gilt gemeinhin als Bewohner warmer Klimazonen. Das ist er auch, aber es ist eine seltsame Tatsache – und eine, in der Paläontologen eingedenk des behaarten Mammut von Sibirien Stoff zum Nachdenken finden mögen –, dass Elefanten in den höchsten Wäldern vorkommen, bis zu einer Höhe von 10.000 bis 11.000 Fuß, wo es fast jede Nacht friert. Ebenso Nashörner und einige Affen. Am Mount Kenya gibt es einen Elefantenpfad, der den Gipfel praktisch auf Höhe der Schneegrenze überquert; er führt an der Stelle vorbei, wo der gefrorene Büffel – ein bekanntes Wahrzeichen – liegt, und während der Trockenzeit findet man Elefanten in diesen höchstgelegenen Wäldern. Wenn der Regen einsetzt, kommen die meisten tiefer hinab in das mehr oder weniger offene Gelände, aber eine gewisse Anzahl verbringt die Regenzeit im Bambusdschungel.

Es gibt keinen faszinierenderen Anblick als eine Herde im offenen Land, aber dies ist ein Anblick, der mit den Jahren immer seltener wird. Gelegenheiten ergeben sich in den Reservaten, wo die Elefanten gelernt haben, dass sie wahrscheinlich nicht gestört werden. Im südlichen Reservat sieht man sie im Offenen nur zu bestimmten Jahreszeiten, wenn sie den Schutz der Wälder verlassen und flussabwärts fressen. Im Norden hingegen sind sie weniger an ein Waldleben gebunden und verbringen mehr Zeit am Rand der Wüsten, um von den verschiedenen dort vorkommenden Faserpflanzen zu fressen. In diesen Gebieten sieht man sie manchmal in Gesellschaft mit anderem Wild der offenen Landschaften. In dieser Hinsicht ist zu beobachten, dass Kühe und Kälber die große Mehrheit derer bilden, die im Offenen erscheinen. Die größte Herde, die ich unter solchen Umständen gesehen habe, war in der Nähe von Ndoto; sie befanden sich in recht niedrigem Buschwerk, und

ich konnte mich bis auf 50 Yards nähern. Der Trupp bestand aus etwa fünfundzwanzig Tieren – allesamt Weibchen und Kälber von beachtlicher Größe.



ELEPHANTS AT WATERHOLE,
LAKE PARADISE, NORTHERN FRONTIER.

Martin Johnson.

Sie sind während der Regenzeit häufiger in niedrigem Busch oder offenem Land zu sehen als in der Trockenzeit, und das ist leicht erklärbar; der Wechsel des Lebensraums bei nassem Wetter ist eine saisonale Bewegung, und ich denke, es besteht kein Zweifel, dass die Elefanten die Wälder verlassen, um dem Tropfen zu entgehen. In den Wäldern ist es während des Regens keinen Augenblick trocken; wenn der Regen aufhört, ist das schwere Tropfen vom Laub kontinuierlich. Der Regen macht ihnen nichts aus, aber das unaufhörliche Tropfen, Tropfen, Tropfen auf ihren Rücken muss irritieren. Möglicherweise dämpft das Prasseln auf den Blättern auch jene heimlichen Geräusche, die der Jäger beim Anschleichen macht, was einen weiteren Grund für den Wechsel liefert.

Die Erwähnung des „Elefantenpfades“ über die Höhen des Kenia lädt dazu ein, eine der interessantesten Gewohnheiten der Tiere zu erwähnen. In Distrikten, in denen sie zahlreich sind, benutzen Elefanten regelmäßig dieselbe Route und bilden im Laufe der Zeit die perfektsten Straßen. In der Trockenzeit auf den Ebenen sind diese Straßen im Allgemeinen gut genug für ein Fahrrad; alles Gras und alle Vegetation ist niedergetreten, alle Dornen zerstört – es sind so glatte und angenehme Pfade, wie ein Mensch sie sich nur wünschen kann. Aber im hügeligen Gelände entfaltet der Elefant sein wahres Geschick als Straßenbauingenieur; er besitzt ein instinktives Wissen um die leichtesten Steigungen und wählt diese ausnahmslos. Wenn ein Elefantenpfad vor Ihnen liegt, nehmen Sie ihn, und seien Sie gewiss, dass Sie ihn nicht verbessern können. Ich weiß nicht, wie sie ihre Informationen zu diesem Punkt erhalten, aber sie haben sie! Wenn ein Baum über die gewählte Route fällt oder liegt, steigen sie darüber hinweg, oder wenn er dafür zu hoch ist, gehen sie um ein Ende herum und nehmen die ursprüngliche Richtung wieder auf; die glattgescheuerte Rinde zeigt, wo ihre Hinterbeine beim Übersteigen reiben.

Die feinsten Straßen, die ich kenne, sind jene am Kenia. Einige davon sind wahre Wunderwerke: Boden flach und glatt geklopft, alle Zweige und der Überwuchs beseitigt – von den vorbeiziehenden Tieren gefressen, wie ich annehme, denn der Elefant frisst ständig. Hier und da müssen Sie vielleicht einen Ast wegschneiden, der zu steif ist, um den Elefantenappetit zu locken, und nicht steif genug, um seinen Durchgang zu behindern, oder einen umgestürzten Baumstamm durchschlagen, über den Elefanten, aber keine Maultiere steigen können, aber das ist alles. Auf einer Elefantenstraße können Sie in der behaglichen Gewissheit reisen, dass dorthin, wo sie führt, Lasttiere und Träger mit Lasten auf dem Kopf mit vollkommener Leichtigkeit gelangen können. Andere Wildtiere benutzen diese Straßen regelmäßig; ein Grund für ihre Gunst ist, dass sie früher oder später zum Wasser führen.

Die einzigen Elefantenpfade, die sich nicht für die Bequemlichkeit des Menschen anbieten, sind jene, die durch Bambus, hohes Gras oder dünnes Buschwerk verlaufen; hier schnellte der weiche, elastische Bewuchs nach dem Durchzug der Tiere wieder zurück. Ein solcher Dschungel ist für einen Elefanten das, was stehendes Heu für den Menschen ist. Das Beste, was man darüber sagen kann, ist, dass es immer noch besser ist, als sich selbst einen Weg hindurchzwingen zu müssen.

Bei meinem ersten Besuch in Meru im Jahr von 1904 folgten wir fast den gesamten Weg über Elefantenstraßen; es gab in jenen Tagen keinen anerkannten Pfad dorthin. Zweimal trafen wir auf die Erbauer, doch sie machten einen weiten Bogen um uns, sehr zur Erleichterung der Männer, denn der Distrikt hatte zu jener Zeit einen schlechten Ruf; Berichten zufolge waren Menschen auf deren Straßen von Elefanten angegriffen worden. Ich selbst glaube, dass der Schrecken von einem einzelnen „Rogue“ (einem böartigen Einzelgänger) ausging und seine Vergehen der gesamten Spezies zugeschrieben wurden. Rogues sind in Afrika ungewöhnlich, aber nicht unbekannt. Vor vielen Jahren wurde ein Bulle „musth“, um den indischen Ausdruck zu gebrauchen, und tötete mehrere Menschen im Ingong-Distrikt.

Es ist nicht üblich, große Bullen bei den Kühen und Jungen zu finden. Wenn sie für die Saison sesshaft geworden sind, findet man die Kühe und Kälber in der Nähe von Wasser und die Bullen weit entfernt – zwanzig oder dreißig Meilen, vielleicht im Busch oder Wald. Auf Wanderungen folgen die großen Bullen dem Rest der Herde, manchmal mit zwei oder drei Tagen Rückstand. Die Wandorobo sagen, der alte „Vater Tembo“ könne den Lärm und die Ruhelosigkeit des Herdenlebens mit den Kühen und „Totos“ (Kleinen) nicht ertragen. Die Wandorobo mögen recht haben. Die alten Bullen bevorzugen gewiss Einsamkeit und Ruhe, und das Familienleben der Elefanten ist eher interessant als erholsam. Dies gilt nicht für die jüngeren Männchen. In der Regel finden sich bei der Herde ein oder zwei Bullen mit eher kleinen Stoßzähnen – von 30 bis 40 lb. – sowie solche, deren Zähne sich gerade erst zu zeigen beginnen.

Ob diese „Herdenbullen“ oder die einsamen Patriarchen die Erzeuger der heranwachsenden Generation sind, ist eine offene Frage. Die Wandorobo behaupten, Letztere seien die Eltern, doch die allgemein anerkannte Theorie weist die Vaterschaft den Herdenbullen zu. Mr. C. W. Woodhouse beobachtete einige Tage lang einen großen Bullen, der der Herde folgte und sich ihr schließlich anschloss. Vielleicht liegt die Wahrheit darin, dass sowohl Herdenbullen als auch Einzelgänger ihren Teil zur Erhaltung der Art beitragen.

Eingeborene haben mir Geschichten von riesigen Bullen erzählt, die allein in den dichten Wäldern leben, und mehr als einmal habe ich Beweise dafür gefunden, dass dieser Bericht auf einem Fundament aus Tatsachen ruht, obwohl ich die Tiere selbst nie gesehen habe. Von solchen Bullen heißt es, sie hätten sich gänzlich aus der Gesellschaft ihrer Artgenossen zurückgezogen und bezögen, entweder allein oder mit einem einzigen Gefährten ihres eigenen Geschlechts und Alters, für den größten Teil des Jahres Quartier in einem dichten Dickicht. An dieser Aussage ist nichts von vornherein Unwahrscheinliches: Herden müssen notwendigerweise über ein gewisses Gebiet wandern, um die enormen Mengen an Nahrung zu finden, die sie benötigen, aber ein oder zwei Bullen könnten ihren Lebensunterhalt über einen längeren Zeitraum auf einem vergleichsweise kleinen Areal finden.

Ein solcher Bulle soll auf dem Mau leben. Berichte der Eingeborenen schreiben ihm Stoßzähne zu, die so groß sind, dass er sie auf dem Boden ablegt! Der Ruf dieses großen Tembo ist derart, dass selbst die Wandorobo-Jäger es nicht wagen, sich ihm zu nähern. Ich glaube, dass weiße Männer versucht haben, ihn zu erlegen, und diese haben Anzeichen eines sehr großen Elefanten gesehen, doch ihnen wurde nie der Anblick des Tieres selbst gewährt.

Die Existenz solcher alten Junggesellen-Elefanten muss nicht als Mythos abgetan werden. Wir brauchen nicht weiter als bis zum Dachs unseres eigenen Landes zu schauen, um einen Parallellfall zu finden. Es ist wohlbekannt, dass sich alte Dachseber auf diese Weise aus der Gesellschaft ihrer Art zurückziehen.

Elefantenkühe, die kurz vor der Niederkunft stehen, ziehen sich meines Erachtens für die Zeit aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Herde zurück. Jedenfalls ist es nicht die Regel, Kühe mit sehr jungen Kälbern in Gemeinschaft mit den Übrigen zu finden; solche finden sich gewöhnlich in der Umgebung, nicht sehr weit vom Haupttrupp entfernt. Oft kommt es vor, dass eine Kuh von zwei Kälbern begleitet wird: eines ihr Säugling, das andere ein gut gewachsenes Jungtier, vielleicht 6 Fuß hoch, bei dem das Weiß seiner Stoßzähne gerade sichtbar wird. Ich habe solche Jungtiere gesehen, bei denen bereits bis zu einem Fuß Elfenbein hervorlugte. Kein Anblick ist für den Wildschützer erfreulicher als dieser, denn keiner kann schlüssiger die Früchte der Hege beweisen.



ELEPHANT ABOUT TO CALVE.

Die älteren Kälber – abgesetzte Kälber –, die man bei ihren Müttern findet, verraten den Menschen seltener an die Herde, als man aufgrund ihrer neugierigen Gewohnheiten erwarten würde. Sie sind ständig in Bewegung, jagen einander, stöbern im Gebüsch herum und untersuchen alles, was ihre jugendliche Neugier weckt, und es scheint unvermeidlich, dass sie den Beobachter finden und Alarm schlagen. Mehr als einmal sind sie ganz nah herangekommen und haben den Busch untersucht, hinter dem ich verborgen war, und mehr als einmal haben sie mich gesehen. Was zu der Überlegung anregt, dass junge Elefanten besser sehen als ihre Senioren; gleichzeitig sind sie viel weniger wachsam. Solange ich mich still hielt, starrten sie eine Weile und zogen dann zufrieden weiter; so unwissend über die potenziellen Gefahren von Menschen, die sich hinter Büschen verstecken, dass sie nicht einmal ihren Müttern erzählten, was sie gesehen hatten! Wäre es ein altes Tier gewesen, hätte es sofort Alarm geschlagen.

Wenn ein kleines Kalb erschreckt wird, rennt es unter den Bauch der Mutter, um sich dort zu verstecken – die Position beim Säugen. Die Zitzen der Elefantenkuh befinden sich, wie die meisten wissen, zwischen den Vorderbeinen; das Kalb rollt seinen kurzen Rüssel über die Stirn zurück, um mit den Lippen zu saugen.

Fressende Elefanten bewegen sich langsam und in der Regel gegen den Wind. Es wird keine besondere Ordnung eingehalten; jedes Tier grast, wo es ihm gefällt, aber immer in Hörweite, wenn nicht gar in Sichtweite seiner Gefährten. Manchmal verirrt sich ein Kalb von Mutter und Herde, und dann lässt es die Welt daran teilhaben! Ich erinnere mich, einmal in der Nähe des Eusso Nyiro auf ein verlorenes Kalb gestoßen zu sein, während wir am frühen Morgen die Fährte einer Herde vom Wasser weg verfolgten. Wie dieses kleine Biest schriel! Als ich es im Busch hörte, dachte ich, wir müssten kurz vor der Herde stehen, und bewegte mich mit aller Vorsicht vorwärts, nur um dieses halb ausgewachsene Kalb zu finden, das Lärm für die ganze Truppe machte. Sollte eine Herde schlimm erschreckt und versprengt werden, wie es manchmal vorkommt, gehen Kälber tatsächlich verloren. In den Tagen, als sie ungehindert jagten, machten sich die Wandorobo dies zunutze, indem sie die Elefanten in Panik versetzten, damit Mütter und ihre Jungen getrennt wurden, woraufhin sie die Kälber wegen des Fleisches töteten.

Nachts machen sie beim Fressen sogar noch mehr Lärm als am Tag. Nicht nur scheinen sie Äste unvorsichtiger herunterzureißen, sie schreien und gurgeln auch beim Essen. Mehrmals wurde ich von Elefanten wachgehalten, die in der Nähe des Lagers fressen; dann wird der lange anhaltende Krach unerträglich. Es macht mir nichts aus, ein paar Stunden Schlaf zu opfern für die Gewissheit, dass das Wild zur Stelle ist, wenn ich auf der Suche nach Elefanten bin, und ihre Anwesenheit in der Nähe hat für den Naturforscher einen ganz eigenen Charme; aber wenn es dazu führt, dass man die ganze Nacht wachgehalten wird, ist die Sache übertrieben.

Wenn sie an den blühenden Dornenbäumen fressen, die zu beträchtlicher Größe heranwachsen, bündeln zwei oder mehr Elefanten ihre Kräfte, um einen Baum zu entwurzeln und umzuwerfen, der für einen allein zu groß ist. Sie haben deutliche Vorlieben bei der Nahrung. Wenn die wilden Pflaumen reif sind, legen sie weite Strecken zurück, um sie zu bekommen, und bleiben, bis alle Früchte verzehrt sind, woraufhin sie zu einem anderen Ort weiterziehen. Sie wissen, wo diese Leckerbissen zu finden sind und zu welcher Jahreszeit. In der Nähe der Tränkstellen im Lorian-Distrikt fand ich Bäume, die niedergebrochen und gänzlich ihrer Rinde beraubt waren, und im gesamten benachbarten Busch war das Gleiche geschehen. Ich bin geneigt zu glauben, dass die Rinde wegen des Tannins gefressen wird, das anscheinend medizinische Eigenschaften hat, denn die Losung ist, nachdem bestimmte Rinden gefressen wurden, tief mahagonirot.

Die Fährte einer fressenden Herde ist aufgrund der Anzahl der niedergerissenen und beschädigten Bäume leicht zu verfolgen. Doch die Tiere verraten ihre Anwesenheit auf beträchtliche Entfernung, selbst wenn sie nicht fressen, durch das laute Magenkrummeln und das unaufhörliche Schlagen ihrer Ohren. Ungeachtet dieser warnenden Geräusche ist es möglich, fast in die Tiere hineinzustolpern. Im Lorian-Distrikt wäre mir dies fast passiert, während ich der Frage nach der Gemeinschaft großer Bullen mit den Herden nachging. Nachdem ich die Safari vorausgeschickt hatte, ging ich mit Macau, meinem Gewehrträger, um zu versuchen, die Herde zu inspizieren, deren Bewegungen wir ein kurzes Stück abseits des Flusses hörten, an dem wir entlangzogen. Ich hatte wenig Hoffnung, Bullen zu finden, da wir den Tag über nur Kuhfährten gesehen hatten. Wir hielten uns strikt unter dem Wind und näherten uns, wie ich dachte, in weitem Abstand zum Trupp. Gerade als wir unter den Bäumen am Flussufer hervorkamen und in das giftige Buschwerk gelangten, traten wir fast auf zwei liegende Oryx-Antilopen; sie sprangen auf, verharrten einen Moment zum Schauen und preschten gegen den Wind davon. Im nächsten Moment verriet ein schriller Schrei eines Elefanten genau an der Stelle, wo die Oryx verschwunden waren, wo die Herde fraß. Wäre nicht dieser Alarm durch die Oryx erfolgt, wären wir selbst unter die Elefanten gelaufen, denn ich war ganz der Impression, sie befänden sich weiter gegen den Wind.

So änderten wir unsere Taktik, machten einen weiten Bogen, um uns in Bezug auf den Wind richtig zu positionieren, und schlichen uns erneut an die Herde heran. Es war ein kleiner Trupp – drei Kühe und zwei kleine Kälber –, und wir kamen bis auf fünfzehn Schritte heran, bevor ich anhielt, um zu beobachten. Während ich ganz still stand, kam ein Kalb fressend auf mich zu; es war bis auf wenige Fuß heran, bevor ich mich zurückzog. Eine der drei Kühe war sehr groß, die anderen jedoch klein. Sie standen ruhig unter den Bäumen, ihre großen Ohren wie üblich in Bewegung.

Tag für Tag sahen wir Kuhfährten, doch erst in der Nähe des Lorian fanden wir die Fährte eines einzelnen Bullen und folgten ihr. Wir verfolgten ihn meilenweit in das dichteste Dornengebüsch, sahen ihn jedoch nie und waren gezwungen umzukehren, da wir kein Wasser bei uns hatten. Es war ein Verstoß gegen die Regeln, zu versuchen, einen Elefanten so zu fährten, ohne Wasser mitzuführen; man sollte in wasserlosem Land

niemals das Lager zur Elefantenjagd verlassen, ohne genug Wasser für mindestens eine Nacht dabei zu haben, andernfalls muss man umkehren, wenn man den Erfolg scheinbar schon greifen kann. Ich sage, das sollte die Regel sein, aber ich fürchte, auf diesen Seiten verrate ich mich selbst als jemanden, der besser darin ist, Regeln aufzustellen, als sie zu befolgen.

Hier und da entlang dieses Flusses fanden wir Stellen, an denen die Elefanten häufig tranken; manchmal war der Boden flach getreten, und die gesamte Fläche war zentimeterhoch mit trockener und pulverisierter Losung bedeckt, während alle Bäume glatt gescheuert waren. Dieser Dunststaub ergibt übrigens den perfekten Zunder; ich habe ihn oft als solchen mit einem Brennglas benutzt. Wenn er so, wie er liegt, entzündet wird, schwelt das Zeug langsam, aber stetig; ein paar Yards werden in vierundzwanzig Stunden verzehrt, und der Prozess setzt sich fort, bis alles verbrannt ist, denn es geht nie aus. Beim Brennen gibt es einen sehr stechenden Geruch ab, der fast dem von Tabak ähnelt.

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, dass Elefanten fähige Gräber sind. Sie heben sogar größere Löcher aus als das Nashorn, und das will viel heißen. Beweise für dieses Talent zeigen sich nicht sehr oft, da sie dort leben, wo die natürliche Wasserversorgung zu allen Jahreszeiten verlässlich ist. Ich habe ihre Versuche zum Brunnenschlagen nur in den trockenen nördlichen Distrikten gesehen, wenn sie das Flussbett ausgetrocknet vorfanden.

Einmal sah ich Zeugnisse dessen, was eine herbe Enttäuschung gewesen sein muss. Es war ein Wasserloch im nördlichen Reservat, und das Wasser lag 10 Fuß oder mehr unter der Erdoberfläche, wobei die Wände des Lochs fast senkrecht waren; das Trampeln am Rand zeigte, dass ein großes Männchen die Nacht damit verbracht hatte, den Drink zu bekommen, der für seinen Rüssel unerreichbar war; wie die Spuren zeigten, kniete er mehrmals nieder. Im Morgengrauen gab er auf, und wir sahen ihn am Lager vorbeiziehen, auf seinem Weg zu einer anderen Tränkstelle. Armer alter Kerl, er hätte einen durstigen Marsch in der heißen Sonne vor sich, denn das nächste Wasserloch war zwanzig Meilen entfernt. Er tat mir richtig leid, als ich nach seinem Verschwinden zum tiefen Loch hinunterging und entdeckte, wie er die dunklen Stunden verbracht hatte. In diesem Distrikt müssen Tiere in der Trockenzeit weit wandern, um Wasser zu finden.

Der alte Bulle ist viel weniger von Wasser abhängig als Kühe und Kälber. Soweit ich das beurteilen konnte, sucht er das Wasser nur jede dritte oder vierte Nacht auf, und dann bleibt er nicht in der Nähe, sondern zieht sich nach dem Trinken in die Ruhe des Busches in zwanzig Meilen oder mehr Entfernung zurück. Diese Elefanten sind sehr stark von der Faserpflanze (*Sansevieria*) abhängig, die viel wässrigen Saft enthält und es ihnen ermöglicht, tagelang auf einen Trunk am Fluss zu verzichten. Es ist auffällig, dass die in Wassernähe gefundenen Elefanten fast immer Kühe und Jungtiere sind. Die Straßen, die in dieser Region zum Wasser führten, waren selbst unter Elefantenstraßen hervorragend – 10 oder 12 Fuß breit, mit einem zentralen Pfad von etwa 3 Fuß 6 Zoll, wunderschön glatt getrampelt, und der Busch auf beiden Seiten im Umkreis von 3 oder 4 Fuß gerodet. Wir folgten diesen Straßen und fanden Zweigpfade, die aus verschiedenen Richtungen kamen, was zeigt, dass die Tiere von überall her zu den Hauptverkehrswegen kamen, die zum Wasser führten.

„Scheuerbäume“ findet man oft in der Nähe der Elefantenstraßen – vielleicht ein paar Schritte zur einen oder anderen Seite –, und sowohl Boden als auch Rinde zeigen, dass diese häufig aufgesucht werden. Solche Bäume sieht man überall, wo Elefanten vorkommen. Sie sind sehr häufig in der Nähe von Wasser und den Schlammlöchern, in denen sich die Tiere gerne wälzen; denn nachdem sie sich mit Schlamm bedeckt haben, kommen sie heraus und suchen den nächstgelegenen geeigneten Baum, wo sie so viel wie

möglich abscheuern; und da derselbe Baum regelmäßig benutzt wird, kann die Rinde gänzlich abgescheuert sein. Solche Bäume finden sich oft in beträchtlicher Entfernung von Wasser oder Schlamm, eine Tatsache, die darauf hindeutet, dass das Entfernen von Schlamm nicht der einzige Grund für das Scheuern ist. Ich weiß nicht recht, was ich von diesen Bäumen halten soll. Es gibt einen großen an der Elefantenstraße vom Kinangop zum Mt. Kenya, dessen Rinde so glatt gescheuert ist, wie Jahre der Hautreibung es nur machen können; einige große Elefanten müssen diesen Baum benutzen, denn er ist bis in eine überraschende Höhe gescheuert.

Diese Gewohnheit ist nicht auf den Elefanten beschränkt; viele andere Tiere tun dasselbe. Jeder große Stein in den Ebenen ist sicher vom Nashorn gut poliert, und wenn er oder ein Teil davon nicht zu hoch über dem Boden ist – ein Fuß oder so –, wird die Oberseite vom Nashorn, das es genießt, seinen Bauch zu reiben, wunderschön geglättet. Warzenschweine polieren die unteren Seiten solcher Steine auf die gleiche Weise. Der Boden ringsum ist völlig kahlgetrampelt.

Ich kenne nichts Interessanteres, als Elefanten zu beobachten, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Einmal stieß ich in der Nähe des Salt River im Lorian-Distrikt auf eine Familiengesellschaft: zwei Kühe, begleitet von drei halb ausgewachsenen Jungen und zwei winzigen kleinen Kerlen, kaum größer als Schweine. Letztere konnten noch nicht lange geboren sein, und es war höchst unterhaltsam zu beobachten, wie ihre Mütter sich um sie kümmerten. Wenn sie in Bewegung waren, liefen sie auf lächerlich gesetzte Weise vorneweg, geleitet von einer gelegentlichen Berührung durch den mütterlichen Rüssel. Wenn die Alten zum Fressen innehielten, eiferten die Babys ihnen nach, griffen nach Zweigen und Gras und steckten sich manchmal Grünzeug ins Maul, aber ich konnte nicht sehen, dass sie versuchten, etwas zu kauen oder zu schlucken. Sie verbrachten viel Zeit damit, unter dem Bauch ihrer Mütter zu stehen, ohne jedoch zu säugen; dies war besonders während der Hitze des Tages auffällig, und es war offensichtlich, dass sie den Schatten suchten. Elefantenbabys sind anders als alle anderen jungen Tiere, die ich kenne. Ich habe nie auch nur den geringsten Ansatz zum Spiel gesehen. Ich habe ihre Bewegungen als gesetzt bezeichnet; man könnte sie stattdich nennen.

Die älteren Kälber blieben in geringer Entfernung zu den Müttern und Babys, folgten hinterher oder rannten voraus. Sie waren laut und riefen einander häufig zu.

Ich beobachtete diesen Trupp drei Tage lang viele Stunden täglich; sie waren immer etwa an derselben Stelle zu finden und fressen stets gegen den Wind. Ein- oder zweimal wurde ich fast von den hinten herumtrudelnden, halb ausgewachsenen Kälbern entdeckt, als ich ihnen nachschlich. Mir fiel auf, wie eine der Mütter beim Fressen ruhte: Sie verlagerte ihr gesamtes Gewicht auf ihr linkes Hinterbein und kreuzte das rechte davor, oder umgekehrt. Elefanten tun dies gewöhnlich, während sie an einem Baum lehnen, aber ich wusste nicht, dass ein Fuß in der bei jenem alten Weibchen beobachteten Weise ausgeruht wird. Es sah drollig natürlich aus – oder menschlich!

Die Kühe sind gute Mütter, haben aber klare Vorstellungen zum Thema Disziplin; den Kälbern ist es nicht erlaubt, ihre Eltern zu bedrängen. Die einzigen Male, die ich je gesehen habe, dass der Rüssel zum Schlagen benutzt wurde, war, wenn die Kuh ihr Kind zurechtweisen wollte; wenn es ihr im Weg steht, langt sie aus und verpasst dem Kleinen einen recht ordentlichen Schlag, der, wie ich hinzufügen darf, immer die gewünschte Wirkung erzielt. Es scheint mir, dass junge Elefanten sehr gut erzogen werden.

Elefanten gehen bereitwillig ins Wasser, sowohl in tiefes als auch in recht breites. Doch ich habe Zweifel an der Fähigkeit der jungen Kälber zu schwimmen. Ihre Mütter ermutigen gewiss keine vorzeitigen Unternehmungen im Schwimmen, denn wenn ein Strom

durchwatet werden soll, trägt die Kuh ihr Kalb gegen ihre Brust gepresst, während die Hinterbeine nachschleifen. Wie wohlbekannt ist, sind sie erstaunlich flink: Es muss ein sehr steiles oder schwieriges Ufer sein, das sie nicht erklimmen oder an dem sie weder hinunterklettern noch hinabrutschen können. Um Letzteres zu tun, ziehen sie ihre Hinterbeine angewinkelt unter sich und „lassen los“, und so steigen sie Stellen hinab, an denen das Kunststück unmöglich erscheinen würde. Ich denke im Großen und Ganzen, dass sie sogar besser darin sind, schwierige Stellen hinaufzukommen als hinunter, und dies mag helfen zu erklären, warum sie auf bestimmten saisonalen Reisen unterschiedliche Routen zu und von ihren Revieren wählen.

Sie scheinen erstaunlich frei von Krankheiten zu sein. Die 'Dorobo-Jäger behaupten, dass vor einigen Jahren ein Krankheitsausbruch auftrat, der viele tötete. Dies ist der einzige Fall von Krankheit, von dem ich gehört habe. Dass sie das Offene meiden, ist ein Faktor zugunsten der Erhaltung. Solange sie sich für den größten Teil des Jahres in den dichteren Busch und die Wälder zurückziehen, sind sie ziemlich sicher; zu häufiges Erscheinen auf offenem Gelände könnte trotz Schutzmaßnahmen zu ihrer Vernichtung verleiten. Ich glaube fest daran, dass es heute mehr Kühe und Jungtiere gibt als vor zwanzig Jahren.

Die große Wolke am Horizont des Wildschützers ist diese: Alle wilden Tiere lernen mit der Zeit, wenn sie vor Verfolgung geschützt sind, dass sie ungestraft tun können, was sie zuvor nicht konnten, und nutzen diese Freiheit aus. Wir hatten einen hinreichend eindrucksvollen Beweis dafür im Fall der Uganda-Büffel, deren Verhalten derart wurde, dass sie für eine Reihe von Jahren von der Liste der geschützten Arten gestrichen und mit dem Gewehr gelehrt wurden, den Menschen und sein Eigentum zu respektieren. Ich fürchte, dasselbe könnte beim Elefanten notwendig werden, und zwar eher, weil er wesentlich mehr Intelligenz besitzt als der Büffel. Sie nehmen jetzt an Zahl zu – jedenfalls in den verwalteten Distrikten, wo sie eine größere Immunität genießen, als sie es je taten, seit Mensch und Elefant sich zum ersten Mal begegneten. Doch mit fortgesetzter Immunität wird Kühnheit einhergehen, und wenn die Tiere beginnen, sich an der Ernte zu vergreifen, werden strenge Maßnahmen erforderlich sein, um ihnen Manieren beizubringen. Dies ist bereits im Knysna Forest und in Südafrika geschehen, und in der Kolonie Kenia sind dieselben Schritte in einem Distrikt notwendig geworden. In dem dichten Busch bei Umtondea an der Küste nördlich von Mombasa und dem umliegenden Land gibt es eine beträchtliche Anzahl von Elefanten – Tiere mit kleinen Stoßzähnen und hartem Elfenbein. Diese haben keinen Respekt vor dem Menschen. Während bestimmter Jahreszeiten dringen sie in die Felder der Eingeborenen ein, richten großen Schaden an und gehen sogar in die Dörfer, um die Kokosnusspalmen zu plündern, ungeachtet der zum Schutz abgestellten Männer.

Die Dinge erreichten vor einigen Jahren einen solchen Punkt, dass die Elefanten von der Regierung für vogelfrei erklärt wurden und den Eingeborenen Gewehre gegeben wurden, um den Trupp zu vernichten – wenn sie könnten. Sie konnten nicht; die Dichte des Busches erwies sich selbst für diese Jäger als zu groß. In sechs Monaten oder mehr gelang es ihnen, nur drei ihrer Feinde zu töten, obwohl sie sie jede Nacht hörten. Als ich dort vorbeikam, hörte ich die Tiere im Umkreis von 500 Yards vom Dorf, und am Morgen, als wir abmarschierten, fand ich auf der Straße, ganz in der Nähe der Häuser, Losung, die noch warm war.

In dem Land noch weiter nördlich, zwischen den Flüssen Tana und Sabaki, herrschen fast dieselben Zustände. Hier lebt ein Trupp Elefanten, die im Ruf stehen, ungewöhnlich wild zu sein, und die zu verschiedenen Zeiten eine ganze Reihe von Eingeborenen getötet haben sollen. Ihr Lebensraum ist ein schmaler Gürtel aus Dickicht, der von der Mündung des alten Tana-Flusses fast bis zum Sabaki reicht. Dieser Rückzugsort unterscheidet sich von gewöhnlichem Busch dadurch, dass er aus einer dichten Masse eher weicher

Vegetation besteht, durch die die Elefanten wandern, ohne eine nennenswerte Fährte zu hinterlassen, da das Zeug hinter ihnen wieder zusammenschlägt und so einen Zufluchtsort bildet, wie ihn sich die zurückgezogensten Tiere nur wünschen könnten. Leider bietet er wenig Nahrung, und nachts kommen die Tiere heraus, um ihren Tribut von den Ernten zu fordern. In dieser Herde sollen sich Tiere mit recht gutem Elfenbein befinden, doch zu diesem Punkt konnte ich keine verlässlichen Informationen erhalten. In solchen Fällen gibt es eine natürliche Tendenz seitens der leidenden Eingeborenen, die Größe des Elfenbeins zu übertreiben in der Hoffnung, den weißen Mann zum Tötungsversuch zu verleiten. Ich konnte nicht erfahren, dass in diesem Distrikt welche von europäischen Jägern erlegt worden wären, und auch durch Eingeborene waren nicht sehr viele gefallen.

Der Elefant lernt schnell, wo er sicher ist. Die Kuhherde auf dem Uasingishu ist erstaunlich zahm; sie scheinen die Tatsache zu begreifen, dass sie geschützt sind. Sie wären noch zahmer, würde nicht von Zeit zu Zeit jemand der Versuchung erliegen und einen schießen, und dies ist kein wirklicher Grund zum Bedauern. „Zahmheit“ bedeutet in solchen Fällen nichts mehr und nichts weniger als verlorene Furcht vor dem Menschen, und wenn wilde Elefanten ihre Furcht vor dem Menschen verlieren, ist es der Mensch, der am wahrscheinlichsten zu leiden hat.

Es besteht immer die Gefahr, dass solche Tiere gefährlich werden. Wo sie es geschafft haben, sich in der Nähe von Eingeborenen und Feldbau zu behaupten, sind sie weit mehr zu fürchten als die wilderen Elefanten, die den Menschen nur als Jäger und als ein Wesen kennen, das es zu meiden gilt. Jedes verwundete Tier kann den Menschen angreifen; jene, die die Furcht vor dem Menschen verloren haben, werden dies tun, ohne darauf zu warten, verwundet zu werden. Die gefährlichsten Elefanten, die ich je kannte, waren eine Herde von Kühen, die vor einigen Jahren bei Mohoroni lebten. Ihr Revier lag dicht an der Eisenbahn. Sie waren unaufhörlich sowohl von weißen als auch von schwarzen Männern gejagt worden, und man sagte allgemein, dass es in dem ganzen Trupp kein Tier gäbe, das nicht zu der einen oder anderen Zeit verwundet worden wäre. Die Zähigkeit, mit der sie trotz Verfolgung an ihrem alten Revier festhielten, ist bemerkenswert; im Regelfall reicht sehr wenig Störung aus, um Elefanten aus einem Distrikt zu vertreiben. Sie lernen so gut, was der Knall eines Gewehrs bedeutet, dass ein oder zwei Schüsse irgendwo in der Nähe eines Trupps sie zum Abzug bewegen. Der Fall dieser Mohoroni-Elefanten ist in dieser Hinsicht jedoch nicht einzigartig. Ich habe Tiere anderswo erlebt, die gegenüber Menschen und Feuerwaffen die größte Gleichgültigkeit an den Tag legten.

Es gab eine andere Herde von etwa dreißig Tieren, alles Kühe, im Kisii-Land zwischen Kedem und Karungu, die bei den Eingeborenen im Ruf eines sehr „böartigen“ Haufens stand – mit Grund, denn diese Elefanten hatten mehrere Menschen getötet, wobei sie ohne die geringste Provokation bei Sichtung angriffen und großen Schaden in den Shambas anrichteten.

Erntezerstörende Elefanten werden listig, und ihre Verfolgung ist eine zermürbende Arbeit. Ich erinnere mich noch an eine Expedition, die ich 1904 unternahm, als ein alter Kavirondo-Häuptling in Kisumu bei Victoria zu mir kam, um sich über die Verwüstungen durch Elefanten zu beklagen. Nach drei Tagen harter Arbeit, einen guten Teil der Zeit mit „stern-chasing“ (Hinterherjagen), besiegte mich der Bulle, dessen Raubzüge ihn zum Tode bestimmt hatten. Ich hoffe nur, dass das Biest meiner Aufmerksamkeiten ebenso überdrüssig war wie ich seiner Schlüpfrikkeit, bevor ich ihm den Rücken kehrte.

Die Machbarkeit der Domestizierung des afrikanischen Elefanten wird oft diskutiert. Zu einer Zeit hatte ich ein reges Interesse an diesem Thema und untersuchte sorgfältig seine Möglichkeiten. Nach Korrespondenz mit Offizieren des Keddah-Departments in Indien

und verschiedenen anderen Personen, die Erfahrung mit Elefanten im Osten hatten, kam ich zu dem Schluss, dass, obwohl es keine großen Schwierigkeiten beim Fang und Training gäbe, der enorme Aufwand, ein Keddah-Personal von Männern und Elefanten aus Indien zu holen, nicht durch die Ergebnisse gerechtfertigt wäre.

Die ganze Angelegenheit drehte sich um die einfache Frage: Was sollten wir in Afrika mit unseren Elefanten anfangen, wenn wir sie gefangen und gezähmt hatten? Es gab nur einen Bereich von Nutzen, und der schien nicht breit genug zu sein, um das Experiment lohnenswert zu machen: Ich meine Holzarbeiten in den Wäldern; für die schwere Arbeit des Ziehens und Schleppens wären sie unschätzbar – wie Männer des Forest Departments in Indien wissen; sie könnten ihre Arbeit in manchen Wäldern zumindest ohne Elefanten nicht fortführen. Doch die Holzindustrie in dieser Kolonie wird nicht in einem Umfang betrieben, der das Fangen und Halten von Elefanten für diesen Zweck allein rechtfertigen würde. Wir brauchen sie nicht für Transportzwecke; sie könnten nur in Distrikten eingesetzt werden, in denen Futter im Überfluss vorhanden und täglich erhältlich ist. Man könnte nicht genug Grünfutter auf einen Elefanten packen, um seinen Bedarf für vierundzwanzig Stunden zu decken – nicht wegen seines Gewichts, sondern wegen seines enormen Volumens. In Uganda, wo wilde Kochbananen und ähnliche Vegetation im Überfluss vorhanden sind, könnte dies machbar sein, aber sonst nirgendwo. Außerdem darf der Elefant in Gefangenschaft nicht praktisch seine ganze Zeit mit Fressen verbringen, wie er es im wilden Zustand tut – er kommt mit erstaunlich wenig Schlaf aus. Er muss Nahrung in konzentrierterer Form erhalten, und er muss diese innerhalb einer angemessenen Zeit fressen, um zumindest einen Teil des Tages für die Arbeit übrig zu haben, wenn man überhaupt einen Nutzen von ihm haben will. Alles in allem kam ich nach Abwägung der verschiedenen Gesichtspunkte, die sich boten, zu dem Schluss, dass die Domestizierung von Elefanten nichts für uns in Afrika war.

Mr. Martin Johnsons Fotografie einer Elefantenkuh kurz vor der Geburt eines Kalbes ging vor Kurzem ein; daher fehlt im Text die Erwähnung dieser außergewöhnlichen Leistung. Die Umstände, unter denen das Bild aufgenommen wurde, haben eine kleine „Nachbearbeitung“ des Abzugs erforderlich gemacht. – DER HERAUSGEBER.

KAPITEL XIII

ELEFANT (Fortsetzung)

Jüngste Sichtungen nahe Nairobi – Bulle durch Graf de Bylandt erlegt – Verlassen besiedelter Gebiete – In den Wäldern von Laikipia – Reichweite saisonaler Wanderungen – Verhalten bei Begegnung mit Stacheldraht – Am Tsavo-Fluss – Saisonale Migration und Berichte der Eingeborenen – Eingeborenenjäger am Juba-Fluss – Methode im Umgang mit Stoßzähnen und Nashornhörnern – Aufenthaltsorte von Elefanten: südlich von Kismayu; nördlich von Birkau; Lamu-Distrikte; Aberdare-Berge – Verlassen der Wälder während der Regenzeit – Die Elgon-Herden – Die Kenia-Herden – Jagd im Tsavo-Distrikt – Vorsichtsmaßnahmen beim Fährten eines Bullen – Massenpanik im dichten Busch – Kuh leicht zu töten – Eine Nervenprobe – Ein nächtlicher Besucher – Schwierigkeit der Bestandsschätzung – Zerstörung durch Fallgruben der Wandorobo – Große Stoßzahenträger werden wiederzusehen sein – Elfenbein – Ein prächtiges Paar Stoßzähne – Jagd auf Elfenbeinschmuggler.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass Elefanten bis dicht an Nairobi herankamen. Dass das Stadtgebiet in früheren Tagen ein regelmäßiger Aufenthaltsort war, beweisen die noch vorhandenen „Scheuerbäume“; einer davon, der inzwischen gefällt wurde, stand auf dem Weg zu meinem Haus in Parklands. Gelegentliche Besuche gab es noch innerhalb dieses Jahrhunderts. In einer Nacht des Jahres 1901 wanderte ein Elefant mitten durch die Stadt, das Tal unterhalb des alten Clubs hinunter, kreuzte die Stelle, an der heute das Norfolk Hotel steht, begab sich in den Sumpf, der heute von Marktgärtnern bewirtschaftet wird, und zog dann weiter in den Wald auf der anderen Seite. Die Spuren zeigten seine Route.

Im Jahr 1902 erlegte Mr. B. Eastwood den letzten, der im Umkreis von sechs Meilen um die Stadt geschossen wurde. Es war auf der Seite von Ingong, einem regulären Aufenthaltsort von Elefanten zu bestimmten Jahreszeiten; sie besuchten den Ort auch nach 1902 weiterhin regelmäßig und kamen jedes Jahr zu den Ingong-Hügeln. Es war im Jahr 1906, wenn ich mich recht erinnere, als ich ihre Spuren innerhalb einer Meile vom eigentlichen Stadtgebiet sah; die Elefanten wanderten den Nairobi-Bach hinunter bis zum Garten von Mr. Roberts' Haus.

1903 wurde eine Herde von zehn oder elf Tieren im Nine-Mile-Sumpf gefunden, und einer, ein prächtiger Bulle mit Stoßzähnen von 82 lb. und 84 lb., wurde von Graf de Bylandt geschossen, einem der besten Sportsmänner, denen ich je begegnet bin. Ich war zufällig im europäischen Laden, dem einzigen in Nairobi zu jener Zeit, als dem Besitzer eine Nachricht überbracht wurde. Er fragte mich, was ich wohl glaube, was sie bedeute: Der Graf bat um ein Paar Äxte, die geeignet seien, Elfenbein herauszuschlagen. Er war erst zwei Tage weg, und es schien unglaublich, dass er bereits Elefanten gefunden haben konnte. Niemand war überraschter als ich, als ich bei meiner Rückkehr aus dem Laden seinen Brief vorfand, in dem er mitteilte, dass er bei der Ankunft am Sumpf die Herde entdeckt und den Bullen getötet habe. Er war sehr verärgert über die Art und Weise, wie er es hatte tun müssen: Verwundet suchte das Tier weit draußen im Sumpf Zuflucht, und der Graf war gezwungen gewesen, zahlreiche Schüsse aus seinem .256 Mannlicher abzugeben, bevor es umstürzte.

Das geschah im Sommer bevor Graf de Bylandt seinen Unfall auf dem Cresta Run hatte. Er war mehr als einmal Zweiter im Grand National des Rodelns gewesen und erzählte mir, sein größter Ehrgeiz sei es, diesen zu gewinnen.

Elefanten verschwinden aus den besiedelten Gebieten, aber sie begreifen nicht, dass ihre alten Reviere für sie gesperrt sind. Wir sehen dafür häufig Beweise an anderen Orten als in und um Nairobi. Mehr als einmal sind sie in den letzten Jahren dicht an die Stadt Nakuru herangekommen, wobei sie über die Hänge des Mount Menengai wanderten und erst abbogen, um den Wald aufzusuchen, als sie die Häuser bereits in Sichtweite hatten. Der gesamte Distrikt ist heute in Farmen aufgeteilt, sodass die Zeit des Elefanten auf offenem Gelände vorbei ist; aber sie kommen immer noch bis auf wenige Meilen heran, stets innerhalb des Waldes auf der Laikipia-Seite. Diese Wälder waren einst der Aufenthaltsort einiger prächtiger Bullen; mehrere Stoßzähne von über 100 lb. wurden dort gewonnen. Heute scheint die ansässige Population fast ausschließlich aus Kühen zu bestehen, aber da diese unter Schutz extrem gut gedeihen und an Zahl zunehmen, ist ihre Zukunft gesichert.

Ein Thema, bei dem ich oft gezwungen war, meine Meinung zu ändern, und über das ich mir auch jetzt alles andere als sicher bin, ist die Reichweite der Wanderungen des Elefanten. Früher dachte ich, sie wanderten über ein riesiges Gebiet, aber genau die Tiere, anhand deren Bewegungen ich diese Idee entwickelte, zwangen mich dazu, sie zu revidieren, denn sie erwiesen sich als Bewohner eines vergleichsweise begrenzten Reviers. Ich bin geneigt zu glauben, dass ihre Reisen von lokalen Einflüssen diktiert werden. Es gibt Distrikte, in denen sie sich meines Wissens fünfzig oder hundert Meilen von ihren Trockenzeit-Revieren entfernen. Elefanten überqueren jedes Jahr den Weg vom Nyeri-Sumpf zum Olgerei-Fluss, ein Marsch von sechzig oder siebzig Meilen über ein wasserloses Gebiet. Während der Regenzeit, wenn es überall Wasser gibt, lässt sich unmöglich sagen, wie weit sie wandern; fünfzig Meilen sind für einen wandernden Elefanten ein bloßer Tagesmarsch, und sie bleiben über Tage hinweg in Bewegung. Und doch bin ich, je mehr ich von Elefanten sehe, umso mehr geneigt zu glauben, dass sie bei gewöhnlich günstigen Bedingungen und Ruhe vor dem Menschen vergleichsweise ortstreu sind.

Die Somal südlich von Kismayu erzählten mir, dass die Elefanten dort den Distrikt in der Regel nicht verließen, sondern während der Regenzeit ins Landesinnere zögen, um am Ende der nassen Jahreszeit in das Buschland zurückzukehren. Den ganzen Weg hinunter zur Küste hörte ich denselben Bericht: dass die Elefanten des Küstengürtels nicht weit wanderten, wobei sie während der Regenzeit die offeneren Gebiete und in der Trockenzeit die dichten, feuchten Stellen bevorzugten. Dies deckt sich mit meinen eigenen Beobachtungen an anderen Orten. Der einzige Teil der Küste, auf den dies anscheinend nicht zutrifft, ist der Distrikt südlich von Melindi; hier scheinen die Elefanten während der Regenzeit zahlreicher zu sein als in der Trockenzeit.

Vor nicht allzu vielen Jahren überquerten Elefanten regelmäßig das Gebiet vom Laikipia-Abhang zum Mau, quer über das Land, auf dem Lord Delamere heute sein Anwesen hat. Es ist kurios, das Verhalten von Elefanten mit dem anderer Tiere zu vergleichen, wenn sie mit einem Zaun konfrontiert werden. Als sie das erste Mal kamen, nachdem dieser errichtet worden war, hatte Mr. Clutterbuck das Glück, sie zu sehen. Sie kamen heran, bis sie vom Stacheldraht aufgehalten wurden; dort hielten sie inne, untersuchten ihn genau und wanderten dann, ohne jeden Versuch, seine Stärke zu testen, ruhig am Hindernis entlang, bis sie an dessen Ende gelangten, woraufhin sie, immer noch bedächtig, auf den Wald zusteuerten. Dies war, soweit bekannt, der letzte Trupp von nennenswerter Größe, der dieses Gelände überquerte, aber kleinere Herden durchqueren es gelegentlich immer

noch. Ein interessanter Punkt in diesem Zusammenhang ist, dass, obwohl viele Elefanten von Laikipia zum Mau wechselten, nur sehr wenige jemals dieselbe Linie in umgekehrter Richtung passierten, was zeigt, dass für die Rückreise ein anderer Weg benutzt wurde.

Es gibt eine gute Anzahl von Elefanten im Buschland nahe dem Tsavo-Fluss, darunter auch einige Bullen. Dennoch sieht man aus diesem Distrikt selten kapitale Stoßzähne. Dies lässt sich dadurch erklären, dass die alten Männchen nur selten zum Wasser kommen und dem Jäger eine Chance geben. Diese Tsavo-Elefanten kommen zum Großteil vom Kilimandscharo und sind nur während der Regenzeit in großer Zahl anzutreffen; während der Trockenzeit hausen sie in den Wäldern an den Flanken des Berges. Am Ende der Regenzeit gibt es in diesem Distrikt zudem eine Bewegung der Herden die Kiulu-Hügel hinauf bis hinter Mtoto Andei und dann an Ikua vorbei Richtung Kitui. Diese Migration war mir stets ein Rätsel; das Motiv ist schwer zu ergründen.

Man muss die Tatsache dieser saisonalen Wanderungen unbedingt im Hinterkopf behalten, wenn man Informationen von Eingeborenen sammelt, besonders in einem Land, mit dem man nicht persönlich vertraut ist. Fehlt das Wissen über die Gewohnheiten der Elefanten, können die Antworten auf Fragen direkt widersprüchlich erscheinen. Einmal, während einer Safari durch Jubaland, erkundigte ich mich nach Elefanten, mit besonderem Bezug auf die sichtbaren waldbedeckten Hügel. Man sagte mir, auf jenen Hügeln gäbe es Elefanten so zahlreich wie Grashalme; die Hügel seien das bevorzugte Jagdrevier der Männer vor Ort; andere bestätigten die Aussage. Wenig später erzählte mir ein anderer Mann aus einem nicht weit entfernten Distrikt von einem anderen Ort, offenem Gelände, wo die Elefanten so zahlreich wie Grashalme seien und woher alles Elfenbein stamme, das in jener Region gewonnen wurde. Ich hatte also die Wahl zwischen zwei Orten, die mit denselben Worten beschrieben wurden. Weitere Nachforschungen ergaben Antworten, die bewiesen, dass die saisonale Migration die Sache erklärte.

Entlang des Juba-Flusses gibt es während der Trockenzeit eine beachtliche Anzahl von Elefanten. Sie fressen einige Meilen im Landesinnere und besuchen das Wasser nur alle paar Tage. Sie werden von Menschen aus italienischem Gebiet gejagt, die sich auf ihre mächtigen Bögen und vergifteten Pfeile verlassen und weder belastete Speere noch Fallgruben benutzen. Das Gift soll stark genug sein, um den verwundeten Elefanten in erstaunlich kurzer Zeit zu töten, doch ich konnte keine präzisen Informationen zu diesem Punkt erhalten. Diese Eingeborenen treiben ihre Wilderei bis hinunter zum Eusso Nyiro; einige von ihnen hatten sich bei ihrer Festnahme auf dieser speziellen Expedition auf Nashörner spezialisiert und viele getötet. Ihre Methode im Umgang mit den Hörnern ist eigenwillig. Das Paar wird zusammen abgeschnitten, wobei ein kleiner Hautfetzen hinter dem hinteren Horn stehen bleibt, durch den ein Loch gebohrt wird, das als Griff dient; daran werden die Hörner in einem Baum aufgehängt, um das Ende der Jagdsaison abzuwarten, wenn die Leute herumkommen und sie einsammeln. Elfenbein wird vergraben, um die Last des Tragens während der Jagd zu sparen, aber bei Nashornhörnern ginge das nicht, denn wenn die Termiten sie nicht angriffen, würden sie bald verrotten.

Etwa sechzig Meilen südlich von Kismayu liegt ein Buschgürtel, der sich mit wenigen Unterbrechungen bis zu den Mangrovensümpfen nahe Lamu erstreckt. Ich nenne es „Busch“, aber der Charakter variiert von langem Gras mit kleinen Bäumen bis hin zu echtem Wald – wie bei Anoli. Die Tsetsefliege ist dort weitverbreitet, und die einzigen Bewohner sind die Waboni, die ihren Lebensunterhalt als Elefantenjäger verdienen, indem sie das Elfenbein entweder nach Kismayu bringen oder über die Grenze in

italienisches Gebiet schmuggeln. In dem beschriebenen Gebiet gibt es eine ordentliche Anzahl von Elefanten; einige recht gute Stoßzähne wurden dort gewonnen. Ich fand mehrere Tümpel in dem Gürtel, einige von beträchtlicher Größe und wahrscheinlich dauerhaft; Elefanten hatten an dem Tag, an dem wir passierten, dort getrunken, wie die Fährten zeigten, aber die Spuren verrieten keine großen Tiere, und ich verschwendete keine Zeit mit dem Nachfährten. Wie anderswo auch verlassen die Elefanten diesen Gürtel während der Regenzeit in Richtung offenes Land.

Nördlich von Birkau gibt es Elefanten, aber ich denke, nicht in großer Zahl. Sie besetzen einen Streifen Buschland und bewegen sich viel umher; daher entsteht, wenn sie von verschiedenen Leuten zu verschiedenen Zeiten an viele Meilen voneinander entfernten Orten gesehen werden, eine übertriebene Schätzung ihrer Anzahl.

Südlich davon, in Richtung der Lamu-Distrikte, scheinen sie zahlreicher zu sein, aber hier war ich auf Informationen der Eingeborenen angewiesen und kann kein Vertrauen in deren Genauigkeit haben. Tatsache bleibt jedoch, dass jedes Jahr Elfenbein von Leuten aus Lamu gewonnen wird.

Ein großer Trupp von Zuchtkühen hält sich im Wald der Aberdare-Berge und am Laikipia-Abhang auf. Diese Elefanten haben von den Eingeborenen wenig zu befürchten, da die Masai, die den Distrikt früher bewohnten, nach Süden umgesiedelt wurden und Siedler ihren Platz eingenommen haben; und von Europäern haben sie nichts zu befürchten; da es fast ausschließlich Kühe sind, lassen Sportsmänner und Elfenbeinjäger sie in Ruhe. Ihre Zahl nimmt zweifellos zu.

Die Behauptung, dass Elefanten die triefenden Wälder während der Regenzeit verlassen, muss eingeschränkt werden. In Distrikten, in denen sie viel gestört werden, passen sie diese Praxis an. Besonders ist mir dies auf dem Mau aufgefallen, wo sie den Wald gegen vier Uhr nachmittags verlassen – die Stunde, in der gewöhnlich der Regen einsetzt –, um im mehr oder weniger offenen Gelände und niedrigen Gestrüpp zu fressen; hier verbringen sie die Nacht und kehren gegen zehn Uhr morgens in den Wald zurück. Die Elgon-Elefanten bieten ein Beispiel für diese Gewohnheit in ihrer Gänze. Sie verlassen die Wälder völlig, wenn die Regenzeit beginnt, und beziehen Quartier in den Sümpfen; dort bleiben sie und wechseln ihre Futterplätze, wie es ihnen beliebt. An trüben Tagen bleiben sie den ganzen Tag draußen zum Fressen; an heißen, hellen Tagen verlassen sie die Sümpfe, um den Schatten eines geeigneten Baumes aufzusuchen.

Ich glaube, die Kenia-Herden beschränken sich fast ausschließlich auf den Berg selbst; früher wanderten sie bis zum Kinangop, aber ich bezweifle, dass sie weiter gingen. Wahrscheinlich stammte die alte Ingong-Herde ursprünglich vom Mount Kenya. Große Bullen werden von Zeit zu Zeit in der Aberdare-Kette gesehen; ich denke, das sind Nachzügler vom Mount Kenya.

Die Elefantenjagd im Tsavo-Distrikt ist wirklich harte Arbeit, und der Mann, der einen guten Bullen erlegt, hat ihn sich redlich verdient. Der beste Plan ist, entlang des Flusses zu arbeiten und die Fährten der Tiere zu studieren, die nachts zum Trinken kommen, bis die frischen Spuren eines vielversprechenden Bullen gefunden werden. Sobald das geschehen ist, nimmt der Sportsmann, versorgt mit etwas Proviant, reichlich Wasser und ein paar Decken, die Fährte auf und folgt ihr zu den Futterplätzen. Dort angekommen sollten die Wasserträger zurückgeschickt werden, um die Anzahl der zu versorgenden Personen zu reduzieren; die so entbehrlichen Männer könnten schlechter beschäftigt sein, als weiteres Wasser vom Fluss heranzuschaffen. Das Tier legt selten eine Rast von nennenswerter Dauer ein, bis es den Ort erreicht, an dem es frisst.

Wenn man am Futterplatz des Bullen ankommt, der zwanzig oder sogar dreißig Meilen vom Fluss entfernt sein kann, ist die Arbeit keineswegs beendet. Er grast wahrscheinlich über ein recht weites Areal, und zwar in einem Gelände mit Buschwerk, in dem es unmöglich ist, mehr als 20 Yards weit in irgendeine Richtung zu sehen. Daher kann man nur durch mühsames und sorgfältiges Fährtenlesen hoffen, seine Beute in Sicht zu bekommen.

Wer einen Bullen auf diese Weise fährten will, sollte eines immer im Hinterkopf behalten: Elefanten, die man in der Nähe des Wassers hört, sind fast mit Sicherheit Kühe und Kälber. Diese sollten gemieden werden; sie nützen nichts, und wenn man zur Selbstverteidigung schießen muss, hat man ein Tier erlegt, das die Lizenz umsonst verbraucht.

Bei der Jagd im Norden wurde ich oft durch die Kühe aufgehalten, die in der Nähe des Wassers leben; wir stießen jeden Tag auf sie und verschwendeten immer Zeit damit, unter ihnen nach dem Bullen zu suchen, den wir fährten. Es ist eine solch enttäuschende Erfahrung, die einen lehrt. Mit der Zeit lernte ich, dass die Gewohnheiten der Kühe nicht die Gewohnheiten des Bullen sind, und wenn Elefanten in Wassernähe zu hören waren, machten wir unter dem Wind einen weiten Bogen um sie, um die Fährte dahinter wieder aufzunehmen. Wenn sie nicht beunruhigt sind, ziehen die Elefanten mit etwa fünf Meilen pro Stunde; bei Verdacht, aber ohne wirkliche Beunruhigung, beschleunigt sich das Tempo auf etwa sechs Meilen pro Stunde; wenn sie erschreckt werden, legen sie den Weg mit großer Geschwindigkeit in einer Art Schlurfschritt zurück, können diese Gangart aber nicht lange beibehalten.

Nichts ist außergewöhnlicher als die Stille, mit der sich eine Herde bei Gefahrverdacht entfernt; kein Zweig bricht, weder oben noch unter den Füßen; das lauschende Ohr vernimmt nicht mehr als das sanfte, heimliche Streifen von Laub, das immer schwächer wird. Es ist, als ob der gütige Wald selbst dazu beitrüge, die Sicherheit seiner größten Kinder zu gewährleisten.

Ganz anders verhält es sich, wenn die Herde plötzlich aufgeschreckt und in Angst oder gar Terror versetzt wird. In übermäßiger Angst verlieren die Elefanten jede Furcht und damit jedes Gefühl für die Richtung, jedes klare Ziel. Es ist furchterregend zu hören, wie der Bambus vor einem einzelnen flüchtenden Elefanten zerberstet und kracht; ich kenne nichts, was einen Menschen so sehr sein Gefühl der Hilflosigkeit spüren lässt wie die Massenpanik einer ganzen Herde. Eine Panik von jeglichem großen Wild in offener Landschaft beeindruckt durch das Gefühl unwiderstehlicher Macht; eine Massenpanik von Elefanten in dichtem Bewuchs steht für sich allein. Sie stürmen hierhin und dorthin, vor und zurück, durch und über alles in ihrem Weg, blind und rücksichtslos, während man selbst kauert und versucht, das Zwielflicht des umgebenden Unterholzes nach den herannahenden Gestalten zu durchdringen, die den entsetzlichen Aufruhr verursachen. Da der Gehörsinn durch den Lärm, der wie Gewehrfeuer klingt, verwirrt und betäubt ist, besteht die einzige Chance darin, das Umstürzen des Bambus rechtzeitig zu sehen, um das Gewehr an die Schulter zu bringen für einen Schuss auf die dunkle Masse, die in einer Entfernung von fünf Schritten auftauchen könnte. Ein einzelner angreifender Elefant kann gestoppt werden, wenn man eine gute Chance für einen Kopfschuss bekommt, aber man könnte genauso gut zwischen den Gleisen stehen und auf einen Schnellzug schießen, wie versuchen, eine Gruppe von Elefanten mit einem Gewehr zu stoppen.

Durch irgendein Verhängnis ist es fast sicher eine Kuh, wenn unter solchen Umständen tatsächlich ein einzelnes Tier auftaucht und man die Tortur erfolgreich überstanden hat,

was bedeutet, dass das Elfenbein an die Regierung geht und man selbst im Austausch für das Geld der Lizenz die Ehre und den Ruhm hat, auf die man wahrscheinlich gerne verzichtet hätte. Deshalb: Wenn ein einzelner Elefant angreift, schießen Sie nicht, außer Sie müssen – die Wahrscheinlichkeit spricht ganz dafür, dass es das unerwünschte, nicht gesuchte Weibchen ist. Ich benutze das Wort „Angriff“ mangels eines besseren; es gibt keine bewusste Absicht seitens des Tieres.

Die Leichtigkeit, mit der die Elefantenkuh getötet wird, ist sonderbar; der Schuss, der bei einem Bullen keinerlei Wirkung hätte, tötet in neun von zehn Fällen eine Kuh – besonders dann, wenn man zur Selbstverteidigung schießt und sie gar nicht töten will! Sie trägt selten Elfenbein von nennenswertem Gewicht; in all meiner Erfahrung habe ich nur zwei Paare von Kuh-Stoßzähnen gekannt, die das vorgeschriebene Gewicht überschritten – sie wogen 32 lb. und 35 lb. pro Paar. Ich habe leider die Maße verloren, aber jene Zähne waren sehr lang. Die Besitzer wurden bei Marsabit geschossen.

Obwohl der Elefant in den meisten Distrikten zugenommen hat, steht die Anzahl der Bullen in keinem Verhältnis zur Gesamtpopulation; tatsächlich wird es immer schwieriger, ein Männchen mit Stoßzähnen einer Größe zu finden, die einen angemessenen Gegenwert für die Kosten der Lizenz bietet. Großes Elfenbein wird selten gesehen, selbst in den Reservaten. Daher reizen die meisten ausgewachsenen Männchen die europäischen Sportsmänner nicht. Ein paar werden von Lizenzinhabern geschossen, und der Mann, der einen Elefanten in dichtem Bewuchs im verständlichen Glauben an einen Angriff erschießt, sollte nicht zu hart beurteilt werden. Offen gestanden hat er mein volles Mitgefühl; ich kenne nichts Nervenaufreibenderes, als in dichtem Bewuchs um eine Herde herumzumanövrieren, gezwungen durch die Notwendigkeit, bis auf vielleicht zehn Schritte an die Tiere heranzukommen, um sicherzugehen, dass ein Elefant mit Elfenbein von vorgeschriebener Größe dabei ist. Wäre die Angelegenheit eine Sache von Minuten, wäre es etwas anderes; aber stundenlang durch dichten Busch zu kriechen, sich zu winden und zu schleichen, die Aufmerksamkeit geteilt zwischen den Dornen und toten Stöcken, die einen verraten würden, auf der einen Seite, und der unsichtbaren, aber sich bewegenden Herde auf der anderen Seite, wobei man hie und da fast mit einer alten Kuh zusammenstößt, deren Anwesenheit man aus 2 Yards Entfernung nicht bemerken konnte, das zerrt an den Nerven bis zum Zerreißpunkt. Und wenn in dem Moment, in dem man das Gefühl hat, man könne es nicht mehr ertragen und müsse ins Freie, um die Spannung zu lösen, fast direkt über dem Kopf ein Schrei ertönt, der einem die Haare zu Berge stehen lässt – weil eine Kuh Witterung aufgenommen hat: Wenn die Geräusche des Fressens dem Sturm des Krachens weichen, das einen betäubt, während unsichtbare Monster sich in alle Richtungen um einen herum ihren Weg bahnen, dann ist nicht die Zeit für die besonnene Beobachtung von Stoßzähnen oder irgendetwas anderem. Und wenn ein halb gesehenes Etwas im Gewirr des berstenden Unterholzes innerhalb weniger Fuß auftaucht, man selbst scheinbar das Ziel, wird jeder gute Rat, den Freunde gegeben haben, vom Selbsterhaltungstrieb überflutet. Man schießt dann mit einem verzweiferten Gefühl der Dankbarkeit, dass die Sache ein Ende hat, und wenn man seinen Elefanten zur Strecke bringt, der, wie gesagt, sicher zu kleine Stoßzähne hat, werde ich zumindest Ihnen keinen Vorwurf machen. Ich glaube nicht, dass meine Nerven empfindlicher sind als die der meisten Männer, aber ganz ehrlich, dies ist eine Form des Schießens, für die ich nicht den geringsten Geschmack habe. Ich bevorzuge einen angreifenden Löwen gegenüber den unsichtbaren Schrecken panischer Elefanten.

Man muss Elefanten auch gar nicht erst im dichten Busch stören, um seine Nerven zu testen. Ich erinnere mich gut an einen Tag, an dem ich zwei Stunden im dichten Zeug verbrachte, in der Hoffnung auf den Bullen, den ich dort vermutete, und in ständiger Gefahr, von einer unruhigen kleinen Kuh entdeckt zu werden, die dort herumstreunte;

ich gab es auf und kroch ins Freie, zitternd wie Espenlaub. Es hätte schon ein wunderbar prächtiges Paar Stoßzähne gebraucht, um mich in den folgenden Tagen wieder in diesen Busch zu locken.

In halbwegs offenem Busch oder auf offenem Gelände liegt der Fall völlig anders; man kann sein Wild sehen; andererseits ist die Sehkraft des Elefanten schlecht, und wenn der Wind stetig steht, ist man ziemlich sicher. Aber es hat wenig Sinn, bei diesem Aspekt der Elefantenjagd zu verweilen, da die Tiere im Offenen selten gesehen werden.

Einen der schlimmsten Schrecken jagten mir Elefanten ein. Wir kampierten im Busch am Eusso-Nyiro-Fluss. Ich war mit dem Abendessen fertig und schrieb bei Lampenlicht in meinem Zelt am Tagebuch, als plötzlich, wie es schien direkt über mir, ein Schrei ausbrach, der förmlich die Nacht erschütterte. Ich schnappte mir ein Gewehr und rannte hinaus, um das ganze Lager in Aufruhr vorzufinden, starr in die Dunkelheit blickend, flussabwärts. Dann verstand ich. Elefanten waren nur zu deutlich in etwa 30 oder 40 Yards Entfernung hörbar. Sie hatten sich dem Wasser durch den Busch genähert und waren fast in das Lager gelaufen. Es war mir ein schwacher Trost zu denken, dass der Schrei, der mich hatte hochschrecken lassen, von einem Elefanten stammte, der sicher genauso erschrocken war wie ich, als sie sich praktisch direkt über dem Zelt wiederfand.

Wir hatten eine bange Zeit, denn es war unmöglich zu wissen, was die Herde tun würde; es ist bekannt, dass Elefanten nachts ein Lager angreifen, wenn sie im Dunkeln so hineinstolpern, und wir lauschten angestrengt auf Geräusche, die uns verrieten, was ihr nächster Schritt sein würde. Was für eine Erleichterung war es, das Krachen der spröden, toten Palmwedel zu hören, die den Boden bedeckten – ein Zeichen, dass sie wegzogen! Der Lärm war entsetzlich, aber er verlor sich in der Ferne, und das genügte. Nachdem diese Herde weg war, kamen zwei weitere Gruppen zum Trinken, aber sie hatten die Besonnenheit, eine Stelle etwas weiter entfernt zu wählen, und wir hörten sie ohne Sorge. Die Untersuchung der Spuren am nächsten Morgen bewies, dass die Herde nur aus Kühen bestand; falls Männchen dabei waren, waren sie klein – also folgten wir nicht nach. Ich empfand keine Milde ihnen gegenüber, aber meine Rachegefühle waren nicht stark genug, um an Bestrafung für den Schrecken zu denken, den sie mir eingejagt hatten.

In den folgenden Tagen hörten wir oft Elefanten und sahen sie auch ein- oder zweimal, aber alle schienen Zuchtkühe zu sein; der Busch entlang des Flusses beherbergte eine ganze Reihe von ihnen. Das ist zu erwarten; Zuchttiere beziehen Quartier in Wassernähe.

Über kaum ein Tier werden irreführendere Berichte verbreitet als über Elefanten – ich meine im Hinblick auf ihre Anzahl. Im Buschland sind sie höchst täuschend. Selbst nach beträchtlicher Erfahrung ertappe ich mich dabei, wie ich die Anzahl einer Herde auf eine lächerlich hohe Zahl schätze, und ich glaube nicht, dass ich meinen Jagdkollegen Unrecht tue, wenn ich die Überzeugung äußere, dass die „hundert Elefanten“ des Durchschnittsmanns getrost als fünfundzwanzig gewertet werden können. Wenn man sie im Offenen sieht und die tatsächliche Anzahl nicht zählen kann, ist natürlich eine genaue Schätzung möglich; aber es ist selten, eine Herde in offener Landschaft zu sehen, und ich verbrachte viele Jahre im Land, bevor mir dieser Anblick vergönnt war. Es ist nur möglich, hier und da einen Blick auf ein Tier zu erhaschen, während sie sich im Busch bewegen, und da sie unter diesen Bedingungen so oft verschwinden und wieder auftauchen, während sie fressen, ist es unvermeidlich, dass ihre Anzahl überschätzt wird. Ein weiterer beitragender Faktor ist der Lärm, den sie beim Fressen machen – das Abreißen von Ästen, das Rascheln und Dreschen, wenn die Tiere einen gepflückten Zweig gegen ihre Vorderbeine schlagen, ist sehr laut; wie laut, erkennt man erst, wenn sie

bei Beunruhigung das Fressen einstellen und die Stille nur noch durch das intestinale Rumoren unterbrochen wird, das niemals aufzuhören scheint.

Ich führe die Zunahme der Elefantenbestände in den verwalteten Distrikten hauptsächlich darauf zurück, dass den zerstörerischen Methoden der Wandorobo ein Ende gesetzt wurde. Früher töteten diese Leute Unmengen an Kälbern und fingen sie auch in ihren Wildgruben, die nun zugeschüttet wurden. Der erwachsene Elefant ist klug genug, die Wildgrube zu erkennen und zu meiden. Es war fast ausnahmslos das junge Kalb, das zum Opfer fiel. Zweifellos ist die Zukunft jener Herden am besten gesichert, die die Wälder in Gebieten bewohnen, die groß genug sind, um ihnen eine weite Reichweite zu ermöglichen, in der Nähe von Siedlungen. Die Nähe des weißen Mannes bietet ein gewisses Maß an Sicherheit, da die Wandorobo nicht das Risiko eingehen, beim Jagen der Jungen erwischt zu werden.

Diese Zunahme gibt Grund zu der Erwartung, dass kapitale Stoßzahnträger schließlich wieder so zahlreich sein werden wie vor fünfzig Jahren. Ich habe bemerkt, wie selten großes Elfenbein geworden ist, und möchte darauf hinweisen, dass wir diesbezüglich eine Phase durchlaufen. Seit Generationen wurden Elefanten wegen ihrer Stoßzähne getötet; der Elefant ist langlebig, und schwere Stoßzähne sind das Ergebnis jahrelangen Wachstums. Es mag nicht mehr zu meinen Lebzeiten sein, aber der Tag wird kommen, an dem unter Schutz der alte Zustand der Dinge wiederhergestellt sein wird.

Die Qualität oder Beschaffenheit des Elfenbeins hängt vom Lebensraum des Elefanten ab. An der Küste und in trockenem Land, wo die Hitze groß und die Nahrung knapp ist, sind die Stoßzähne klein, sehr hart und kommerziell wenig wert. Die gute und reichliche Nahrung in den weniger kargen Regionen des Landes zeigt ihre Wirkung in den großen Stoßzähnen aus weichem Elfenbein, die wertvoll sind.

Das Durchschnittsgewicht des unter Lizenz geschossenen und exportierten Elfenbeins liegt bei etwa 60 lb., aber da die Vorschrift den Export von Stoßzähnen unter 30 lb. verbietet, folgt daraus, dass ein großer Anteil schwerer Stoßzähne das Land verlässt, ebenso wie viel Elfenbein, das gerade schwer genug ist, um dem Gesetz zu entsprechen. Apropos: Das Gewerbe des Elfenbeinschmuggels beschert den Beamten des Game Department eine ihrer mühsamsten Aufgaben. Ich habe einige große Jagden auf Schmuggler erlebt, denn eine beträchtliche Menge Elfenbein wird von Eingeborenen oder von Belutschen aus dem Land gebracht, die sich dem Geschäft widmen, Elfenbein zu kaufen und wegzuschmuggeln. Menschenjagd mag eine willkommene Abwechslung zum Sport herkömmlicher Art sein, aber ich hatte oft Grund zu wünschen, die Elfenbeinschmuggler hätten eine bessere Route gewählt. Das Land, das sie durchquerten, ist frei von Pfaden und Wasser, und es war keineswegs ungewöhnlich, einen Gewaltmarsch von Wasserloch zu Wasserloch machen zu müssen, die fünfzig Meilen voneinander entfernt lagen. Ich erinnere mich lebhaft an eine solche Verfolgungsjagd: Wir mussten von Tagesanbruch an einem Tag bis 14 Uhr am nächsten marschieren und hielten nur während der dunkelsten Stunden an. Ein Wasserloch, das als zuverlässig galt, lag auf unserer Route, und wir hatten unsere Ration, zwei Pints täglich, aufgebraucht, als wir noch zehn Meilen von diesem zuverlässigen Wasserloch entfernt waren. Wir kamen dort um zehn Uhr morgens an einem glühend heißen Tag an und fanden die Stelle trocken vor – staubtrocken. Und dann mussten wir weiter zu einem Hügel ziehen, von dem ich wusste, dass es dort Wasser gab – fünfzehn Stunden Marsch entfernt und mühsames Gelände. Es war nicht die Kilometerzahl, die quälte, es war der Zustand der Erschöpfung. Wir erreichten das Wasser um zwei Uhr am nächsten Tag, nach achtunddreißig Stunden ohne einen Schluck. Ich wusste dann, was es heißt, am ganzen Körper durstig zu sein.

Man weiß nicht, was man tun kann, bis man es versucht – oder die Notwendigkeit zum Versuch erzwungen wird.

KAPITEL XIV

NASHORN

Das gewöhnliche Schwarze Nashorn allgemein verbreitet und zahlreich – Holmwoods – Beständigkeit der Horncharakteristik bei Holmwoods oder der Waldrasse – Steppennashörner durch Besiedlung in die Wälder vertrieben – Variation der Hörner in verschiedenen Distrikten – Kuriose Hörner – Hörner von *holmwoodi* – Zieht sich vor Besiedlung schnell zurück – Nimmt bei starker Störung nächtliche Lebensweise an – Ursache des unheilvollen Rufs – Fortpflanzungsgewohnheiten – Bevorzugter Aufenthaltsort – Der Nashornvogel – Hauptnahrung – Vorliebe für welke Euphorbien – Einführung von Melonen – Regelmäßigkeit der Gewohnheiten – Tages- und Nachtroutine – Das Nashorn bei Nacht – Nashörner des Südens scheinen jede Nacht zu trinken – Größere Wildheit der kleinen Rasse in den nördlichen Distrikten – Unterschiede in den Gewohnheiten der nördlichen Nashörner – Aloen als Feuchtigkeitsquelle – Studien an einem Wasserloch – Stimme – Ein nächtliches Erlebnis am Olgerei-Fluss – Nashornpfade – Begegnung mit einer Kuh – Nashornpfade beim Campen zu meiden – Abenteuer mit nächtlichem Besucher – Beweise für den Weg der Kuh durch das Lager – Das Nashorn auf Wanderschaft – Saisonale Bewegungen im Norden leicht erklärt – Graben nach Wasser.

Das gewöhnliche Nashorn – in diesem Land nennen wir es nie mit vollem Namen – ist sehr allgemein verbreitet, mit Ausnahme des tropischen Küstengürtels, der sich vom Sabaki-Fluss südwärts bis zur alten englisch-deutschen Grenze erstreckt. Einmal fand ich frische Spuren in einigen alten Schambas an der Küste nördlich dieses Flusses, wo das Land, obwohl außerhalb des tropischen Gürtels gelegen, sehr trocken und arid ist; aber das war so ungewöhnlich, dass ich mir den Vorfall notierte. Nashörner sind zahlreich – zumindest während der Regenzeit – in der trockenen Taru-Wüste, die direkt landeinwärts des tropischen Gürtels liegt; ebenso entlang des Tana-Flusses und im Buschland von Ukambani. In der letztgenannten Region kommen sie sehr häufig vor. Ich finde in meinem Tagebuch eine Notiz, dass ich im Laufe eines Tagesmarsches auf den Yatta-Ebenen elf Tiere sah, während die Träger, die den gebahnten Pfad nicht verließen, von zehn Sichtungen berichteten. *R. bicornis* kommt bis in den Norden zum Nördlichen Eusso Nyiro vor. Jenseits des Flusses wird die Spezies immer kleiner, je weiter man nach Norden reist, bis die Größe in der Region des Rudolfsees ihr Minimum erreicht.

R. bicornis holmwoodi ist die nach Mr. Holmwood benannte Unterart. Diese Rasse bevorzugt die Wälder, nicht die offenen Ebenen und das Buschland, und zeichnet sich durch lange, dünne, spitz zulaufende Hörner aus.

Bevor wir mit dem Prozess der Besiedlung im Land begannen, war es absolut zutreffend zu sagen, dass die Hornformation, die als charakteristisch für diese Waldnashörner gilt, „konstant“ war – sofern man diesen Begriff in diesem Zusammenhang verwenden darf. Ganz gleich, aus welchem Teil des Protektorats, ob aus den Wäldern des Kilimandscharo, Kenia, Elgon oder anderen Distrikten: Die Hörner der Tiere variierten nie; sie waren, wie erwähnt, dünn, lang und spitz zulaufend, sowohl beim Bullen als auch bei der Kuh. Die Hörner eines Waldnashorns konnten auf einen Blick von denen eines Steppennashorns unterschieden werden. Aber die Besiedlung hat eine Veränderung herbeigeführt, die hier erwähnt werden muss, obwohl sie einen vorzeitigen Verweis auf die Lebensgewohnheiten beinhaltet: Kein Tier hat sich schneller vor dem Vordringen des Menschen zurückgezogen

als das Nashorn. Intelligenz gilt nicht als seine größte Stärke, aber es besitzt genug Verstand, um sich durch das Schicksal jener Gefährten warnen zu lassen, die in Reichweite eines Gewehrs bleiben, und seinen Lebensraum dorthin zu verlegen, wo der Mensch sich nicht niedergelassen hat. Es überlässt seine alten Reviere, die offenen Ebenen, den Schafen und Drahtzäunen und nimmt seinen Wohnsitz in den Wäldern, aus denen es nachts hervorkommt, um zu fressen und zu trinken. Diese Änderung der Gewohnheiten und des Lebensraums seitens der Steppennashörner in besiedelten Gebieten führt dazu, dass der Unterschied zwischen den Hörnern der Steppen- und Waldrassen heute viel weniger ausgeprägt ist. Es bleibt abzuwarten, ob die Tiere, die die Waldlebensweise angenommen haben, im Laufe von Generationen die Hornformation der echten Waldrasse annehmen werden.

Die Hörner variieren in verschiedenen Distrikten stark. Im trockenen Land des Südreseervats sind sie sehr kurz und dick, und jene, die von Nashörnern am Rande des Buschvelds getragen werden, zeichnen sich häufig durch ihre gleiche Länge aus. Ich erinnere mich an ein Exemplar, das nahe Kiu erlegt wurde und dessen Hörner jeweils 26 und 25 Zoll lang waren. Im Buschland von Ukambani, nahe dem Tana, sind die Hörner zugleich kurz und schlank; die Länge überschreitet selten auch nur 19 Zoll. Wiederum unterscheiden sich die in der Rudolfsee-Region gefundenen Hörner von denen anderer Orte; sie sind klein, zwischen 16 und 20 Zoll, und sehr zylindrisch mit vergleichsweise schmaler Basis, während Hörner in anderen Distrikten eine deutliche Verbreiterung an der Basis zeigen. Einige sehr prächtige Hörner kamen aus dem Sotik, das südwestlich des Mau-Abhangs liegt. Diese sind sowohl lang als auch schwer, tief von vorne nach hinten gemessen, mit einem langen hinteren Horn. Im Südreseervat kannte ich früher einzelne Nashörner, die besonders prächtige Hörner trugen. Da war zum Beispiel eine bestimmte alte Kuh – sie hielt sich an einem speziellen Wasserloch auf, und ich wage zu behaupten, dass sie dort immer noch gedeiht –, deren eigenartige Hörner stets meine Begehrlichkeiten weckten: Sie waren von gleicher Länge und von ungewöhnlicher Dicke an der Basis. Eine andere Kuh meiner Bekanntschaft war leicht an der kuriosen Vorwärtsneigung ihres Horns zu erkennen, eine Variation, die man gelegentlich sieht. Diese Kuh ist, fürchte ich, nicht mehr; ich habe Grund zu der Annahme, dass sie über die Eisenbahnlinie geriet, denn sie verschwand aus meinem Blickfeld. Die eigenartigsten Hörner, die mir bekannt sind, zierten einen Kopf, den Mr. Frank Baden-Powell erwarb; das vordere Horn ragt gerade aus der Nase heraus wie das eines Käfers; der Besitzer muss es beim Fressen als unbequem empfunden haben. Nashörner, die die offenen Ebenen bewohnen, zeigen oft jene deutliche Abflachung des vorderen Horns, die charakteristisch für die Hörner von *R. simus*, dem sogenannten „Weißen“ Nashorn ist – eine Eigenheit, die zweifellos auf die Reibung am Boden zurückzuführen ist, während das Tier frisst.

Die Hörner von *holmwoodi*, der Waldrasse, erreichen manchmal eine außerordentliche Länge. Das längste, von dem ich gehört habe, war das Exemplar, das der Masai-Häuptling Sandeyo Mr. Maclellan schenkte; es war zu einem Spazierstock verarbeitet worden und selbst in dieser Form noch 44 Zoll lang. Ich habe eine vage Vorstellung, dass das Original angeblich 2 Zoll länger war. Das längste Horn, das ich im natürlichen Zustand gesehen habe – eines von 42 Zoll –, wurde im Mau-Wald gefunden. Es ist schwer zu glauben, dass diese langen, schlanken Hörner von Bullen stammen. Vor Kurzem sah ich eines von einem Nashorn, das am Rande des Aberdare-Waldes erlegt wurde und 32 Zoll maß. Ich hätte es unmissverständlich für das einer Kuh gehalten, hätte mich der Mann, der den Besitzer schoss, nicht versichert, dass es das Horn eines Männchens war.



RHINO WITH MALFORMED HORNS SHOT BY MR. AUGUSTINE HEALY.

Vor einigen Jahren, bevor das Rift Valley besiedelt wurde, wurden aus diesem Distrikt einige überaus prächtige Hörner gewonnen – lang, dünn und spitz zulaufend. Heute ist das Nashorn aus dem eigentlichen Tal verschwunden, verdrängt durch Schafe und Drahtzäune. Es gibt jedoch auf beiden Seiten des Tals große Wälder, in denen es von ihnen wimmelt, und ich hoffe, dass die Überlebenden der Tiere aus dem Tal Zuflucht bei ihren Waldkameraden gefunden haben.

Die Schnelligkeit, mit der das Nashorn seine Lebensweise ändert, ist seine Sicherheit. Wenn es zu häufig gestört wird, zieht es sich nicht nur aus dem Offenen in den Wald zurück, sondern nimmt eine nächtliche Lebensweise an. Nur dort, wo es ungestört vom Menschen lebt, frisst es bei Tag. Andernfalls schläft es, und es ist diese Gewohnheit, bei Tageslicht im Offenen zu schlafen, die dazu beigetragen hat, ihm seinen unheilvollen Ruf einzubringen – ich schreibe hier vom Nashorn des Südens. Es ist meist das Tier, das unsanft aus der Mittagsruhe geweckt wird, das jene unprovokierten Angriffe ausführt, die der Spezies einen schlechten Namen verschaffen. Nur ein oder zwei Tage bevor diese Notizen geschrieben wurden, während ich durch einige niedrige Büsche zurück zum Lager galoppierte, sprang ein altes Nashorn, aufgeschreckt durch das Pferd, das in 20 Yards Entfernung passierte, auf seine Füße und nahm die Verfolgung auf, schnaubend vor Wut. Natürlich war es schnell abgehängt, und als es merkte, dass es uns nicht gewachsen war, blieb es einen Moment stehen und wandte sich dann in dichteres Gestrüpp ab, wo es zweifellos seinen Schlaf beendete. Ich passierte sechs weitere innerhalb weniger Meilen, und alle bis auf eines lagen am Boden. Ich war denselben Weg gegen sechs Uhr morgens hinausgeritten, und zu jener Stunde waren alle auf den Beinen, ruhten aber unter Bäumen.

Über die streng häuslichen Angelegenheiten der Spezies konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen. Die Jungen scheinen zu allen Jahreszeiten geboren zu werden, aber vielleicht sieht man mehr Neugeborene um die Zeit, in der die großen Regen aufhören – Ende Mai. Nur ein einziges Mal habe ich eine Kuh beim Säugen gesehen; sie lag dabei auf der Seite, wie es eine Sau unter denselben Umständen tut. Ich kann nicht sagen, ob dies die normale Haltung ist, glaube es aber nicht.

Das Junge läuft bei der Mutter, bis es fast so groß ist wie sie. Wenn das Kalb klein ist, wird die Mutter meines Wissens selten von einem Bullen begleitet; aber wenn es fast die Größe eines Erwachsenen erreicht hat, ist gewöhnlich ein Bulle zugegen, woraus wir Rückschlüsse auf die Fortpflanzungsgewohnheiten ziehen können. Mehr als einmal habe ich eine Kuh in Begleitung eines winzigen Kalbes und eines Jungtiers gesehen, das fast so groß war wie sie selbst – zweifellos der Vorgänger des Babys, dessen Vorrangstellung nun deutlich dahin war. Wenn die Tiere unterwegs sind, folgt das Junge meistens seiner Mutter; manchmal läuft es voraus, aber ich habe nie gesehen, dass die Mutter ihren Nachwuchs mit dem Horn lenkt, wie es beim Weißen Nashorn der Fall sein soll.

Ihr bevorzugter Aufenthaltsort ist der Dornbusch, aber im Wildreservat und an anderen abgelegenen Orten kann man sie immer noch auf den offenen Ebenen fressen oder schlafen sehen. Oft wählen sie einen einsamen Baum auf einer freien Fläche für ihren Tagesruheplatz und liegen gewöhnlich mit dem Kopf in Windrichtung. Wenn es, wie es seine Art ist, auf der Seite ausgestreckt daliegt, sieht das Tier wie ein riesiges Schwein aus, und seine Bewegungen beim Aufstehen bestätigen diese Ähnlichkeit. Wenn sie nicht von Nashornvögeln oder Madenhackern begleitet werden, kann man sich ihnen im Schlaf leicht nähern; nicht so, wenn das gefiederte Wachpersonal Dienst hat. Es ist kurios zu sehen, in welchen Zustand das Nashorn versetzt wird, wenn seine Begleitvögel auffliegen und es, auf den Beinen stehend, die Ursache ihres Alarms nicht sehen kann. Ebenso kurios ist die offensichtlich beruhigende Wirkung auf seine Nerven, wenn die Vögel, überzeugt davon, dass ihre Besorgnis grundlos war, wieder zu ihm zurückkehren. Es scheint wirklich, als hätten die Vögel ein echtes Verständnis dafür, was eine Gefahr darstellt und was nicht. Wenn sie auf einem Nashorn oder einem anderen Wildtier sitzen, schlagen sie beim Herannahen eines Menschen Alarm, während sie auf Eseln oder Rindern thronend kaum oder gar keine Notiz von der Menschheit nehmen.

Lange Zeit war ich der Meinung, dass das Nashorn der Steppe sich von Gras ernährt, und ich bin Sir F. J. Jackson dankbar, dass er mich darauf hinwies, dass sie die winzigen Dornbüsche fressen, die im Kraut gedeihen. Ich habe keinen Zweifel daran, dass sie auch etwas Gras fressen, aber diese kleinen Büsche bilden ihre Hauptnahrung. Der Irrtum war einer, den ich mir selbst verzeihen konnte, so unauffällig sind die Büsche, die von den Tieren kurzgehalten und zudem von den Feuern verbrannt werden, die in jeder Trockenzeit über die Ebenen fegen. Nun, da die Zahl der Nashörner reduziert wurde und Brände in der Nähe von Nairobi und den Siedlungen auf den Athi-Ebenen so weit wie möglich verhindert werden, wachsen diese Büsche zu recht ansehnlichen Bäumen heran.

Das Nashorn zeigt eine deutliche Vorliebe für Euphorbien, eine Tatsache, die den Wakamba wohl bekannt ist und die sie sich zunutze machen. Diese Leute behaupten, dass ein Nashorn eine gefällte Euphorbie bald entdecken wird, aber erst frisst, wenn die Triebe zu welken beginnen; dann kommen sie jede Nacht und grasen, bis der Baum aller kleinen Zweige beraubt ist. Ich fand einmal eine Euphorbie, die so von kleinen Trieben entblößt war, und spekulierte über die Identität des Tieres, das sie gefressen hatte, als mir ein Junge diese Tatsache über Nashörner erzählte. Daher rührt die Praxis des Wakamba-Jägers, der einen Baum fällen lässt und, wenn die Tiere ihn finden, nachts mit seinem Bogen und vergifteten Pfeilen ansitzt.

Soweit mir bekannt ist, gibt es in dieser Kolonie keine einheimische Pflanze, die den Platz der *Sama* oder Wilden Wassermelone der südafrikanischen Wüsten einnimmt, für die Wildtiere eine solche Vorliebe zeigen. Vor einigen Jahren erwarb Mr. R. B. Woosnam Samen der *Sama* und pflanzte sie an verschiedenen Stellen nahe der Eisenbahn am Rande des Südreservats. Im ersten Jahr gediehen sie nicht besonders gut, es wurden nur wenige Melonen von der Größe einer Orange eingebracht, und man hörte nicht viel von der experimentellen Anpflanzung bis nach den Novemberregen (die übrigens sehr spärlich

ausfielen) des Jahres 1918, als einige Masai berichteten, dass die Melonen prächtig gediehen. Im frühen Teil des folgenden Jahres brachten Männer Früchte ein, die etwa so groß wie ein Kopf waren, mit der Information, dass es noch viele weitere gäbe, aber da das Wild sie fraß, sobald sie gelb zu werden begannen, seien keine guten mehr übrig. Dieser Bericht war aus der Sicht des Wildschützers wie auch anderer Leute überaus zufriedenstellend, sodass ich keine Zeit verlor, Samen zu sammeln, von denen ich kleine Päckchen an Offiziere schickte, die in den trockeneren Landesteilen stationiert waren, mit der Bitte, sie anzupflanzen.

Ich hoffe, die *Sama* wird sich gut etablieren, da die Masai sie sehr wohlwollend aufnahmen. Bis zu dem Zeitpunkt, als sie die großen Melonen einbrachten, wussten sie nicht, dass die Frucht essbar war. Als ich mit gutem Beispiel voranging, folgten sie ihm und brauchten nicht lange, um zu entscheiden, dass dies ein Nahrungsmittel war, das ihre Aufmerksamkeit verdiente. Ein scharfsinniger Mann sammelte die Samen der Melone, die er gerade aß, und sagte, er werde sie nahe seiner Manyatta pflanzen, und der Rest der Gruppe griff die Idee mit Begeisterung auf. Die Masai sind keine Ackerbauern, und was ihre Kooperation betrifft, wird die *Sama* nur dann gedeihen, wenn sie ohne die Pflege auskommen kann, die ein landwirtschaftlich orientiertes Volk ihr angedeihen ließe. Aber ich vertraue darauf, dass das Wild davon profitieren wird.

Nashörner sind in ihren Gewohnheiten sehr regelmäßig, und wo sie ungestört sind, wandern sie wenig; es ist fast sicher, dass ein Tier jeden Tag zur gleichen Stunde am gleichen Ort zu finden ist. Seine Routine scheint diese zu sein: Während der Mittagshitze schläft es im Schatten von Bäumen oder Büschen, wobei seine gefiederten Verbündeten als Wachen fungieren. Gegen vier Uhr steht es auf und beginnt in Richtung des Wassers zu fressen, das es kurz nach Sonnenuntergang erreicht. Es trinkt recht früh am Abend. Es scheint, als fühlten Nashörner die dringende Notwendigkeit, ihren Durst bald nach Sonnenuntergang zu stillen, denn wenn sie unterwegs getrödelt haben, hören sie auf zu fressen und traben die verbleibende Strecke. Ich habe oft gesehen, wie sie so kamen, in einem ordentlichen Trab direkt nach Sonnenuntergang auf das Wasser zuhaltend. In einer hellen Mondnacht am Kenna-Fluss konnte ich die Bewegungen von vieren beobachten, von dem Moment an, als sie in etwa einer Meile Entfernung in Sicht kamen; sie näherten sich im Trab, solange ich sie beobachtete.

Nach dem Trinken spielen sie. Das Nashorn zeigt sich nachts von seiner besten Seite und vollführt Luftsprünge aus purer Leichtigkeit des Herzens. Ich habe gesehen, wie sie in der Nähe der Tränkstelle wie eine Gruppe überdimensionierter Schweine herumtollten. Ebenfalls wie Schweine wälzen sie sich im Schlamm und traben dann zum nächsten Baum, an dem sie den Luxus des Hautkratzens genießen. So spielend und fressend verbringen sie einige Stunden der Nacht. Bevor die Sonne aufgeht, gehen sie erneut zum Wasser und ziehen bei Tagesanbruch zu ihrem Tagesaufenthaltort. Dieser Ruheplatz kann innerhalb von vier oder fünf Meilen vom Wasser liegen, oder auch bis zu zehn Meilen entfernt sein. Diese Gewohnheit, sich weit weg vom Wasser zur Ruhe zu legen, ist sehr ausgeprägt. So sind Nashörner am Eusso Nyiro extrem zahlreich, aber man würde zu einer anderen Meinung kommen, wenn man direkt am Fluss entlangmarschierte; schlägt man seinen Weg vier oder fünf Meilen vom Strom entfernt ein, kann man im Laufe eines Tagesmarsches bis zu zehn Tiere sehen.

Ich glaube, die Nashörner der südlichen Distrikte besuchen das Wasser jede Nacht. Die in diesen Landesteilen gewonnenen Erfahrungen lassen mich sie als recht zuverlässige Wegweiser zum Wasser betrachten; ihre Anwesenheit deutet auf einen Bach oder Tümpel innerhalb von zehn Meilen oder weniger hin.

Die kleinere Nashorn-Varietät, die nördlich des Eusso Nyiro vorkommt, unterscheidet sich sowohl im Charakter als auch in den Gewohnheiten von jener der südlicheren Distrikte. Diese kleinen Tiere erscheinen mir viel wilder als das gewöhnliche *bicornis*; sie greifen bei geringfügiger Provokation an, wie ich eines Tages im Orr-Tal feststellen musste, als ein Bulle in die Offensive ging und beinahe die Oberhand gewonnen hätte. Sie scheinen weitaus weniger durstige Gewohnheiten zu haben als das Tier des Südens; sie legen sich tagsüber in viel größerer Entfernung vom Wasser zur Ruhe. Ich habe sie gut dreißig Meilen von jedem Tümpel oder Fluss entfernt gefunden, was beweist, dass sie nicht jede Nacht trinken können. Zudem scheinen sie schmutzige Wasserlöcher – in denen sie sich wälzen können – den klaren Wassern eines Baches vorzuziehen. Auch ihre Wahl des Ruheplatzes für den Tag unterscheidet sich. Sie wählen nicht den Schatten eines Baumes oder Busches in der offenen Ebene, sondern steigen auf die kleinen felsigen Kopjes, um ihr Tageslager aufzuschlagen. Dies bemerkte ich im gesamten heißen, trockenen Land und fand die Lager oft auf den höchsten Punkten der Hügel. Ich vermute, dass diese Vorliebe durch den Wunsch nach Kühle und Luft diktiert wird; auch die Tatsache, dass sie auf den Hügelkuppen weniger wahrscheinlich von den Samburu-Jägern gestört werden, die viele von ihnen töten, mag einen Einfluss haben. Wie bereits erwähnt, ändert das Nashorn seine Gewohnheiten schnell als Reaktion auf Notwendigkeiten. An einigen der isolierteren Wasserlöcher im Norden trinken Nashörner während der Tageszeit. Ich habe eine Fotografie von acht Tieren um eine Tränkestelle gesehen. Dies ist jedoch ungewöhnlich und deutet auf Wasserknappheit hin.

Die Eingeborenen behaupten, dass dort, wo die verschiedenen Aloen gedeihen, weder Nashorn noch Elefant so oft trinken wie in Distrikten, in denen diese Pflanzen fehlen. Ich kann bestätigen, dass man dort, wo Aloen und verwandte Vegetation reichlich vorhanden sind, Ballen aus Fasergewebe finden kann, was zeigt, dass der Saft und das grüne Material geschluckt und die holzigen Teile ausgespuckt werden. Da diese Pflanzen eine große Menge Saft enthalten, ist es gut möglich, dass sie zumindest bis zu einem gewissen Grad das Wasser ersetzen. In Bezug auf das weniger häufige Trinken der nördlichen Varietät muss ich zudem erwähnen, dass es im gesamten von ihr bewohnten Gebiet einen Strauch gibt, dessen kartoffelähnliche Wurzelanschwellungen etwas enthalten, das in jeder Hinsicht Wasser ist, und diese Wurzeln werden von Nashörnern wie auch von anderen Tieren eifrig ausgegraben.

Da sie nach dem Trinken meistens fressen, liegt der Dung in der Regel in der Nähe des Wassers viel dichter. Besonders bemerkte ich dies nahe dem Salt River. Diese Tatsache ist als hilfreicher Wegweiser zur Nachbarschaft von Wasser erwähnenswert. Dasselbe gilt für Elefanten.

Eine vielbesuchte Tränkestelle ist ein hervorragender Ort, wenn man das Nashorn in seinen Stunden der Muße und Fröhlichkeit studieren möchte, aber ich kann sie nicht empfehlen, wenn man schlafen will. Dies gilt für das trockene Land, wo Wasserlöcher spärlich gesät sind und die nächtlichen Besucher folglich zahlreich. Als ich in den nördlichen Distrikten nahe Wasser kampierte, wurde ich mehrmals von Nashörnern gestört, bevor ich solche Plätze gänzlich mied. Sie kamen in überraschender Zahl zu den Tümpeln, und wenn sie nicht die Packtiere und Träger in Panik versetzten, hielten sie jeden wach. Das Nashorn, dem man am Tage begegnet, vermittelt den Eindruck, dass es Schweigen für die höchste aller Tugenden hält; das meiste, was man je von ihm hört, ist das Schnauben, das es ausstößt, wenn es Witterung aufnimmt – im Buschland oft der erste Hinweis auf seine Anwesenheit. Wenn man es jedoch in seinen Stunden der Entspannung beobachtet, sagen wir, nachdem man eine Nacht in der Nähe eines Wasserlochs verbracht hat, entdeckt man, dass es keineswegs so wortkarg ist, wie sein Gebaren am Tag vermuten lässt. Das Unwetter aus Grunzen und Quieken hält einen von der Dunkelheit bis zum Morgengrauen wach. Vielleicht dient ein Zitat aus meinem

Tagebuch dazu, die Gefühle zu verdeutlichen, die Nashörner bei einem müden Mann in der Nacht auslösen. Es bezieht sich auf ein Erlebnis am Olgerei-Fluss – eines, das mich die Besonnenheit lehrte, zu der ich nun in Bezug auf die Wahl des Lagerplatzes mahne:

„Dieses Lager hat sich als ein munteres erwiesen! Bevor es gestern Abend dunkel wurde, kam ein Nashorn zum Wasserloch in etwa 100 Yards Entfernung, und innerhalb von zwei Stunden waren elf dieser Teufel am Wasser. Zweimal wurde das ganze Lager aufgeschreckt, als sie den Pfad benutzen wollten, auf dem wir kampierten (eine extrem dämliche Sache, die man nirgendwo im Nashornland tun sollte). Einmal schienen zwei von ihnen verrückt geworden zu sein und marschierten auf und ab, als hielten sie den Fluss gegen alle Ankömmlinge; sie machten einen gewaltigen Lärm, so sehr, dass ich es schließlich satt hatte und einen Schuss abfeuerte, um sie zum Schweigen zu bringen. Ich hatte einen großartigen Blick auf sie, da helles Mondlicht herrschte und das Lager auf einem hohen Ufer des Flusses lag; es war sogar besser, als man erwarten würde, da der Sand von reinstem Weiß ist und die Tiere sich gut abhoben. Nachdem ich geschossen hatte, war es eine Weile ruhig, bis eine alte Kuh mit Kalb in weniger als 10 Yards Entfernung das Lager passierte und eine Massenpanik auslöste. Die eine Hälfte des Lagers flüchtete auf Dornbäume, während die andere Hälfte ins Blaue rannte. Von der Wache gerufen, stürzte ich hinaus und bog falsch ab – vielleicht zum Glück, denn ich hätte sie höchstwahrscheinlich erschossen. So war sie gerade weg, als ich sie sah. Dieser kleine Dauerlauf gab mir einiges zum Nachdenken auf, da meine nackten Füße mehrere Dornen einsammelten. Danach gaben die Träger jede Hoffnung auf Schlaf auf – auch sie hatten ein paar Dornen herauszuziehen.“

„Bei Tagesanbruch waren immer noch zwei Nashörner am Wasser.“

Ich sah einmal eine große Ansammlung am Olgerei an einem ziemlich großen Tümpel. Die Nashörner trafen gegen sechs Uhr ein, und von dieser Zeit bis zum Monduntergang zählten wir über dreißig Besucher. Einige von ihnen befanden sich bei Tagesanbruch noch in der Nähe.

In Distrikten, in denen Wasser knapp und die Nashörner zahlreich sind, nutzen die Tiere Nacht für Nacht dieselbe Route zur Tränkstelle und treten einen Pfad aus, der oft einen Fuß tief ist; diese Pfade, etwa 20 Zoll breit, sind wunderschön glatt. Das Tier benötigt einen Pfad, der kaum mehr als doppelt so breit wie sein Fuß ist; aufgrund der Breite seines Körpers und der Kürze seiner Beine hinterlassen der Vorder- und Hinterfuß jeder Seite eine eigene Spur. Im Sand findet sich manchmal ein kleiner Grat zwischen den Spuren der rechten und linken Füße. Das Nashorn besitzt nichts von dem Scharfsinn des Elefanten als Straßenbauer; es macht sich nicht die Mühe, sanfte Steigungen zu suchen, sondern geht überall dorthin, wo es klettern kann, und kann trotz seiner Unbeholfenheit wie eine Ziege klettern. Seine Pfade durch den Busch lassen sich für den Menschen nicht leicht nutzen; da seine Höhe zwischen 4 Fuß 6 Zoll und 5 Fuß liegt, bahnt es einen Tunnel, der für seine eigene Statur geeignet ist und nicht mehr; daher muss der Mensch gebückt gehen, und das ist ein Nachteil, wenn die Möglichkeit besteht, dem rechtmäßigen Besitzer zu begegnen.

Ich erkannte dies schmerzlich, als meine Kartenarbeit es erforderte, für Peilungen auf Erhöhungen zu steigen. Es war notwendig, den Nashornpfaden zu folgen, und ich nutzte sie immer, wohl wissend, dass bei einer Begegnung mit einem Nashorn, das es eilig hatte, die Chancen gegen mich stünden. Die Möglichkeit wurde schließlich zur Tatsache; ich begegnete einer Kuh im Abstieg – zum Glück. Ich erkannte die Situation vor ihr und streckte sie auf weniger als zehn Schritte tot nieder. Der Vorfall trug nicht dazu bei, meine Nerven für spätere Arbeiten derselben Art zu beruhigen.

Ein Wort zu diesen Nashornpfaden: Lassen Sie niemals zu, dass ein Lager auf einem solchen errichtet wird, selbst wenn er alt ist; die Tiere zeigen eine eigentümliche Treue zu ihren ausgetretenen Pfaden und benutzen sie immer, und sollte sich ein wanderndes Nashorn mit dem Wind nähern und somit keine rechtzeitige Warnung erhalten, stehen die Chancen gut, dass es im Lager ist, bevor es davon weiß. Dann wird es direkt hindurchstürmen und Zelte, Feuer – alles, was ihm in den Weg kommt – auseinanderreiben. Und sollten Packtiere dabei sein, werden sie in Panik geraten. Ich lernte meine Lektion in diesem Punkt bei Elmenteita.

Ich reiste mit einem Veterinärbeamten, und wir hatten nicht mehr als 100 Yards vom Haus des Hon. G. Cole entfernt kampiert, bei dem wir zu Abend aßen. Gegen halb zehn kehrten wir zum Lager zurück, wo wir uns ein Zelt teilten, und nachdem ich ein wenig geschrieben und mich um meine Ausrüstung gekümmert hatte, ging ich hinaus, um nach den Fallen zu sehen, die ich für kleine Säugetiere aufgestellt hatte, die ein Naturforscher in der Heimat bestellt hatte. Es war helles Mondlicht, also nahm ich keine Lampe mit. Ich war etwa 50 Yards vom Zelt entfernt, als ich plötzlich von der Windseite her ein Geräusch hörte, wie man es von einem verrückt gewordenen Auto erwarten würde, und sah eine weiße Staubwolke auf das Zelt zukommen; sie passierte mich dicht, und ich sah, dass sie von einem Nashorn, gefolgt von einem halbwüchsigen Kalb, aufgewirbelt wurde. In der nächsten Minute gab es ein Krachen, ein Quieken, dann ein weiteres Krachen und einen Chor von Schreien, und etwas kam durch den Busch auf mich zu. Da ich keine Waffe hatte, machte ich mich hinter einem Busch so klein wie möglich, und in der nächsten Minute stürzten drei Träger mit panischen Schreien fast über mich hinweg. Ich eilte zurück und fand meinen Gefährten, wie er unter der Plane des umgestürzten Zeltes hervorkroch, und ich fürchte, als er mit sehr schläfriger Stimme fragte: „War das ein Wirbelsturm?“, vergaß ich die Gefahr, die er gerade überstanden hatte, und brüllte vor Lachen. Ich lachte nicht lange, denn einer der Jungen rief, dass Tofiki, mein Diener, der seit vielen Jahren bei mir war, verletzt sei. Er hatte eine böse Schnittwunde am Kopf davongetragen, und zwei andere Jungen waren ebenfalls verletzt. Tofiki kam bald wieder zu sich und es ging ihm nicht allzu schlecht, aber die anderen beiden waren vom Nashorn niedergetrampelt worden und so schwer geprellt, dass wir sie am nächsten Tag zur Eisenbahn tragen mussten. Als ich das Ausmaß des Schadens bei den Jungen festgestellt hatte, traf Cole mit einer Lampe ein, und wir machten uns daran, das Zelt zu inspizieren. Das Nashorn hatte sich seinen Weg hindurchgerissen und das Feldbett zertrümmert; es war zuerst auf mein Kissen getreten, das einen schlammigen Abdruck seines Fußes trug, und dann auf eine Kiste mit Vorräten, in der sich ein Glas Marmelade befand, das zerplatzt war und alles mit seinem Inhalt beschmiert hatte. Auf 20 Yards vor dem Zelt waren Vorräte, Decken und Kleinkram verstreut, einschließlich der Lampe, die direkt neben dem Bett des Tierarztes gestanden hatte; wir fanden das Wrack der Kiste, auf der sie gestanden hatte. Nach dem Verlassen unseres Zeltes hatte das Nashorn absichtlich das der Träger angegriffen, war etwa auf einem Viertel der Länge einer Seite hineingestoßen und auf der anderen wieder herausgekommen. Da sich acht Jungen darin befunden hatten, war es erstaunlich, dass nur drei verletzt wurden und keiner davon wirklich schwer.

Das Seltsame an der Sache war, dass Cole mehrere Jahre in dieser *Boma* gelebt hatte, ohne je ein Nashorn zu sehen. Meiner Meinung nach hatten wir auf einem Pfad kampiert, den dieses Tier Jahre zuvor zu nutzen gewohnt war, und als es sich plötzlich zwischen Häusern und Bomas wiederfand, verlor es den Kopf und griff das Zelt an, das auf dem Weg stand. Durch pures Glück war dies die einzige Nacht während der Reise, in der wir die Pferde nicht vor dem Zelt angebunden hatten, andernfalls bestünde kaum ein Zweifel, dass eines oder mehrere von ihnen getötet worden wären.

Derartige Vorfälle sind keineswegs an der Tagesordnung, aber das Ereignis dient dazu, die oben genannte Moral zu unterstreichen: Meiden Sie Nashornpfade beim Campen. Wenn

ich gezwungen bin, auf einem solchen Pfad zu lagern, versuche ich immer, den Weg in einiger Entfernung zu blockieren, damit ein eventuell wanderndes Tier rechtzeitig gewarnt wird, um einen Umweg zu machen oder umzukehren.

Obwohl das Nashorn, wie bereits erwähnt, in der Regel einem Ort treu bleibt, wenn es ungestört gelassen wird, packt es manchmal der Wandertrieb. In solchen Perioden – meist gegen Ende der Regenzeit – kann man Fährten beobachten, die alle in eine Richtung führen. Entlang des hohen Rückens des Mau wurden zu dieser Jahreszeit schon sieben oder acht Tiere gesehen, die nicht in einer Gruppe, sondern hintereinander herwanderten, mit einigen hundert Schritten Abstand zwischen dem ersten und dem letzten. Solche Reisen werden zum Großteil nachts unternommen, aber ein Herr, dessen Farm von dem bei diesen Gelegenheiten genutzten Pfad durchquert wird, erzählte mir, er habe innerhalb von zwei Tagen vierzehn oder fünfzehn Tiere in dieselbe Richtung ziehen sehen; wie viele in der Nacht passierten, lässt sich nicht sagen. Diese Wanderer sind anscheinend Waldnashörner, und ich vermute, dass sie so auf der Suche nach einer bestimmten Nahrung ziehen, von der sie wissen, dass sie zu dieser Zeit an gewissen Orten existiert.

Es gibt eine saisonale Bewegung unter den Nashörnern der nördlichen Distrikte, die durch die Anwesenheit oder Abwesenheit von Wasser diktiert wird. Während der Regenzeit, wenn Trinkmöglichkeiten überall vorhanden sind, verteilen sich die Tiere über das ganze Land. Ist der Regen vorbei, trocknen die kleineren Wasserlöcher aus, und die Nashörner ziehen in die Nähe der größeren Tümpel, die länger halten, und wenn auch diese versiegen, ziehen sie immer weiter zurück, bis sie in Reichweite der permanenten Ressourcen eines Flusses oder großen Sees gelangen. Dies bringt recht weite Reisen mit sich. Einige der Wasserlöcher, die nach dem Ende der Regenzeit noch eine Weile dienen, liegen in beträchtlicher Entfernung von den Flüssen, und die Nashörner halten sich in ihrer Nähe auf, bis kaum mehr als Schlamm übrig ist; dann machen sie sich auf und traben zügig zu den verlässlichen Tränkstellen – die fünfzig Meilen entfernt sein können. Nächtliche Reisen werden gewöhnlich im Trab zurückgelegt; jene, die in der Hitze des Tages unternommen werden, wahrscheinlich unter dem Druck des Durstes, erfolgen bedächtiger.

Wenn es die Gelegenheit erfordert, gräbt das Nashorn nach Wasser, und darin ist es ein Meister: Es benutzt seine Vorderfüße und wirft den Sand wie ein Hund zwischen seinen Hinterbeinen nach hinten. Auf diese Weise gräbt es ein Loch in den Sand, das 18 Zoll oder 2 Fuß tief sein kann, bis es das Wasser erreicht, für dessen Vorhandensein es eine sehr feine Intuition besitzen muss. Solche Löcher werden von anderem Wild genutzt, bis die Ränder festgetrampelt sind; dann kann man an den Spuren ihrer scharfen Hufe die Bemühungen der Antilopen sehen, es der Erdarbeit des Nashorns gleichzutun. Antilopen sind keine guten Gräber, da ihre Füße nicht für solche Zwecke geeignet sind, und sie versuchen es selten, außer im Falle einer alten Nashorn-Ausgrabung, die durch das Einstürzen der Seiten teilweise aufgefüllt wurde. Löwen versuchen manchmal, in diesen teilweise gefüllten Löchern nach Wasser zu scharren, aber ich habe nie Beweise dafür gesehen, dass ein Löwe auf eigene Faust versucht hätte, einen Brunnen zu graben.

KAPITEL XV

NASHORN (Fortsetzung)

Unterschiedliche Meinungen über den Charakter – Eine leidenschaftslose Ansicht – Harmlos – Böartig – Hausfriedensbruch – Sehschwäche und neugierige Veranlagung erklären sein Verhalten – Safari in die Flucht geschlagen – Angriff in der Regel leicht zu stoppen – Ein unprovoked Überfall – Größere Wildheit der nördlichen Rasse – Waldnashörner übellaunig – Der Außenseiter vom Mount Kenya – Mein erstes Nashorn ein Geächteter – Ein Wettrennen mit einem Nashorn – Die Methode der Masai zum Vertreiben – Im Süden im Allgemeinen harmlos – Mein Maultier geht durch – Töten in Notwehr im Norden – Größte Gefahr – Töten mit einer Revolverkugel – Wohin der Schuss zu setzen ist – Ein Abschuss in den Aberdares – Jagdmethoden der Wandorobo – Methoden der Masai – Methoden der Wakamba – Packtiere in die Flucht geschlagen.

Kein Tier in Afrika bietet mehr Stoff für Streitigkeiten, und keines hat Anlass für mehr Kraftausdrücke gegeben; es ist ein unerschöpfliches Diskussionsthema, wenn Männer aus der Wildnis zusammentreffen, und man hört die unterschiedlichsten Meinungen über seinen Charakter, sein Temperament und seine Eigenheiten. Ich schreibe hier über das Tier des Südens.

Der eine wird behaupten, das Nashorn solle auf die Liste des Ungeziefers gesetzt und als Bedrohung für menschliches Leben ausgerottet werden, da es bei Sicht oder Witterung sofort angreife; ein böartiges, lästiges Geschöpf, das die Zäune und Ernten der Siedler ruiniere. Das Nashorn, so sagen diese Leute, sei eine nutzlose, hässliche und gefährliche Bestie, die im zwanzigsten Jahrhundert überhaupt keinen Platz mehr habe.

Ein anderer ergreift Partei für das Nashorn. Er hält das Tier für einen sportlichen alten Kerl, der bereit für einen Streit ist, wenn man ihn provoziert, der aber Ärger nicht eigens sucht. Wenn es Ihre Karawane angreift – nun ja! Machen Sie ihm den Weg frei, und es wird kein Unheil anrichten. Der Fürsprecher des Nashorns wird betonen, dass kein Tier schneller vor der Zivilisation zurückweicht und dass man ihm nicht einmal ein halbes Dutzend Fälle von Zaunbruch zur Last legen kann.

Um gerecht zu urteilen, muss man einen Mittelweg wählen. Es muss zugegeben werden, dass das Nashorn nicht in den besiedelten Gebieten bleiben kann, aber das weiß es selbst und zieht aus guten, eigenen Gründen ab. Die Gefahr für menschliches Leben mag ebenfalls eingeräumt werden, jedoch mit Vorbehalten; man muss nur die Anzahl der getöteten Nashörner – oder besser die große Zahl der Begegnungen – mit der Gesamtzahl der Unglücksfälle für Menschen in einem beliebigen Jahr vergleichen. Das Ergebnis zeigt eine recht saubere Weste für den Angeklagten. Lassen Sie mich zwei Illustrationen des Nashorn-Verhaltens geben, um die Argumente für und gegen den Vorwurf der Gefährlichkeit darzustellen.

Ich hatte auf den Yatta-Ebenen im Ukambani-Distrikt eine erfolglose Pirsch auf Eland-Antilopen hinter mir und stieß auf dem Rückweg zum Lager auf ein Nashorn. Es zeigte so viel Interesse an unseren Bewegungen, dass ich dachte, es wolle angreifen; es tat es jedoch nicht, und ich schenkte ihm keine Beachtung. Am nächsten Morgen, als wir über denselben Boden marschierten, sprang ein Nashorn aus einer Suhle nahe dem Pfad auf, was eine allgemeine Flucht auf die nächsten Bäume auslöste. Ein Stück weiter kreuzten zwei Eland-Bullen unseren Weg, und ich erlegte einen. Ich behielt die Gewehrträger bei

mir, um das Tier zu häuten und zu zerlegen, und schickte die Träger voraus zum Lagerplatz mit dem Befehl, zurückzukehren und das Fleisch hereinzutragen. Während wir die Eland-Antilope zerlegten, kam ein Nashorn vorbei, sah sich die Sache genau an und schlenderte wieder davon. Als der Kadaver zerteilt war, ließ ich die Gewehrträger zurück, um auf die Jungen zu warten, und machte mich auf den Weg zum Lager, etwa eine Stunde Fußmarsch. Unterwegs traf ich nicht weniger als fünf weitere Nashörner, und als ich das Lager erreichte, berichteten die Jungen, zehn Tiere gesehen zu haben, seit sie uns bei der Arbeit verlassen hatten. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass im Lager alles in Ordnung war, machte ich einen Kontrollgang und war noch keine 400 Yards weit gekommen, als ich vier weitere Nashörner sah – aber diese gehörten wahrscheinlich zu den zehn, die die Jungen bereits gesehen hatten. Ich habe seitdem mehr Nashörner an einem Tag gesehen, aber nie so viele aus solcher Nähe oder so friedliche Exemplare ihrer Art. Selbst das Tier, das wir in seinem Schlammbad störten, versuchte nicht anzugreifen; es lief lediglich neben der Safari her, bis die Männer auf die Bäume flüchteten.

Nun ein weiterer Vorfall – diesmal für die Anklage: Während ich durch einige niedrige Büsche zum Lager galoppierte, sprang ein alter Bulle, aufgeschreckt durch das Pferd, das in 20 Yards Entfernung passierte, auf die Beine und nahm die Verfolgung auf, schnaubend vor Wut. Natürlich war er schnell abgehängt, und als er merkte, dass er dem Pferd nicht gewachsen war, hielt er an, stand einen Moment still und wandte sich dann in dichteres Gestrüpp ab, wo er zweifellos den Schlaf beendete, den wir gestört hatten.

Es ist diese Gewohnheit, am Tag zu schlafen, die die Wurzel des schlechten Rufs des Nashorns ist. Meistens ist es ein Tier, das unsanft aus seiner Mittagsruhe geweckt wird, das jenen blinden, unprovozierten Angriff ausführt, der der Spezies den schlechten Ruf einbringt.

Was den Anklagepunkt betrifft, der es der Beschädigung von Zäunen und Ernten bezichtigt: Berichte über solche Missetaten sind selten. Das Nashorn räumt in kluger Vorsicht das besiedelte Land, sobald es entdeckt, dass dies kein Ort für jemanden ist, der in Frieden leben will. Hin und wieder, wie es auf Lord Delameres Anwesen geschah, verfängt sich ein irregeleitetes Tier in einem Zaun und reißt ein halbes Dutzend Pfosten und etwa ein Furlong Draht mit sich fort. Man muss zugestehen: Wenn ein solcher Hausfriedensbruch auch selten ist, so entschädigt das Ausmaß des Schadens für die Seltenheit. Eine sehr hohe Rechnung für Reparaturen ist unvermeidlich, wenn ein so großes und schweres Tier in Drahtzäune gerät. Ähnlich verhält es sich mit der Ernte: Das Eindringen in kultiviertes Land ist ungewöhnlich, aber wenn es geschieht, herrscht Verwüstung; es kann kein Zweifel über die Identität des Besuchers bestehen, nachdem ein Nashorn das Feld erkundet hat.



A FOREST RHINO.

Martin Johnson

Ich bringe ihm Nachsicht entgegen. Die Vorsehung hat das Tier mit einem mäßigen Sehvermögen und einer neugierigen Veranlagung ausgestattet. Wenn es besser sehen könnte, gäbe es weniger Unfälle mit Safaris – wobei man eine Flucht nicht als Unfall rechnet. Ich bin überzeugt, dass es oft genug die Kurzsichtigkeit ist, die es dazu bringt, mitten durch die Reihe der Männer zu poltern. Es bekommt ihre Witterung, weiß, dass Gefahr droht, und da es nichts sehen kann, akzeptiert es die Führung seiner Nase und geht direkt auf den vermeintlichen Feind los. Ich habe erlebt, wie es in diesem plumpen Galopp bis auf etwa 70 Yards herankam und dann, als es die Männer endlich sah, abdrehte.

Bei mehreren Gelegenheiten, als ich im Südreservat unterwegs war, passierten Nashörner die Karawane, aber nie wurde ein Mann berührt. Einmal, als ich ein Stück voraus und seitlich der Route war, die die Männer einschlugen, schreckte ich ein Tier auf, das direkt mit dem Wind davonstürmte und so in nächster Nähe auf die Männer stieß, da eine Erhebung es verborgen hatte, bis es fast in der Safari war. Ich befand mich auf einer Anhöhe und beobachtete die ganze Angelegenheit durch das Glas; die Schnelligkeit, mit der Lasten abgeworfen wurden und die Männer in alle Richtungen flüchteten, war sehr komisch. Die Lasten lagen in einer langen, unregelmäßigen Reihe, und ich wartete ab, ob das Nashorn seinen Unmut an ihnen auslassen würde. Beim Beobachten entdeckte ich eine Gestalt, die ich als meinen Jungen Tofiki identifizierte, der seelenruhig auf einer Last saß. Seine Kühnheit war gerechtfertigt, denn das Nashorn drehte ab und passierte ihn. Als wir das Lager erreichten, fragte ich Tofiki, warum er nicht wie die anderen weggelaufen sei. „Oh! Ich wollte diesen *Washenzi* (wilden Leuten) zeigen, dass wir keine Angst vor Nashörnern haben!“ Man muss den *Washenzi* zugutehalten, dass sie schnell lernen, dass das Nashorn in Wirklichkeit nicht so schwarz ist, wie man es malt.

In der Regel lässt sich das Tier leicht durch einen Schuss in die Luft stoppen oder, was ich als noch wirksamer empfunden habe, durch das Geschrei von vier oder fünf Männern; der Lärm scheint es in die Realität zurückzurufen.

Doch es gibt Ausnahmen. Vor Kurzem hörte ich von der Tötung mehrerer Wakamba. In einem anderen Fall wurde der Junge eines Landvermessers, der die Instrumente seines Herrn trug, angegriffen; der Junge entkam, aber die Instrumente wurden zerstört. Und es ist nicht ausnahmslos das Nashorn, das in seiner Ruhe gestört wurde, welches angreift. Ich wurde einmal von einem alten Weibchen ohne die geringste Provokation angegriffen. Sie erblickte uns aus einer Entfernung von etwa 60 Yards und ging sofort in die Offensive; lautes Rufen ließ sie kurz innehalten, und sie schwenkte ab, um eine kurze Strecke in eine andere Richtung zu traben, doch dann siegte die schlechte Laune, und sie kam erneut auf uns zu. Diesmal meinte sie es ernst, und taub für alle Rufe war sie bis auf 20 Yards heran, als ich feuerte und sie teilweise stoppte; mein Gewehrträger, der im nächsten Moment schoss, brach ihr die Hüfte und brachte sie zu Fall. Man muss fairerweise sagen, dass dies das einzige Mal in elf Jahren war, die ich zeitweise im Südreservat verbrachte, dass ein Nashorn mich jemals vorsätzlich angriff; angesichts der Gelegenheiten, die der Spezies geboten wurden, beweist dies meines Erachtens meinen Punkt, dass es selten unproviziert angreift.

Als ich das erste Mal nach Norden ging, hatte ich eine nachsichtige Meinung über das Nashorn, entdeckte aber schnell, dass das Temperament der südlichen Rasse nicht dem der nördlichen entspricht. Ich wurde im Verlauf meiner ersten Reise mehrmals gezielt angegriffen und kam zu dem im letzten Kapitel dargelegten Schluss, dass diese kleineren Nashörner weitaus wilder sind als die Rasse, die wir bisher besprochen haben.

Zudem sind Waldnashörner im Vergleich zu denen der offenen Landstriche übellaulige Bestien. Ich glaube, ich habe von mehr tödlichen Unfällen bei Eingeborenen in der Gegend um den Kenia-Wald gehört als in jedem anderen Distrikt. Ich vergesse dabei nicht, dass einige wenige Individuen durch ihr Fehlverhalten einer ganzen Gegend einen schlechten Ruf einbringen können, aber der genannte Ort hatte, sagen wir, mehr als seinen Anteil an schlechten Charakteren. Zeitweise war die Hauptstraße von Meru nach Jombani praktisch gesperrt wegen eines Nashorns, das Passanten angriff; es tötete zwei oder drei Personen, bevor der Distriktbeauftragte ihm ein Ende bereitere. Es starb, wie es gelebt hatte: im Angriff, wobei es einen der Gewehrträger seines Erlegers verletzte.

Es wird zugegeben, dass reichlich Raum für die auf einer früheren Seite erwähnten Meinungsverschiedenheiten besteht. Ich fürchte mich fast davor, über Abenteuer mit Nashörnern zu schreiben. Überall verbreitet und oft aggressiv aus Dummheit, wenn nicht gar aus Bosheit, sind Begegnungen mit ihnen fast an der Tagesordnung. Ich wähle einige Notizen aus meinen Tagebüchern aus, die dem Leser helfen mögen, sich sein eigenes Urteil zu bilden.

Mein erstes Nashorn, ein prächtiger Bulle, wurde auf Ersuchen des Inspektors für öffentliche Bauten in Nakuru geschossen, der berichtete, seine Männer weigerten sich, an einem Abschnitt der Strecke weiterzuarbeiten, aufgrund der feindseligen Haltung eines Männchens, eines Weibchens und eines Jungen. Etwa zehn Tage bevor sein Brief mich erreichte, hatte das Eisenbahnpersonal, oder ein Teil davon, die hellen Stunden auf Telegrafmasten verbracht, während die Nashornfamilie dafür sorgte, dass sie dort blieben. Der Vorfall könnte die Folge eines schlechten Schusses eines der Männer mit einem Snider-Gewehr gewesen sein. Er schoss, wusste aber nicht, ob er getroffen hatte; wie dem auch sei, diese Nashörner hatten den Eisenbahnern den Krieg erklärt.

Dem Ruf folgend, begab ich mich an den Ort und eilte bei der Annäherung meiner Safari voraus, um nach dem Feind Ausschau zu halten. Plötzlich hörte ich einen Ruf, blickte zurück und sah ein Nashorn in sehr entschlossener Weise auf meine Karawane losgehen. Ich war zu weit entfernt, um die Männer vor ihm zu erreichen, also setzte ich mich nieder und feuerte aus 200 Yards mit meiner .450er. Zu meiner großen Überraschung und zur

erleichterten Freude der Träger fiel es tot um; die Kugel, die für die Schulter gedacht war, hatte den Nacken gebrochen. Als wir hingingen, um es zu betrachten, fanden wir die Überreste der Kuh und ihres Kalbes Seite an Seite liegen. Die Snider-Kugel des Eisenbahners hatte der Mutter zweifellos eine tödliche Wunde zugefügt, und das Kalb, der Milch beraubt, starb an ihrer Seite. Die Hörner des Bullen maßen 27 Zoll, die des Weibchens 28 Zoll.

Einer der ursprünglichen Landvermesser für die geplante Magadi-Linie durch das Südreservat hatte ein unangenehmes Erlebnis bei der Arbeit. Er ritt ein Maultier, und als ein Nashorn aus dem Gebüsch brach, ging sein Reittier durch. Bevor er es anhalten konnte, hatte der Mann praktisch jeden Fetzen Kleidung und nicht wenig Haut in den Dickichten der „Warte-ein-Weilchen“-Dornen verloren. Aber dieser Vorfall wirft weniger ein schlechtes Licht auf das Temperament des Nashorns als vielmehr auf die angeborene Boshaftigkeit von Maultieren und die Effizienz afrikanischer Dornen. Derselbe Beamte wurde etwa ein Jahr später in der Nähe des Rudolfsees von einem Nashorn auf die Hörner genommen. Er musste eine Woche lang getragen werden, trug aber letztlich kaum bleibende Schäden davon.

Manche Männer haben das besondere Pech, die Aufmerksamkeit dieses Tieres auf sich zu ziehen. Sie scheinen wie Stahl für einen Magneten zu sein; wenn ein Nashorn in der Nachbarschaft ist, scheint es genau diesen Mann zu finden und auf ihn loszugehen. Ich habe bemerkt, dass der leidenschaftliche Jäger selten diese unerwünschte Faszination besitzt; meistens ist es jemand, der für Nashörner keine Verwendung hat oder der bereits alle Tiere geschossen hat, die seine Lizenz erlaubt.

Natürlich wird das Nashorn, wie jedes andere jagdbare Tier, oft einen Kampf liefern, wenn es verwundet ist, aber niemand mit einem Funken Sportsgeist wird darin einen Fehler finden; und wenn unter solchen Umständen hin und wieder ein Mann verletzt wird, kann dies kaum dem Tier zur Last gelegt werden.

Im Allgemeinen möchte das Nashorn lediglich in Ruhe gelassen werden. Eine frühe Erfahrung kommt mir in den Sinn, die dies illustriert. Es war im Jahr 1901. Ich durchquerte das Südreservat zum Kilimandscharo und befand mich am ersten Marschtag. Wir schreckten eine Herde Zebras auf, und als sie sich in zwei Gruppen teilten, wurde etwas gesehen, das sich in der Staubwolke dazwischen bewegte. Mein erster Eindruck war, dass ein Löwe eines der Tiere der Herde gerissen hatte, doch im nächsten Moment tauchte ein Nashorn auf, schüttelte den Kopf und sah wütend aus. Es trottete in ein paar hundert Yards Entfernung an uns vorbei und schenkte uns keine Beachtung. Ein oder zwei Stunden später, während wir einigen Löwen folgten, die ich nicht aufschrecken wollte, hielt Mogari inne und deutete auf etwas direkt vor uns; es war ein riesiges Nashorn, das schlafend zwischen Felsen lag. Die Frage war, wie man es vertreiben konnte, ohne so viel Lärm zu machen, dass die Löwen gewarnt würden, denn wir konnten aufgrund der Windrichtung, die die Safari verraten würde, nicht unentdeckt passieren. Einer der Masai bot an, das Tier mit dem Speer zu erlegen, aber das verbot ich. Dann hob der Mann ein paar Steine auf, kroch bis auf 20 Yards heran und klopfte sie sanft zusammen. So gering das Geräusch auch war, es genügte. Das Nashorn sprang auf und sah sich um. Es sah uns und ging ein paar Schritte vor, entschied dann aber plötzlich, dass es nichts mit uns zu tun haben wollte, und lief mit hoch erhobenem Schwanz davon.

Nashörner verbringen den Tag oft inmitten von anderem Wild. Am selben Nachmittag, nachdem ich einen Hügel bestiegen hatte, um das Land zu überblicken, sah ich vom Gipfel aus Tausende von Kongoni, Grant- und Thompson-Gazellen sowie Zebras, und bei ihnen einige Strauße und Gnus. In dieser bunten Menge zählte ich fünf Nashörner.

Wenn ich mein Tagebuch dieser Reise durchsehe, finde ich Tag für Tag Hinweise auf Nashörner. Sie waren in diesen Gegenden sehr zahlreich. Am nächsten Tag sahen wir viele, zeitweise acht gleichzeitig im Blickfeld: zwei Kühe mit kleinen Kälbern, eine mit einem halbwüchsigen Jungen und einem Bullen im Gefolge sowie ein einsames Männchen. Drei von ihnen befanden sich direkt auf unserem Pfad, und ich musste sie mit Revolverschüssen in die Luft beiseite treiben. Sie nahmen den ersten Schuss kaum zur Kenntnis, sondern standen dumm gaffend in 50 Yards Entfernung; erst als ich ein drittes Mal feuerte, drehten sie ab und trotteten davon. Sie gingen ganz unbekümmert, ohne Furcht und ohne Hast. Was mich zu jener Zeit gleichermaßen beeindruckte, war, dass die Träger so wenig Notiz von den Nashörnern nahmen wie diese von uns. Einige Tage zuvor wären sie noch in alle Richtungen geflohen; sie hatten sich an Nashörner gewöhnt. Eine weitere Kleinigkeit bleibt mir im Gedächtnis, die mit dieser Begegnung zusammenhängt. Während ich schoss, stand eine Herde weiblicher Grant-Gazellen in 200 Yards Entfernung, vollkommen gleichgültig gegenüber den Knallen, und als wir weiterzogen, kreuzten sie unsere Fährte innerhalb von 100 Yards hinter dem letzten Mann.

Wenn Nashörner in der Nähe unserer Route waren, bestand meine Methode darin, mit meinem Gewehrträger Mogari auf sie zuzugehen, während die Safari ihres Weges zog; oft kamen wir bis auf 100 Yards an die Tiere heran, die nicht einmal aufstanden, um uns anzusehen. Ich muss wohl kaum sagen, dass dies nur geschah, wenn sie gegen den Wind lagen; befanden sie sich in Windrichtung unter uns, war es immer notwendig, sie zu vertreiben. Einmal, als ich die Safari verlassen hatte, schreckten die Männer zwei Tiere auf, die in wenigen Yards Entfernung an mir vorbeiliefen, während ich auf einem Ameisenhägel saß; sie sahen mich, aber sie strafte mich sozusagen mit Missachtung. Man kann ein Nashorn manchmal aufschrecken, ohne angegriffen zu werden. Eines Tages begegnete ich, bewaffnet mit einem leichten .410er Sammelgewehr, einem Nashorn von Angesicht zu Angesicht, als ich um einen Dornbusch bog; es waren keine 5 Yards zwischen uns. Ich vollführte einen prächtigen Sprung in einen Dornbusch, und es schoss wie ein Expresszug davon. Ich erinnere mich aus einem anderen Grund an diesen Tag. Ich sah nicht weniger als drei Leoparden: den letzten, einen großen, schreckte ich aus hohem Gras auf meinem Rückweg zum Lager auf, nachdem ich jenem Nashorn begegnet war. Das ist die Art von Dingen, die passieren, wenn man mit einem Sammelgewehr bewaffnet ist; es passiert nicht, wenn man eine Büchse dabei hat.

Einem Maultier ist in der Gegenwart von Nashörnern nicht zu trauen. Es war auf der oben erwähnten Reise, meiner ersten durch das Südreservat. Wir hatten die Wüste zum Nigeri-See durchquert, ein sehr anstrengender Marsch, und erreichten das Wasser erst um acht Uhr abends. Kurz bevor wir ankamen, tauchte ein Nashorn aus der Dunkelheit auf, und das Maultier, das ich ritt, ging eine halbe Meile lang mit mir durch. Ich weiß nicht, wie es im Dunkeln über ein solches Gelände die Füße behalten konnte, aber es machte keinen einzigen Fehler. Ich muss zugeben, dass das Nashorn unnatürlich aussah: Es war weiß, das Ergebnis des Wälzens in einem Lehm, der in diesem Distrikt vorkommt, aber die Erklärung entdeckte ich erst später.

Als wir den nördlichen Eusso Nyiro hinunterzogen, fanden wir sehr viele Tiere, vorausgesetzt, unsere Route verlief nicht dicht am Fluss. Einmal, als wir eine Abkürzung über eine große Biegung machten, sahen wir zwölf in etwa zwei Stunden. Keines davon bereitete uns Schwierigkeiten, aber während wir dem Strom durch die tiefe Schlucht oberhalb der Chanler-Fälle folgten, tauchten plötzlich ein junger Bulle und eine große Kuh aus dem Fluss auf, in dem sie gelegen hatten, und der Bulle stürmte direkt auf die Träger zu. Er war etwa 50 Yards entfernt, als ich ihn mit einer .256er in der Schulter zu Fall brachte, und ein oder zwei weitere Schüsse töteten ihn auf halber Höhe des Uferhangs. Dies war das zweite Nashorn, das ich während elf Jahren im Wildland töten

musste, um meine Männer zu schützen. Ich musste zwei weitere in Notwehr im nördlichen Distrikt töten: Eines war das Weibchen, dem ich beim Besteigen eines Hügels auf einem Nashornpfad begegnete, wie im letzten Kapitel erwähnt. Sie war so nah, dass ich schießen musste, und glücklicherweise streckte ich sie mit einer Kugel durch das Auge tot nieder. Sie sah mich anscheinend nicht und war auch in keiner Weise beunruhigt, aber es ist nicht sicher, auf einem Pfad durch dickes Gebüsch Risiken einzugehen, wenn man den Tieren auf 10 Yards gegenübersteht. Ich wagte nicht, sie durch Rufen oder Schießen in die Luft zu vertreiben, denn sie hätte bei dieser Entfernung mit Sicherheit angegriffen, und ich hätte ihrem Ansturm nicht entkommen können. Dem anderen begegnete ich ebenfalls im dichten Busch. Ich hätte ihn in Ruhe gelassen, wäre ich nicht durch Fieber geschwächt und außerstande gewesen, Risiken einzugehen.

Die größte Gefahr durch Nashörner entsteht, wenn man nicht nach ihnen Ausschau hält. Eine frühe Erfahrung lehrte mich dies. Bewaffnet mit einer leichten Büchse pirschte ich mich am Thika-Fluss an einige Impalas heran und wurde, während ich mir meinen Weg durch offenes Buschland bahnte, durch eine Bewegung zur Rechten abgelenkt. Es war eine Nashornkuh mit Kalb, die direkt auf mich zukam! Ich legte mich hin und blieb reglos liegen, und als Mutter und Sohn etwa zwölf Schritte entfernt waren, bog sie zu einem Dungplatz ab – Nashörner suchen regelmäßig denselben Ort zu diesem Zweck auf. Bevor sie ging, begann sie, die frischen Exkremente mit ihren Hinterfüßen zu zerwühlen, was mir die Gelegenheit gab, ein Vollmantelgeschoss in das Gewehr zu laden. Dann zog sie an mir vorbei, aber dies trug nichts zur Beruhigung meiner Angst bei, denn ihr Kurs führte sie direkt in meinen Wind. Ich überlegte gerade mit wenig frohem Gemüt meine Chancen, als ich hinter mir eine heimliche Bewegung hörte, und siehe da! Mogari mit der .450er. Wie froh ich war, sie zu bekommen! Ich hätte sie damals töten können, hielt aber an mich. Die Kuh hatte ihr Kalb, und zudem waren ihre Hörner kürzer als 20 Zoll. Sie zog ruhig von dannen und überließ es mir, den Impalas zu folgen, aber diese waren natürlich längst verschwunden.

Es ist seltsam, wie leicht man ein so großes Tier übersehen kann, und diese Tatsache trägt zu den Gefahren bei, unvorbereitet auf sie zu stoßen. Ein Bulle, dem ich bei meinem ersten Besuch am Mount Erok an der alten deutschen Grenze begegnete, offenbarte sich in einer Weise, die mir einen Schrecken einjagte. Der Führer und ich waren der Safari voraus, um ein Wasserloch zu finden; ich war beritten und trug nur einen Revolver. Als wir aus einem Buschstück in eine offene Lichtung traten, flogen einige Vögel von einem Ameisenhügel vor uns auf. Ich achtete nicht weiter darauf und bemerkte die Vogelart nicht. Im nächsten Moment war dieser „Ameisenhügel“ auf den Beinen und stürmte direkt auf uns zu. Ich schrie dem Jungen hinter mir zu, er solle auf einen Baum rennen, und gab dem Pferd die Sporen, um das offene Gelände zu erreichen, bevor das Nashorn am Ziel war; es blieb kaum Raum für das Manöver. Glücklicherweise konnte ich seinen Kurs kreuzen. Als ich dann sah, dass es auf den Jungen fixiert war, setzte ich ihm eine Revolverkugel in die Rippen und sicherte mir so seine Aufmerksamkeit. Es kam sofort auf mich zu, und ich ritt los, in der Hoffnung, dass die Lichtung weit genug reichte oder der Boden davor nicht zu schlecht war, sonst hätte es Ärger gegeben. Es gab kein Zurück, und das Pferd schien das auch so zu sehen, denn es galoppierte, was das Zeug hielt, und wie es das Glück wollte, führte uns die Lichtung auf eine grasbewachsene Ebene. Auf dem offenen Gelände angekommen, bog ich scharf ab, und das Nashorn rannte an mir vorbei und störte die Karawane, obwohl es nicht direkt an sie herankam. Es hatte sich in rotem Schlamm gewälzt und sah, wie es auf der Seite lag, wie ein Ameisenhügel aus.

Die Erwähnung des Revolvers, um das Nashorn von dem Jungen abzulenken, erinnert an einen der seltsamsten Jagdzwischenfälle, die ich kenne. Ein Beamter, der in Nyeri nahe dem Mount Kenya stationiert war – ein Distrikt, in dem es vor einigen Jahren von Nashörnern wimmelte –, wollte sie fotografieren und zog bewaffnet mit seiner Kamera

und einem langen .38er Revolver aus; er wurde von einem Freund mit einer 8-Bore-Doppelbüchse unterstützt. Ein Nashorn wurde gefunden, angepörscht, und der Fotograf machte sich daran, seine Kamera in Ordnung zu bringen. Vielleicht war er zu anspruchsvoll, was die Pose oder den Blickwinkel betraf, denn sein Modell wurde unruhig und kam näher, um zu sehen, was vor sich ging. Der Fotograf, der es abwehren wollte, zog seinen Revolver und feuerte. Er dachte nicht daran zu treffen; der Schuss wurde in der Absicht abgefeuert, es in der üblichen Weise zu erschrecken, aber die Kugel traf das Tier im Nacken. Es hätte eigentlich kehrtmachen und davonlaufen müssen, nach allen Regeln und Präzedenzfällen, aber das tat es nicht; es fiel auf der Stelle tot um! Der Mann mit der 8-Bore feuerte noch einen Schuss hinterher, aber der war nicht nötig, denn, wie mir beide Männer versicherten, das Nashorn fiel durch jene .38er Revolverkugel tot um.

Es besteht kein Zweifel, dass ein Nashorn, wie jedes andere Tier, leicht mit einer kleinen Büchse getötet werden kann, wenn – ich sage *wenn* – man genau die richtige Stelle trifft; aber ich muss nicht hinzufügen, dass dies kein Argument für die Verwendung einer leichten Büchse (geschweige denn eines Revolvers) für ein so großes Tier ist. Die Bemerkung zur „richtigen Stelle“ lässt mich daran denken, dass der häufigste Fehler des Anfängers darin besteht, die Kugel für den Herzschuss zu weit hinten anzusetzen. Der Punkt, den man wählen sollte, wenn das Tier seitlich steht, ist meiner Meinung nach fast durch die Schulter und ein Drittel des Weges vom Boden der Brust gemessen. Wenn ich den Herzschuss versuche, möchte ich ein ganz klein wenig weiter hinten sein, um meine Kugel etwa 1 Fuß hinter der Schulter anzusetzen, aber so gerichtet, dass sie unterhalb des Schultergelenks auf der anderen Seite auftrifft. Auf diese Weise hätte man eine gute Chance, einige der großen Blutgefäße zu durchschneiden und das Herz zu erreichen.

Einmal, als wir in den Aberdare-Bergen Buschböcke trieben, saß ich am steilen Hang und beobachtete die Ebene darunter, über die ich erwartete, dass die Jungen das Wild treiben würden. Statt Buschböcken kam ein sehr stattliches Nashorn daher. Als es direkt vor mir und etwa 100 Yards entfernt war, hielt es an, wandte mir den Rücken zu und lauschte dem Herannahen der Jungen. Ich verpasste ihm eine .450er zwischen die Schultern, was es herumwirbeln ließ, gerade rechtzeitig, um eine weitere Kugel in die Rippen zu erhalten. Als es den zweiten Schuss spürte, rannte es bergab, etwa 100 Yards weit, dann versagten plötzlich seine Beine, und es überschlug sich wie ein Kaninchen, mausetot.

Kein Tier leidet mehr unter dem einheimischen Jäger. Die Wandorobo haben es schon immer als leichte Beute betrachtet, machten sich aber nicht viel daraus, bis der Handel mit Hörnern die Verfolgung profitabel machte. Diese Leute benutzen hauptsächlich die vergiftete Harpune, ähnlich einem Elefantenspeer, aber der langklingige Masai-Speer wird manchmal in einer Weise eingesetzt, die Erwähnung verdient. Die Methode besteht darin, sich an ein schlafendes Nashorn heranzupörschen und den Speer ziemlich weit hinten einzustoßen, jedoch so weit wie möglich nach vorne gerichtet. Dies setzt natürlich die Abwesenheit von Nashornvögeln voraus, die das Opfer vor der Gefahr warnen würden.

Masai-Moran töten manchmal ein Nashorn, besonders wenn das Tier das Weidegebiet ihres Viehs heimsucht. Sie benutzen ihre Kriegsspeere und unternehmen große Anstrengungen, den Schwanz zu packen und die Waffe durch die weiche Körperwand nach vorne in das Herz oder die Lunge zu stoßen. Ich sah einmal, wie einer meiner Männer ein verwundetes Nashorn am Schwanz packte und seinen Speer immer wieder mindestens 2 Fuß tief in den Körper stieß. Derselbe Mann begrub seinen Speer in einem Tier, das die Gruppe angriff, während er bei Mr. Radclyffe Dugmore war, der Nashörner fotografierte.

Die Wakamba töten es sowohl wegen des Fleisches als auch wegen der Hörner. In der Regel benutzen sie vergiftete Pfeile oder Fallgruben, und der Gebrauch der ersteren trägt

einiges zur Aggressivität der Nashörner in ihrem Land bei. Ein Pfeil, aus nächster Nähe abgefeuert – und sie werden aus sehr kurzer Distanz abgefeuert, da das Land größtenteils mit Busch bedeckt ist –, wird bei einem Volltreffer leicht die Haut durchdringen. Aber wie es oft vorkommen muss, trifft der Pfeil nicht genau; er prallt ab, verursacht eine Schnittwunde, und da er vergiftet ist, ist das Ergebnis eine eiternde Wunde, die das Temperament nicht gerade verbessert. Eine ganze Reihe von Wakamba wird im Busch getötet, hauptsächlich Frauen und alte Männer; alte Frauen mit Brennholzlasten sind häufige Opfer. Die Jäger sind flink genug, um bei einem Angriff aus dem Weg zu gehen.

Die eigene Einstellung gegenüber dem Nashorn wird weitgehend durch die Zusammensetzung der Karawane bestimmt. Wenn man Träger hat, die Lasten tragen, betrachtet man seine Anwesenheit mit Gelassenheit; im schlimmsten Fall bedeutet ein Angriff abgeworfene Lasten und die Flucht der Männer auf die Bäume. Wenn man jedoch Packtiere hat, liegt der Fall anders. Ein Angriff bedeutet dann Ärger, und zwar reichlich. Die Maultiere, Esel oder Kamele flüchten in Panik und werfen ihre Lasten im Laufen ab – das kann über Meilen hinweg geschehen, was den zeitweisen oder gänzlichen Verlust Ihrer Transportmittel bedeutet. Einmal, am Mount Nyiro, schickte ich meine Packtiere, Kamele und Maultiere, zurück nach Lisamis, um Vorräte und „Posho“ (Verpflegung) zu holen, und erwartete sie nach acht Tagen zurück. Sie kehrten erst nach zwanzig Tagen zurück, was mich ohne Verpflegung für die Männer und ohne jegliches Essen für mich selbst zurückließ. Die Verzögerung war durch ein Nashorn verursacht worden, das die gesamte Kolonne in die Flucht geschlagen hatte, woraufhin sich alles nach Belieben zerstreute. Glücklicherweise kehrten alle Tiere schließlich nach Lisamis zurück, und meine Männer fanden sie dort in einer Samburu-Manyatta. Aber viel „Posho“ war verloren gegangen und mehrere Kisten waren zerbrochen. Das ist die Art von Dingen, die Gefühle gegen das Nashorn wecken. Früher war ich sein leidenschaftlicher Fürsprecher. Jetzt schätze ich es weniger.

KAPITEL XVI

FLUSSPFERD (HIPPO)

Ein uninteressantes Tier – Ursprüngliche Lebensweise wahrscheinlich tagaktiv – Heute dort tagaktiv, wo es ungestört ist – Fortpflanzungsgewohnheiten wenig bekannt – Mutter tapfer in der Verteidigung – Lärmende Kreaturen, wo ungestört – Nutzung von Wasserpflanzen zum Verbergen der Nüstern – Wanderungen auf der Suche nach Veränderung – Saisonale Migrationen – Große Ansammlung im Lorian-Sumpf – Eine „Schlammbank“ – Pirsch mit der Kamera – Furchtlosigkeit – „Darby und Joan“ beim Ausruhen – Rücksichtlose Älteste – Ein Kampf – Art früher geschützt – Massiver Schaden an Kulturen – Methode der Eingeborenen zum Fernhalten von Feldern – Töten eines Eindringlings – Eingeborene schwelgen in Fleisch – Angewohnheit, Kanus umzuwerfen – Flusspferde großer Gewässer bösartiger als andere – Schutz für den Naivasha-See aufgehoben – Töten eines gefährlichen Flusspferds – Bösartige Flusspferde im Viktoriasee – Das schwer verwundete Flusspferd kommt immer an Land – Seltsames Verhalten eines Flusspferds in Kisumu – Es erweist sich als blind – Uganda-Flusspferde wilder als jene der Kenia-Kolonie – Zahlreich am Tana – Das Schießen – Wenig sportlich – Jagd durch Eingeborene am Sambesi – Peitschen aus Haut.

Ich zögere etwas, ihm ein eigenes Kapitel zu widmen, denn von allen großen Tieren Afrikas ist es das am wenigsten interessante. Die aquatische Lebensweise, kombiniert mit der nächtlichen Aktivität, schützt es weitgehend vor dem Menschen und entzieht es zudem jener Beobachtung, die Informationen von bleibendem Wert liefern könnte. Ich neigte übrigens zu der Annahme, dass das Flusspferd in Zeiten, als es weniger vom Menschen gestört wurde, tagsüber umherzog, denn an entlegenen Orten ist seine Lebensweise tagaktiv; an einigen abgeschiedenen Abschnitten des Tana-Flusses, im Lorian-Sumpf und gelegentlich im Naivasha-, Elmenteita- und Nakurusee ist es bei Tageslicht zu sehen. Dies sind, soweit mein Wissen reicht, die einzigen Orte, und unter schon geringem Druck nimmt es die nächtliche Gewohnheit seiner Artgenossen anderswo an.

Über die Fortpflanzungsgewohnheiten ist wenig bekannt. Ich weiß, dass bei der Geburt ein einzelnes Kalb zur Welt kommt, und ich weiß, dass Kälber immer präsent sind, wenn eine Herde an einem entlegenen Ort gefunden wird, woraus ich schließe, dass Flusspferde zu allen Jahreszeiten brüten. Das Junge ist oft auf dem Rücken der Mutter zu sehen, wenn sie schwimmt, aber es wird manchmal im Schutz des Flussufers zurückgelassen, um den Tag über zu schlafen. Es ist unklug, sich Freiheiten gegenüber einem Kalb herauszunehmen, wenn man zufällig eines im Wasser findet. Eine Bootsbesatzung in einer der Salzwasserbuchten an der Küste fing ein Junges und nahm es an Bord, woraufhin die Kuh sie so heftig angriff, dass sie froh waren, den Jüngling wieder über Bord zu setzen, bevor ihr Boot zertrümmert wurde oder kenterte.

In Gebieten, in denen sie unbehelligt leben, sind Flusspferde lärmende Kreaturen, besonders nachts, wenn sie am aktivsten sind. Ihre Äußerungen sind unbeschreiblich und lassen sich kaum schriftlich festhalten. Sie grunzen mit zunehmender Lautstärke, bis es an die Stimme eines Löwen erinnert; dann wechselt ihre Melodie in eine höchst außergewöhnliche Serie von Knurren, die sich in Tiefe und Volumen von dem Knurren – oder überhaupt von Geräuschen – jedes anderen Tieres unterscheiden. Persönlich halte ich die Stimme des Flusspferds für die unheimlichste aller Stimmen der

Nacht, aber zweifellos ist dieser Eindruck zum Teil darauf zurückzuführen, dass man sie nur an den abgelegensten und einsamsten Orten hört. Unter gewöhnlichen Bedingungen ist das einzige Geräusch, das man am Tag von ihm hört, das „Mu-u-u“, das durch das Einströmen von Luft entsteht, wenn es zum Atmen an die Oberfläche kommt; es ist dieses charakteristische Geräusch, das dem Tier am Sambesi seinen einheimischen Namen eingebracht hat.



HIPPO IN THE LORIAN SWAMP.
("They came to see what I was doing.")

Die Grunz- und Knurrlaute sind für Fremde oft sehr alarmierend; sie sind sogar furchteinflößender als das Brüllen des Löwen, wenngleich weder so majestätisch noch so laut. An sehr entlegenen Orten kann man sie auch tagsüber hören, aber das ist eher die Ausnahme, denn die Stunden des Tageslichts werden an Land verbracht, schlafend in der Sonne.

Flusspferde, die in Distrikten leben, in denen sie mit Störungen rechnen müssen, kommen nicht in den Genuss des Luxus, so zu sonnen; sie verbringen den Tag im Wasser versunken, nur die Nüstern über der Oberfläche, und diese unter einem überhängenden Busch oder zwischen treibenden Wasserpflanzen verborgen. In dieser Haltung ist es fast unmöglich, ihre Anwesenheit zu entdecken, selbst wenn der verdächtige Ort sorgfältig untersucht wird. Sollte ein Schuss auf ein Flusspferd abgefeuert werden, das weiß, was ein Mann mit einem Gewehr bedeutet, wird es scheinbar verschwinden. Jedes Tier hat unter einem winzigen Stück jener oben erwähnten Deckung Zuflucht gesucht und bleibt dort. Sie zeigen bemerkenswertes Geschick bei der Wahl solcher Verstecke. Tatsächlich zeigen sie nur dort weiterhin ihren Kopf und bieten Gelegenheit für wiederholte Schüsse, wo sie noch nicht viel vom Menschen behelligt wurden.

Flusspferde legen überraschend weite Strecken vom Wasser zu einem Futterplatz oder zu einem anderen Strom oder Sumpf zurück. Im Rift Valley ziehen sie häufig von einem See zum anderen und legen dabei Reisen von zehn oder fünfzehn Meilen zurück; ich habe ihre Fährten weit entfernt vom Wasser an Orten gesehen, wohin sie zum Fressen gekommen waren. Die Regenzeit weckt im Flusspferd den Unternehmungsgeist; dann bricht es auf, um ein wenig von der Welt zu sehen oder um Luft- und Szenenwechsel zu genießen, sicher im Wissen, dass „Wasser, Wasser überall“ die Dinge für es einfach machen wird. Es begibt sich mit einer gewissen Methode auf seine Reisen: Es arbeitet sich den eigenen Fluss hinauf, zweigt in den kleinsten Nebenfluss ab, folgt diesem bis zur

Quelle und schlägt sich dann kühn querfeldein zu einem anderen Strom oder Sumpf durch. Es gibt Sümpfe, in denen nur während der Regenzeit Wasser zu finden ist, und das Tier stattet diesen einen Besuch ab. Ich kenne mehrere, die, solange das Wasser tief bleibt, ein oder zwei Flusspferde beherbergen; aber sobald diese Orte auszutrocknen beginnen, ziehen die vernünftigen Bestien ab und wandern zurück zu ihrem eigenen Fluss.

Während einer Dürre kehren sie die Richtung ihrer Wanderung um und arbeiten sich flussabwärts zu den tiefen Gumpen vor; in solchen Zeiten sammeln sich große Zahlen an einem Ort. Der wunderbarste Anblick, den ich je erlebt habe, war eine riesige Versammlung von Flusspferden im Lorian-Sumpf. Es war während einer lang anhaltenden Dürre, was ein so ungewöhnliches Spektakel erklären mag, denn ein oder zwei Personen, die seitdem dort waren, erzählten mir, sie hätten im Sumpf selbst nur sehr wenige gesehen, während sie viele im Fluss fanden. Meine Erfahrung war genau umgekehrt. Die große Ansammlung, die ich sah, befand sich im Sumpf – im Fluss waren nur wenige Flusspferde.

Ich war gerade mit einigen Jungen beschäftigt, einen kleinen Bach nach Fischen für meine Sammlung abzusuchen, als uns eine plötzliche Aufregung erschreckte; 10 oder 15 Yards entfernt stand ein altes Flusspferd und blickte aus dem Wasser. Offenbar konnte es uns nicht so deutlich sehen, wie es wünschte, denn nach einer Minute bewegte es sich heraus, bis es halb auf der Bank stand, wo es innehielt, um seine Prüfung fortzusetzen; dann, zufrieden damit, dass wir seiner Aufmerksamkeit nicht wert waren, glitt es zurück, um sich durch das seichte Wasser zu entfernen, wobei sein Rücken entblößt blieb. Nachdem wir das Netz eingeholt und die Beute verstaut hatten, dachte ich mir, ich könne genauso gut nachsehen, was aus ihm geworden war, und ging hinüber zu dem Bach, den es hinaufgezogen war. Ich sah es leise seinen Weg entlang des Bettes nehmen, wobei sein Rücken sichtbar wurde, wenn es eine Untiefe passierte. Wo es tief war, schwamm es nicht, sondern lief über den Grund, und zwar so langsam, dass ich bequem schneller zu Fuß gehen konnte. Ich habe mich oft gefragt, wie tief ein Flusspferd tauchen kann, ohne unter dem Druck zu leiden. Ich bezweifle, ob sie lange in großer Tiefe bleiben könnten, obwohl sie außergewöhnlich lange unter Wasser bleiben können, ohne zum Atmen aufzutauchen. Der Bach, in dem dieses Tier lief, bot keine Gelegenheit zur Klärung der Frage – er war nirgends tief –, und weil das Tier sehr fett war und wir dringend Fett zum Kochen brauchten, schoss ich es. Der Knall des Gewehrs wurde mit einem Chor aus Grunzen und anderen unheimlichen Geräuschen aus dem angrenzenden Sumpf beantwortet; nachdem ich einen Jungen zurück zum Lager geschickt hatte, um Männer zu holen, die das benötigte Fett vom toten Flusspferd nehmen sollten, machten wir uns auf den Weg bachabwärts zu einem dichten Schilfgürtel. Als wir diesen passierten, veranlasste mich die Anzahl der Kuhreiher, die über etwas flogen, das wie eine Schlammbank aussah, anzuhalten und das Fernglas zu benutzen. Was ich sah, verschlug mir den Atem, und wirklich, wenn ich nicht die Fotografien hätte, um deren Zeugnis zu stützen, wäre ich immer noch geneigt, meinen eigenen Augen zu misstrauen. Die Reiher kreisten nicht über einer Schlammbank, sondern über einer Masse von Flusspferden! Soweit ich sehen und schätzen konnte, mussten dort mindestens hundert dieser Ungetüme liegen, entweder am seichten Rand oder treibend mit den Köpfen über Wasser, alle eng zusammengepfercht. Unter ihnen befand sich eine Anzahl kleiner Krokodile, von denen nur die Köpfe aus der Oberfläche ragten. Glücklicherweise stand der Wind günstig, und ich hatte keine Mühe, bis auf etwa 70 Yards heranzukommen. Dort endete der Hauptschilfgürtel, aber einige vereinzelte Büschel boten Deckung für ein weiteres Vorrücken. Ich beobachtete die Flusspferde eine Zeit lang und stellte dann die Kamera auf, bevor ich begann, zu einem kleinen Schilfbündel innerhalb von 50 Yards Entfernung zum nächsten Tier zu kriechen. Ich erreichte es und arbeitete mich – sehr langsam und vorsichtig, denn dies war eine Gelegenheit, von der ich wusste, dass sie mir vielleicht nie wieder geboten würde – in volle Sichtweite vor, um ein Bild zu machen. Meine gewissenhafte Sorge, die Tiere nicht

zu stören, war vergeudet. Während ich in voller Sichtweite stand, sahen mich zwei oder drei von ihnen und kamen herbei, um zu sehen, was ich da trieb!



Niemals zuvor war ich erstaunter; sie kamen ruhig näher, bis sie etwa 10 Yards vom Ufer entfernt waren, auf dem ich stand, starrten einen Moment lang und schwammen dann davon, um sich wieder ihren Freunden anzuschließen. Sie ließen sich von der Anwesenheit eines Menschen so wenig stören wie ihre Verwandten im Zoo. Nach diesem Beweis des Vertrauens legte ich alle Vorsichtsmaßnahmen beiseite, stellte mich dorthin, wo sie mich nach Belieben beobachten konnten, und belichtete eine Anzahl von Platten. Bald begannen einige aus der Menge wegzuziehen, jedoch ohne jedes Anzeichen von Alarm. Sie zogen die kleinen Bäche entlang und aus dem Sichtfeld, aber ihre Wahl des Rückzugsortes schien die Chance auf eine noch nähere Ansicht zu versprechen, und so ging ich zu einem anderen Schilfstück und beobachtete erneut. Ich war nun innerhalb von 25 Yards zum nächsten Tier und konnte sehen, dass, während sich etwa dreißig im Tümpel befanden, weiter oben in einem der Bäche noch mehr waren. Es war eine seltene Gelegenheit, das häusliche Leben des Flusspferds zu beobachten, also setzte ich mich mit einer Pfeife nieder, um das Beste daraus zu machen. Ich saß dort zwei Stunden lang und rauchte, die Tiere völlig unbeirrt; einige schwammen in wenigen Fuß Entfernung vorbei; einmal kam eine Kuh mit ihrem Kalb heraus und fraß dicht bei mir, aber leider verhinderte das Schilf ein gutes Foto.

Die Tiere schienen einen bestimmten Bach hinaufzuziehen, also beschloss ich zu folgen. Es war kein leichtes Vorreisen. Ich musste mir meinen Weg durch weichen Schlamm bahnen, der von den Füßen sowohl der Flusspferde als auch der Elefanten voller Löcher gestampft war, und da einige dieser Fußlöcher 5 Fuß tief waren, wird man verstehen, dass das Tragen einer großen Kamera schwierig war. Aber eine Szene wie jene, mit der ich konfrontiert wurde, verlockt zu Schlimmerem als Schlamm, und schließlich erreichte ich festen Boden. Dann sah ich das, was erneut zur Vorsicht riet – „Darby und Joan“ beim Ausruhen. Ich neigte zu der Ansicht, dass der Instinkt, der beim Anblick von Wild erwacht, wenn man ein Gewehr in der Hand hält, zu noch kräftigerer Vitalität angestachelt wird, wenn die Waffe die friedliche Kamera ist. Ich markierte Darby und Joan und beschloss, ihr Bild zu bekommen oder ... Es gab keine Alternative. Ich musste das Foto haben.

Ich sammelte eine Menge Schilf, band es zu kleinen Bündeln zusammen und befestigte diese an verschiedenen Teilen meiner Anatomie, um meine Umrisse aufzubereiten. Flusspferde sind an Schilf gewöhnt, und vielleicht würde ich in den schläfrigen Augen von Darby und Joan für ein Gebüsch durchgehen, wenn ich sehr vorsichtig wäre. Derart getarnt und in einem Tempo, das eine aktive Schildkröte ungeduldig gemacht hätte, kroch ich auf das Paar zu und gelangte – welch eine Freude! – bis auf 12 Yards heran, bevor ich auslöste. Ich hatte gerade das Bild gemacht, als ein weiterer alter Bulle den Bach heraufkam und nach einem grunzenden und knurrenden Streit mit den beiden Besitzern herauskletterte, um sich dicht neben ihnen niederzuwerfen. Darby und Joan waren offensichtlich die ersten Ankömmlinge in einem bevorzugten Schlafsaal gewesen, denn kaum hatte sich der Bulle niedergelassen, begannen weitere Flusspferde einzutreffen. Es war ein wunderbarer Anblick. Sie kamen einzeln, paarweise oder zu dritt, alt und jung, und sie legten sich in einer Masse nieder, buchstäblich in Haufen, denn es schien die anerkannte Sitte zu sein, dass sie einander als Kissen benutzten. Sie lagen dort in der Sonne wie tote Dinge – zumindest die alten. Die Kälber waren weniger ruhebedürftig, liefen um ihre Senioren herum, über sie hinweg und zwischen ihnen hindurch, und man konnte ihnen ihre Rastlosigkeit kaum verübeln. Wenn sich ein kleiner Kerl hinlegte, kam immer ein großer und setzte sich auf ihn; es war offenkundig Flusspferd-Tradition, die Kinder als Kopfkissen zu benutzen. Der Große ließ sich einfach auf das unglückliche „Toto“ nieder, woraufhin ein verzeihliches Unwetter aus Quieken von dem halb zerquetschten Leidtragenden folgte, bis es ihm gelang, sich aus der tonnenschweren Masse herauszuwinden, die nicht die geringste Notiz von seinen Schreien und Kämpfen nahm. Einmal entkommen, schlurfte das Kleine ein bisschen umher, fand es dann gemütlich und schlief ein.

Es war zugleich die charmanteste und komischste Szene aus dem Tierleben, die ich je miterlebt habe. Ich ertrug die Moskitos, die sich an Gesicht und Händen gütlich taten, bis ich es nicht mehr aushielt. Man musste ihnen eine freie Mahlzeit zugestehen, denn in so großer Nähe zu den Flusspferden wagte ich es nicht, die Plagegeister wegzuschlagen. Sie setzten mir ziemlich zu, aber es war den Preis wert.

In einem Moment dachte ich, ich sei entdeckt worden; zwei Bullen kamen in Windrichtung aus dem Wasser und stürzten plötzlich wieder zurück. Eine Minute lang glaubte ich, sie hätten genug von meiner Witterung aufgenommen, um Verdacht zu schöpfen, ohne sie tatsächlich zu alarmieren, aber das war nicht der Fall. Es hatte wohl bei ihrem Weg zum Ufer eine Meinungsverschiedenheit gegeben, und sie beschlossen, diese auf der Stelle auszutragen. Der Rest der Flusspferde hob nicht einmal den Kopf, um zu sehen, was vorging, und die beiden fochten es unter gewaltigem Wühlen und Spritzen und einem Sturm aus Grunzen und Schnauben aus. Sie bissen wütend nacheinander, wobei das Ziel beider zu sein schien, den Gegner am Nacken zu packen und seinen Kopf unter Wasser zu drücken. Wenn die riesigen Stoßzähne die Haut verletzen, ist die resultierende Wunde schrecklich, aber ich glaube nicht, dass dies oft geschieht, da man am Nacken eines Bullen oft große oberflächliche Kratzer sehen kann, aber keine solche Narbe, die einen erfolgreichen Biss verraten würde. Manchmal jagt der Sieger den Besiegten aus dem Tümpel, in dem der Kampf stattgefunden hat. Im vorliegenden Fall schwammen die beiden Kontrahenten nach dem Kampf den Bach hinauf und passierten mich in wenigen Yards Entfernung.

Als ich dazu kam, die Platten zu entwickeln, erlebte ich eine schreckliche Enttäuschung. Durch ein Missgeschick hatte mein Junge mir eine Kassette gegeben, die ich bereits benutzt und ihm zurückgegeben hatte, sodass vier Belichtungen auf zwei Platten erfolgt waren. Glücklicherweise war das Porträt von Darby und Joan in Ordnung und andere kamen gut heraus, so tröstete ich mich.

Einige Jahre lang war die Art überall geschützt, aber man musste erkennen, dass Feldfrüchte und Flusspferde im selben Distrikt nicht gedeihen können und dass das Tier weichen muss, wenn Ackerbau erwünscht ist. Auf der Uganda-Seite des Sees richteten die Flusspferde so viel Schaden an den *Shambas* an, dass sie von der Liste der geschützten Tiere gestrichen werden mussten, und derselbe Schritt wurde uns auch anderswo aufgezwungen. In den Reisanbaugebieten nahe der alten anglo-deutschen Grenze (Vanga ist der Ort, den ich im Sinn habe) habe ich gesehen, wie ganze Felder durch ihre Einfälle ruiniert wurden, denn das Flusspferd frisst viel, und was es nicht frisst, zertrampelt es, sodass für den Besitzer einer Shamba von einem Acre Größe sehr wenig übrig bleibt. Der schwarze Mann versucht, es auf Distanz zu halten, indem er einen Zaun aus Schnüren errichtet, an den er Blechstücke, Muscheln und ähnliche Kleinigkeiten hängt, die klappern. Dies, entlang des Wasserrands gespannt, weckt in der Regel den Argwohn des Flusspferds, wenn es zum Fressen herauskommt; aber wenn es wirklich hungrig ist, trotz es der Gefahr, läuft unerschrocken durch das Geklapper und frisst sich satt.

Das erste Flusspferd, das ich in Ostafrika tötete, war eines, das wegen Hausfriedensbruchs zum Tode verurteilt worden war. Beschwerden wurden von den Eingeborenen nahe Shimoni eingereicht, und ich ging hin, um die Sache zu untersuchen. Ich wurde von einer gekränkten Bevölkerung empfangen, die mich zu ihren beschädigten Reisfeldern eskortierte. Ihre Klagen waren nur zu wohlbegründet. Die Ernten waren massenhaft zertrampelt worden, und das Land war übersät mit Flusspferdfährten, die von Sumpf zu Sumpf führten, bis sie schließlich das Versteck der Marodeure an der Mündung des Ramisi-Flusses verrieten. Als ich dort ankam, war keines zu sehen, also ging ich zurück ins Lager, ein paar Meilen flussaufwärts. Am nächsten Morgen kehrten wir in einem Kanu zur Flussmündung zurück und fanden ein Flusspferd auf einer Sandbank liegen; es ging ins Wasser, als wir uns näherten, also ließen wir das Boot treiben, bis es auf der Sandbank aufsetzte, und warteten, bis das Tier untertauchte. Dann sprang ich an Land, rannte über den Sand und legte mich hin, um nach seinem Wiederauftauchen Ausschau zu halten. Die verräterische Kräuselung bewegte sich, und sein Kopf tauchte auf, aber zu weit weg. Sein Kopf sank wieder und gab mir die Gelegenheit für einen Lauf zur anderen Seite der Sandspitze; als der Kopf zum zweiten Mal auftauchte, gab ich einen Schuss ab. Ich hörte deutlich den Einschlag der Kugel, aber keine Kräuselung oder Welle zeigte an, dass sie Wirkung gezeigt hatte; der Kopf sank, und das war alles. Aber ich hatte es erwischt; ein paar Minuten später verfärbte ein schwacher roter Fleck das Wasser, wo es untergegangen war. Ich rief die Männer, und sie fanden es vom Kanu aus bald. Mein Teil der Arbeit war erledigt. Ein Taucher ging mit einem Seil hinunter und tauchte wieder auf, nachdem er das Ende am Kadaver befestigt hatte. Ich glaube nicht, dass mehr als ein paar Minuten vergingen, bis das Flusspferd am Ufer lag, umringt von gierigen Eingeborenen. Woher sie kamen, weiß ich nicht, aber das Land, das zuvor verlassen und still war, wurde lebendig mit hungrigen schwarzen Leuten, die mit Messern bewaffnet waren und darauf brannten, anzufangen. Ich sah zu, wie meine Jungen die Haut abzogen, und zog mich dann, da es zu regnen begonnen hatte, in das Dorf zurück, um Schutz zu suchen. Die Eingeborenen machten sich an die Arbeit, und bald wurde das Fleisch in riesigen Brocken zur Verteilung ins Dorf gebracht. Es gibt Gelegenheiten, da fühlt man sich als Wohltäter. So fühlte ich mich, als ich glücklichen alten Frauen zusah, wie sie unter großen Stücken des Flusspferds, das ihren Reis gefressen hatte, davontaumelten. Das Blatt hatte sich gewendet, und sie würden es essen, und Eingeborene mögen Fleisch lieber als Reis.

Wären die Tiere nicht schon wegen ihrer Raubzüge auf Ernten geächtet, würden sie die Strafe manchmal wegen der Häufigkeit erleiden, mit der einzelne Individuen einheimische Kanus angreifen. Ich nehme an, es wäre kein Beitrag zum allgemeinen Wissensschatz, wenn ich meine eigene Überzeugung darlegte, dass die wohlbekannte Angewohnheit, Boote umzuwerfen, das Ergebnis von „Tücke“ ist – schiere Bössartigkeit, wenn Sie den Ausdruck bevorzugen –, aber eines weiß ich: Die Flusspferde eines Distrikts erhalten

einen schlechten Ruf durch das Fehlverhalten eines einzigen Mitglieds ihrer Gemeinschaft, und dieser Übeltäter kann ohne Schwierigkeiten identifiziert werden.

Flusspferde, die in den großen Seen und Flüssen leben, scheinen viel häufiger bösartig zu werden als Tiere, die sich in Gewässern geringeren Ausmaßes aufhalten. Vor einigen Jahren führten wir eine spezielle Gesetzgebung ein, um das Flusspferd in den Seen des Rift Valley zu schützen. Dies wurde mit zufriedenstellenden Ergebnissen in Bezug auf Elmenteita und Nakuru durchgesetzt, musste aber in Bezug auf den Naivasha-See zurückgenommen werden. In diesem größeren See wurden die Tiere so wild und richteten so viel Schaden an, wenn den Eingeborenen das Töten untersagt war, dass wir das Schießen wieder erlauben mussten. Ich glaube nicht, dass Töten in Maßen schaden wird. Am nördlichen Ende des Sees erstrecken sich meilenweite Papyrussümpfe, in denen das Flusspferd ungestört und, wenn es klug ist, nicht störend leben kann. Der Nakurusee ist übrigens der einzige im Rift Valley, auf dem es anderen Verkehr als die Kanus der Eingeborenen gibt. Viele der Farmer halten Segel- oder Motorboote, um den See zu überqueren, und die Flusspferde scheinen die Passage solcher Fahrzeuge übel zu nehmen und greifen sie in entschlossenster Weise an. Ein oder zwei sehr knappe Entkommen wurden gemeldet.

Zweimal habe ich erlebt, wie eines feindselige Demonstrationen gegenüber meinem Kanu machte – einmal an der Küste nahe Shimoni und das andere Mal am Viktoriasee. Die erstere Erfahrung war unangenehm, da das Tier ganz unerwartet angriff. Ich erfuhr später, dass es ein bekannter schlechter Charakter war, der mehr als ein Kanu umgeworfen und nicht lange zuvor einen Mann getötet hatte. Ich habe nie einen Mann gesehen, der von einem Flusspferd getötet worden war, und hoffe inständig, dass mir dieser Anblick erspart bleibt. Vor einiger Zeit wurde ein Esel beim Überqueren des Nzoia-Flusses nahe Mumias gepackt; er wurde fast in zwei Teile gebissen; das Opfer eines Krokodils hätte einen weniger schaurigen Anblick geboten.

Zweimal wurde ich gerufen, um Flusspferde zu vernichten, deren Neigung, unprovokiert Kanus anzugreifen, extreme Maßnahmen erzwang. Eines lässt sich über eine solche Aufgabe sagen – nämlich, dass man ziemlich sicher den Übeltäter erwischt und nicht einen unschuldigen Nachbarn von ihm. Ich wollte gerade sagen, dass wir das erste verurteilte Flusspferd ohne die geringste Mühe fanden, aber das hieße, die Sache falsch darzustellen; es fand uns. Es war an der Küste, wo die Art in den Salzwasserbuchten häufig ist, und das erste Anzeichen seiner Anwesenheit war sein Kopf in Ruderlänge vom Boot entfernt. Es tauchte unter, bevor ich, überrascht wie ich war, die Hand an das Gewehr legen konnte; aber als es wieder auftauchte, machte ein einziger Schuss ihm ein Ende. Wir hatten einige Mühe, den Kadaver an Land zu bekommen, aber das Wasser war seicht genug, um einem Mann das Tauchen zu ermöglichen, der ein Seil um einen Fuß befestigte. Danach wurde das Tier zum Wasserrand geschleift, woraufhin die übliche schreiende Menge und das Gerangel um das Fleisch folgten; Männer schnitten, Frauen trugen. Die Flusspferde in den Salzwasserbuchten sind im Allgemeinen in sehr schlechtem Zustand; das Gleiche gilt für jene in den brackigen Gewässern des Naivasha.

Es gibt einige problematische Individuen im Viktoriasee. Ich hatte dort einmal ein interessantes Erlebnis, als ich auf dem Wasserweg nach Kisumu reiste, als Reaktion auf eine Beschwerde, dass ein Flusspferd Kanus zerstöre. Wir passierten gerade die Stelle, an der ein Flusspferd wenige Tage zuvor eine Bootsbesatzung ins seichte Wasser getrieben hatte, als ein alter Bulle die kleine Herde verließ, die sich in einiger Entfernung vergnügte, und direkt auf uns zukam. Es ist zu bemerken, dass das Tier, wenn es auf diese Weise kommt, weit unter der Oberfläche schwimmt und in Abständen auftaucht, um seine Lungen zu füllen und zweifellos um die Richtung beizubehalten. Das Flusspferd tauchte innerhalb weniger Yards auf und verschwand, nachdem es die Kugel, die ich für es

bereitgehalten hatte, in den Kopf erhalten hatte, in einem Gischtwirbel. Es erschien wieder etwa 50 Yards entfernt, und ich verfehlte es völlig. Dann wandte es sich zu meiner Überraschung dem Ufer zu, verließ das Wasser und lief landeinwärts – in der Nähe eines Dorfes. Es wurde gesehen, und sofort bewaffneten sich zehn oder zwölf Männer mit ihren langen Speeren und nahmen die Verfolgung auf. Ich konnte nicht bleiben, um das Ende der Jagd zu sehen, habe aber keinen Zweifel, dass die Männer es töteten, und das ohne große Anstrengung; denn die Tatsache, dass es an Land ging, bewies, dass es schwerer verwundet war, als sein Verhalten nach Erhalt der Kugel vermuten ließ. In der Regel ist das Flusspferd, das sich beim Treffer umherwälzt, nur wenig verletzt. Dieses Tier war ohne Frage der schlechte Charakter, der den Beamten in Kisumu wegen der Zerstörung von Kanus gemeldet worden war; denn obwohl wir auf jener Reise noch viele weitere Flusspferde sahen, belästigte uns keines mehr.

Dass das schwer verwundete Tier an Land kommt, um zu sterben, ist den Eingeborenen wohlbekannt. Nahe den Athi-Fällen bemerkte ich im Jahr 1902 sehr viele Flusspferdschädel auf der Grasebene am Fluss, und eine Nachfrage ergab, dass es die Überreste von Tieren waren, die von den Wakamba während der Hungersnot von 1900–1901 getötet worden waren. Diese Jäger benutzen vergiftete Pfeile, und mir wurde gesagt, dass ein getroffenes Flusspferd ausnahmslos das Wasser verlassen würde, um zu sterben; meine eigenen Beobachtungen seitdem bestätigen diese Aussage. Ich erinnere mich an einen sehr überzeugenden Vorfall, als ein Tier, dem durch die Lunge geschossen worden war, geradewegs auf das Ufer zuhielt und angesichts einer Menge brüllender Eingeborener an Land ging. Der Grund, warum diese Tatsache nicht allgemein bekannt ist, liegt auf der Hand. In der großen Mehrzahl der Fälle wird das Tier in den Kopf geschossen, während es schwimmt, und sinkt sofort ohne Kampf.

Obwohl wir Kisumu ohne weitere Belästigung durch übel gesinnte Flusspferde erreichten, war ich noch nicht fertig mit ihnen. Ich kam an und wurde sofort zum Empfänger einer Beschwerde gegen ein weiteres Tier der Art. Diesem zweiten Übeltäter wurden keine konkreten Verbrechen zur Last gelegt, aber er hatte sich die Angewohnheit angeeignet, nachts in die Stadt einzufallen, und die Leute drängten auf seine Vernichtung. Es war ein seltsamer Geschmack für ein Flusspferd, den es da entwickelt hatte, und ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, bis ich es tötete und das Gebrechen entdeckte, das seine Eskapaden erklären mochte. Ich hatte keine Mühe, mit ihm fertig zu werden; die Dorfbewohner waren nur zu begierig zu helfen. Ich ging zum *Dak-Bungalow* und ruhte mich aus, bis die Wachen meldeten, dass es gekommen sei; dann schlich ich leise zum Wasserrand hinunter und konnte nach wenigen Minuten Warten einen tödlichen Schuss abgeben. Es sank ohne eine Kräuselung, was bewies, dass es tot war, und ich kehrte in mein Quartier zurück, wissend, dass viele Stunden vergehen würden, bis der Kadaver aufschwamm. Früh am nächsten Morgen ging ich hinunter zum Ufer, das von mindestens hundert Wakaverondo gesäumt war, die hungrig auf das tote Flusspferd blickten, das etwa 20 Yards draußen trieb. Die Polizei war vor Ort, sonst wären sie schon längst am Werk gewesen. Mein Befehl, es zu holen, war das Signal für einen ungeheuren Ausbruch angestauter Erregung. Es vergingen kaum mehr als zwei Minuten, bis das tote Tier im Trockenen lag. Ich ging hin, um es mir anzusehen, und die Entschuldigung für seine Eskapaden wurde deutlich. Es war blind. Daher rührten, so stelle ich mir vor, jene unklugen Stadtausflüge, die sein Verderben herbeiführten.

In der Kenia-Kolonie ist es selten, dass Flusspferde ohne Provokation angreifen, aber auf der Uganda-Seite scheint das als nichts Ungewöhnliches zu gelten. Es ist bekannt, dass ein Tier das Wasser verließ und versuchte, den Mann zu stellen, der es verwundet hatte, aber das ist ausgesprochen ungewöhnlich. Die Raubzüge auf Ernten liefern Grund genug, die Flusspferdpopulation niedrig zu halten. Es ist immer bedauerlich, wenn ein Tier geächtet

werden muss, aber unter den neuen Bedingungen im Land wird dieser Schritt manchmal unumgänglich.

Am Tana-Fluss gibt es mehr Flusspferde als in allen anderen mir bekannten Gewässern. Man kann sie dort oft in großen Gruppen sehen, und ich bedaure sagen zu müssen, dass sie bei mehreren Gelegenheiten sehr massiv beschossen wurden, meist von Neulingen. Wer die Eigenheiten der Art nicht kennt, läuft Gefahr, zu einer weitaus umfangreicheren Schlachtung verleitet zu werden, als er beabsichtigt. Er schießt auf den Kopf, sieht ihn lautlos versinken und nimmt an, er habe verfehlt, während er wahrscheinlich getroffen hat. Ein weiterer Kopf erscheint, und der Neuling schießt auf diesen, in der Annahme, es sei dasselbe Tier; und so kommt es nur zu oft vor, dass er eine Anzahl tötet, ohne sich bewusst zu sein, überhaupt eines erlegt zu haben.

Sollte die Kugel scheinbar gar keine Wirkung zeigen, wenn man kein Spritzen und kein Anzeichen eines Kampfes sieht, dann kann man sich ziemlich sicher sein, dass das Tier tot ist, und das Flusspferd wird nicht mehr gesehen werden, bis sein Kadaver erscheint, was oft erst viele Stunden später der Fall ist. Die Zeitspanne, die zwischen dem Tod und dem Aufschwimmen des Körpers vergeht, variiert stark. Wenn das Tier am Morgen getötet wird, wenn der Bauch voll ist, und wenn das Wasser einigermaßen warm ist, wird der Kadaver innerhalb von ein oder zwei Stunden an die Oberfläche steigen, aufgrund der schnellen Bildung von Gasen. Wenn man jedoch am Nachmittag tötet, wenn der Bauch vergleichsweise leer ist, braucht der Körper viel länger, um aufzuschwimmen. Die Temperatur des Wasser ist ein sehr wichtiger Faktor; wenn es wirklich kalt ist, verläuft die Gasbildung viel langsamer. Tatsächlich wird ein selbst am Morgen in sehr kaltem Wasser geschossenes Flusspferd erst am folgenden Tag erscheinen. Daher sollten die Bedingungen, unter denen das Tier getötet wurde, bedacht werden; die Stärke der Strömung, falls in fließendem Wasser getötet, muss berücksichtigt werden. Der Kadaver treibt flussabwärts und kann einige Meilen zurücklegen, bevor er aufsteigt. Wenn in stehendem Wasser geschossen wurde, sollte die Suche sofort beginnen.

Ich werde nichts weiter über das Schießen auf sie sagen. Ich musste sie als Plagegeister vernichten und, sehr gelegentlich, für Nahrung, aber ich betrachte das Schießen auf Flusspferde nicht als Sport; es verdient diesen Namen nicht. Wenn es Sport genannt werden muss, ist es das Zahmste dieser Art, das ich kenne. Der einzige versöhnliche Aspekt, so gering er auch sein mag, ist, dass eine ordentliche Schießkunst erforderlich ist; denn es ist eine sehr schwierige Sache, sicher zu treffen, wenn alles, was man in der Regel zum Anvisieren hat, die hervorstehenden Augen und die Oberseite des Kopfes sind, während das Tier auf einen zuschwimmt. Und selbst so viel bekommt man nicht zu sehen, wo die Tiere oft gestört werden; denn dann sind sie vorsichtig und zeigen nichts als die Nüstern, wenn sie auftauchen, um ihre Lungen zu füllen.

So wie es die Eingeborenen am Sambesi betreiben, ist die Flusspferdjagd so etwas wie Sport; sie beginnen mit Harpunen und beenden es mit ihren Speeren. Ich sah sie einmal vom Deck eines Dampfers aus jagen; und es schien mir eine der gefährlichsten Beschäftigungen zu sein, die ich je gesehen hatte. Die Männer benutzten ihre ältesten Kanus, da die Flusspferde sie beschädigen könnten, und dies trug nichts zur Sicherheit der Insassen bei; zwei- oder dreimal sprangen die Männer über Bord, wenn die Beute nahe ihrem Boot auftauchte. Mit aufrichtigem Bedauern sah ich zu, wie jene Jagd achteraus blieb, während der Dampfer seine Reise fortsetzte. Ich hätte die Sache nur zu gerne bis zum Ende gesehen.

Die Haut hat in Südafrika beträchtlichen Wert als Rohmaterial für Peitschen und Stöcke, wird aber in Ostafrika wenig verwendet, da Nashornhaut viel besser geeignet ist. Die meisten *Kibokos* (Peitschen) werden aus Nashorn hergestellt. Einige Buren sind wunderbar

geschickte Handwerker in diesen dicken Häuten. Ich habe Peitschen gesehen, die einfach perfekt waren; so weich wie möglich und mit größter Genauigkeit verjüngt; sie sind züchtigende Werkzeuge, wenn sie so von einem Experten gefertigt werden.

KAPITEL XVII

BÜFFEL

Allgemeine Verbreitung – Große Variation der Hörner in verschiedenen Distrikten – Jüngste Zunahme unter Schutz – Büffel und Tsetsefliege – Lebensraum des Tana-Büffels – Wild während der Trockenzeit – Zahlreich am Tsavo-Fluss – Zunahme der Herde im Kamiti-Sumpf – Wendigkeit in Sümpfen – Kuhreiher – Die meisten von Sportjägern nahe Fort Hall am Tana erlegt – Unterscheidung von Bullen und Kühen – Zahlreich im Norden – Ein Einzelgänger – Im Allgemeinen harmlos – Ein harter Marsch – Methode des Spurensuchers in trockenem Land – Der Natronsee als großer Aufenthaltsort – Der amerikanische Sportjäger und sein Büffel.

Büffel gehören zu den am weitesten verbreiteten Wildtieren Ostafrikas; man findet sie von der Schneegrenze bis zum Meer und in allen Teilen des Landes, wo sie auf Schatten und Wasser zählen können, die für sie unverzichtbar sind.

Es gibt große Variationen bei den Hörnern aus verschiedenen Landesteilen, auf die wissenschaftliche Naturforscher viele Unterarten gegründet haben – meiner bescheidenen Meinung nach mit geringem Grund. Es steht außer Zweifel, dass die Hörner der Büffel umso mehr zur Ausladung neigen, je weiter man nach Norden kommt, was eine Verwandtschaft zur abessinischen Form zeigt. Die Spitzen der nördlichen Hörner biegen sich bei weitem nicht in dem Maße nach innen, wie es bei den Hörnern aus den südlichen Teilen der Kenia-Kolonie zu beobachten ist. In der Region des Mount Kenya habe ich Köpfe von Büffeln gesehen, die eher den Köpfen aus dem Westen Ugandas ähnelten, wo die schwarzen und roten Varietäten des Büffels aufeinandertreffen.

Ich habe Köpfe aus dem Sotik-Land gesehen, die typisch südafrikanisch waren, mit nach oben gerichteten Spitzen; dann gibt es wieder die Varietät, die sich durch extrem kurze Spitzen auszeichnet (*B. c. ruahensis*). Tatsächlich findet sich zwischen den ausladenden Hörnern des Nordens und der letztgenannten Form jede Abstufung, und ich hoffe, das Schicksal wird mich niemals vor eine repräsentative Sammlung afrikanischer Büffelhörner stellen mit der Forderung, sie in die verschiedenen Unterarten zu sortieren, die die Wissenschaft uns anerkennen lassen möchte! Ich erlaube mir die Überzeugung auszudrücken, dass diese Variationen, wie im Falle so vieler anderer Tiere, nichts weiter als lokal bedingt sind; wie sie entstehen, bleibt noch zu entdecken.

In den letzten zwanzig Jahren war die Zunahme ihrer Bestände sowohl im Protektorat als auch in Uganda bemerkenswert. Unter strengem Schutz erholte sich die Art so weit, dass ein Bulle pro Lizenz erlaubt werden konnte; und nun wurde er gänzlich von der Liste der geschützten Tiere gestrichen – ein höchst zufriedenstellendes Ergebnis der Einführung der Jagdverordnungen (*Game Regulations*).

Angeichts neuerer Theorien ist ein Punkt von besonderem Interesse dieser: Büffel existieren in vielen Teilen des Protektorats weit entfernt von der Tsetsefliege, während andererseits die Tsetsefliege dort vorkommt, wo Büffel unbekannt sind. Dies widerlegt die Vorstellung, dass diese Tiere für die Existenz dieser schlimmsten Insektenplage wesentlich seien. Ein Beispiel bietet sich in den Larogi-Bergen im nördlichen Reservat an; dort sind Büffel zu Tausenden an einem Hang des Tales zu zählen, während das Vieh der Masai am anderen weidet. Und hier ist die Fliege unbekannt.

An der Küste südlich des Tana waren sie schon immer zahlreich. Als ich 1901 zum ersten Mal in Ostafrika ankam, war dies der einzige Distrikt, in dem sie wirklich reichlich vorhanden waren. Es schien, als ob die Rinderpest, die 1891 das Land fegte und so viel Wild dahinraffte, die Küstenbezirke verschonte.



Der Lebensraum des Büffels in diesen Regionen ist der dichte Busch, wo er vor dem Sportjäger recht sicher ist, und diese Immunität hat den üblichen Effekt erzeugt, ihn furchtlos gegenüber dem Menschen zu machen. Es ist ein ausgesprochen gefährlicher

Schlag von Tieren, den wir hier finden. Sie greifen häufig die Postläufer an, die auf dem Weg nach Malindi ihre Reviere passieren.

Solche Angriffe ereignen sich am häufigsten während der Trockenzeit, wenn die Tiere auf das wenige Oberflächenwasser angewiesen sind, das sie finden können; sie sind in dieser Jahreszeit oft sehr wild. Hin und wieder trifft die Post nicht ein, und eine Untersuchung ergibt, dass ein weiterer Mann dem Büffel zum Opfer gefallen ist.

Anderswo greifen sie am Tage sehr selten unprovokiert an, aber nach Einbruch der Dunkelheit tun sie es wahrscheinlich doch, und in Distrikten, in denen Büffel zahlreich sind, sind die Eingeborenen sehr abgeneigt, nach Einbruch der Nacht das Dorf zu verlassen.

Weiter im Landesinneren liegt die *Nyika*, der dichte Dornbusch, der den wasserlosen Landstrich zwischen dem tropischen Küstengürtel und den offenen Ebenen bedeckt. Wo immer Wasser existiert, ist dort der Büffel zu finden, aber ich muss hinzufügen, dass ich auf meiner letzten Reise durch die Taru-Wüste, die Teil der Nyika ist, Spuren in großer Entfernung von jedem bekannten Wasser sah.

Nahe dem Tsavo-Fluss, der durch die Nyika fließt, sind sie besonders zahlreich; sie suchen den Fluss während der Nacht zum Trinken auf und ziehen sich am Tag in den Busch in einiger Entfernung zurück. Ich denke, am zahlreichsten sind sie entlang des Gestrüpps, wo es beginnt, sich zu den Ebenen hin zu öffnen, und man findet sie gewöhnlich in vergleichsweise kleinen Trupps. Ich erinnere mich nicht, in dieser Art von Gelände mehr als zehn oder fünfzehn zusammen gesehen zu haben. Dies mag daran liegen, dass Futter nicht besonders reichlich vorhanden ist.

In den offenen Ebenen, wo Büffel vor der Rinderpest sehr zahlreich waren, lebt heute keiner mehr, aber in den Sümpfen und an den dicht bewaldeten Flussufern kommen sie in beachtlicher Zahl vor. Der Kamiti-Sumpf, etwa vierzehn Meilen von Nairobi entfernt, war einer der wenigen Orte, an denen ich 1901 Büffel fand. Zu einer Zeit schätzte ich, dass nicht mehr als vierzig Tiere in der Herde waren, die den Sumpf heimsuchte, obwohl ich keinen Zweifel habe, dass es zusätzlich dazu eine gewisse Anzahl einsamer Bullen gab. Heute haben sie sich dank der Jagdgesetze und des Schutzes durch Herrn H. H. Heathley, den Besitzer dieses Anwesens, stetig vermehrt. Der Kamiti ist einer der größten Papyrussümpfe in diesem Teil Ostafrikas, etwa zwölf Meilen lang und bis zu einer Meile breit. Die Büffel sind dort vollkommen sicher, da sie sich frei durch den Papyrus bewegen können, wo ein Mensch fast sofort bis zur Taille in Schlamm und Wasser versinken würde.

Man muss sagen, dass Büffel eine außerordentliche Wendigkeit bei der Bewegung in sumpfigem Gelände an den Tag legen; tatsächlich sind sie während der starken Regenfälle fast amphibisch und leben und fressen in 3 bis 4 Fuß tiefem Wasser. Sie scheuen auch tiefes Wasser nicht und schwimmen bereitwillig. Wenn sie sich in einem dichten Sumpf aus Schilf oder Papyrus befinden, ist es völlig unmöglich, die Tiere selbst zu sehen, aber ihre Position wird durch die Kuhreiher angezeigt, die die Herden immer begleiten und ständig in Bewegung sind. Häufig steigt der ganze Schwarm in die Luft, kreist umher und kehrt dann zu den Tieren zurück. Diese Bewegung der Reiher beunruhigt die Büffel überhaupt nicht; sollten jedoch die Madenhacker, die alles größere Wild begleiten, auffliegen, schlagen sie sofort Alarm, da sie dies als Anzeichen von Gefahr erkennen. Wenn sie im Freien nahe den Sümpfen sind, begleiten auch Bachstelzen und Pieper den Büffel, genau wie sie es beim Vieh in England während des Sommers tun, um die Insekten zu suchen, die durch die Hufe der Tiere aufgescheucht werden. Der Anblick einer Herde, die ruhig am Rand eines Sumpfes weidet, jeder Büffel mit zwei oder drei

Reihern auf dem Rücken, während Dutzende der gleichen Art entweder zwischen seinen Beinen umherlaufen oder hin und her fliegen, ist höchst interessant.

Da sie sehr selten gestört werden, sind sie in letzter Zeit fast zu zahm und kühn geworden und haben bei mehr als einer Gelegenheit einen Wagen umringt, der den Sumpf passierte. Als ich Herrn Heathley das letzte Mal sah, äußerte er die Befürchtung, er müsse Schritte unternehmen, um die Anzahl zu reduzieren – zumindest einige der Bullen töten –; aber bevor ich abreiste, erreichte mich die Nachricht von schwerer Wilderei, was ihm die Mühe erspart haben mag.

Nahe Fort Hall am Tana-Fluss sind Büffel in der Tat sehr zahlreich, und hier wird die größere Anzahl der von Sportjägern erlegten Tiere geschossen. Trotzdem nehmen sie zweifellos an Zahl zu. Besondere Maßnahmen wurden vom *Game Department* zum Schutz dieses Distrikts ergriffen, und diese waren von großem Erfolg gekrönt. Das Land besteht größtenteils aus hohem Gras und lichtem Dornbusch, sodass sie vergleichsweise leicht zu finden sind, obwohl es extrem schwierig bleibt, eine ausreichend gute Sicht zu bekommen, um die Bullen herauszusuchen. Diese scheinen etwas knapp geworden zu sein, aber ich denke, diese Knappheit ist eher scheinbar als real, da die Bullen, die allein oder in kleinen Gruppen leben und zudem keine Vögel bei sich haben, schwerer zu finden sind. Es ist ohnehin nicht leicht, Bulle und Kuh zu unterscheiden, denn nur selten findet man Büffel wirklich im freien Gelände. Die Größe und Breite der Hörner macht in der Regel den Unterschied deutlich, aber wenn das Tier nur von hinten gesehen wird, ist die Breite des Horns täuschend, und unter diesen Umständen sind schon viele Kühe geschossen worden.

Im nördlichen Distrikt sind Büffel überall dort zahlreich, wo es dichten Busch oder Wald gibt. Auf dem Marsabit, wo der Wald sehr dicht ist, sah ich eine beträchtliche Anzahl. Im großen Krater, nahe der Straße zum Marsabit-Boma, hatte ich einen prächtigen Blick auf einen sehr großen Trupp, wie sie unter mir lagen. Später, auf der Nordseite des Marsabit, machte mir ein alter, böartiger Bulle Schwierigkeiten. Ich reiste mit der Safari und war in eine tiefe Schlucht hinabgestiegen, die auf beiden Seiten dicht bewachsen war, um zu versuchen, einen Weg hindurch zu finden. Mein Reitknecht (*Syc*) folgte mir mit meinem zweiten Pferd, ebenso wie drei Träger. Unten angekommen, stellte ich fest, dass das Flussbett aus großen Felsen bestand, und brachte mein Pferd mit großer Mühe hindurch. Gerade als ich die andere Seite erreichte, hörte ich einen Ruf der Träger: „Mbogo!“ (Büffel). Ich griff nach meinem Gewehr und rannte über die Felsen zurück. Am Rand des Busches angekommen, erblickte ich eine schwarze Masse, die knapp oberhalb herankam. Als das Tier anhielt und den Hang zu mir hinunterkam, schoss ich auf den Kopf; der Bulle, der durch den Schuss halb einknickte, rutschte den Hang bis auf 20 Fuß Entfernung hinunter. Ich schoss erneut mitten in den Körper („into the brown“), und zu meiner Erleichterung schwankte er auf den Beinen und zog ab. Obwohl ich fest an die .256 glaube, ist sie nicht die Waffe, mit der man Büffeln im dichten Busch entgegentritt; also wartete ich, bis mein schweres Gewehr gebracht wurde, nahm die Schweißfährte auf und folgte ihr eine Zeit lang. Da der Büffel jedoch in immer dichteren Busch geriet, kam ich zu dem Schluss, dass die Sache das Risiko nicht wert war, und ließ ihn ziehen.

Dass Büffel, wo sie nicht übermäßig geschützt sind, unprovokiert angreifen, ist völlig ungewöhnlich; während derselben Safari passierte ich mit meiner ganzen Gruppe häufig solitäre Bullen in 50 oder 60 Yards Entfernung, ohne mehr als ihr vorübergehendes Interesse zu wecken. Wenn wir auf dem Marsch solchen begegneten, pflegte ich das schwere Gewehr zu nehmen und mich zwischen ihn und meine Leute zu stellen, bis sie vorbei waren; und obwohl ich dies mindestens ein Dutzend Mal tat, griff kein einziger an. In den Lorogi-Bergen waren solitäre Bullen besonders zahlreich. Ich sah keine Kühe auf dem Berg selbst, aber es gab große Trupps in den Ausläufern. Der Regen hatte gerade

erst begonnen, und wie üblich waren die großen Trupps aus dem dichten Wald hoch auf den Bergen zu den offeneren Rändern am Fuß hinuntergezogen. Dies ist eine regelmäßige saisonale Wanderbewegung. Während der Dürre muss man Büffel im dichten, feuchten Wald suchen, gewöhnlich in großer Höhe; während der Regenzeit hingegen am Waldrand oder in den Sümpfen und im hohen Gras.

Bei einer anderen Gelegenheit, als ich Lorogi passierte und einen Weg über das östliche Ende durch den Wald finden musste, wurde mir durch die Anzahl der Büffel gründlich bange. Ich reiste mit einem Packzug aus Maultieren, die weder den Anblick noch den Geruch von Büffeln mögen. Diesen Wald zu durchqueren, war eines der härtesten Stücke Arbeit, die ich je unternommen habe. Ich hatte eine alte Karte ergattert, die einen festen Weg über den Berg zeigte, konnte ihn aber nicht finden; und nach dem Gelände zu urteilen, durch das wir uns kämpften, glaube ich nicht, dass er jemals existiert hat. Den Berg hinaufzukommen war nicht so schlimm, aber eine Kette beladener Maultiere 4.000 Fuß hinunterzuführen, so steil wie eine Hauswand, war eine Angelegenheit, an die man sich erinnert. Wir folgten Rhinozeros-Pfaden, wann immer es möglich war, aber die letzten 1.000 Fuß oder so führten durch Busch; und hier hatten die Nashörner zwar Pfade getreten, aber diese waren durch das dichte Gestrüpp nur etwa 4 Fuß hoch und 2 Fuß breit. Ein Mann mit einer Last auf dem Kopf braucht gut 7 Fuß Höhe, und ein Maultier mit zwei Packtaschen braucht 5 Fuß Pfadbreite. Da dies der Fall war, folgt daraus, dass die Rhino-Pfade keine große Hilfe waren. Ich führe immer schwere Buschmesser mit mir; und drei Männer, die diese benutzten, während ich mit meinem schweren Jagdmesser half, schufteten vier Stunden lang, um den Pfad breit genug zu machen. Dann, bei unserer Ankunft am Fuß, fanden wir kein Wasser. Schließlich wurde nach langer Suche ein Tümpel hoch oben in einem Bachbett an der Flanke des Berges gefunden.

Im trockenen Land des Nordens suchen einige Büffel die Wasserlöcher auf und liegen tagsüber auf den *Kopjes* (Felsenhügeln), wo es kühler ist. Da ich Vermessungsarbeiten durchführte, musste ich die meisten Kopjes besteigen, und die Büffel und Nashörner, die an solchen Orten ruhen, bereiteten mir einige unangenehme Momente. Man fühlt sich dumm, wenn man einem Nashorn oder Büffel mit nichts als einem Messtisch begegnet.

Nahe dem nördlichen Uaso Nyiro (schlammiger Fluss) bewohnen Büffel den dichten Busch auf der Südseite, während einige am Fluss selbst zu finden sind. Der einfachste Weg, diese zu finden, die – wie alle Büffel in trockenem Land – sehr nachtaktive Gewohnheiten haben, besteht darin, die Fährte an der Tränke aufzunehmen und zurück in den Busch zu verfolgen. Um einer Fährte schnell zu folgen, wie man es tun muss, um sie recht früh am Tag einzuholen, teilen sich drei Männer die Arbeit: Der mittlere Mann folgt der eigentlichen Fährte, während die anderen beiden ein oder zwei Yards zu seiner Seite gehen und die Augen offen halten, um zu sehen, ob das Tier nicht abgebogen ist. Sollte der mittlere Mann die Fährte verlieren, bleibt er stehen, während die anderen umhersuchen, bis einer sie wieder aufnimmt. Der Finder übernimmt dann die Führung, während der ursprüngliche Spurensucher als Flügelmann für ihn fungiert. Auf diese Weise können die Männer die Fährte rasch verfolgen.

Der Natronsee ist ein weiterer großer Aufenthaltsort für Büffel, und da er teilweise im Wildreservat liegt, sind die Tiere sehr zahm. Vor einigen Jahren brach in diesem Distrikt die Rinderpest aus, und einer meiner Männer berichtete, er habe zwanzig oder dreißig Kadaver im Sumpf an unserem Ende des Sees gesehen. Die Rinderpest ist heute in Ostafrika endemisch, und das Wild wird in gewissem Maße immun dagegen; ebenso das Vieh. Gastroenteritis, die sich vor einigen Jahren rasch ausbreitete, schien eine höhere Sterblichkeit zu verursachen als die jüngsten Ausbrüche der Rinderpest. Sie scheint jene Tiere zu befallen, die anfällig für Rinderpest sind.

Die Erwähnung der Büffel in diesem Distrikt erinnert an den Brief eines gewissen bekannten amerikanischen Sportjägers, der, nachdem er hier ein Exemplar mehr geschossen hatte, als die damalige Lizenz erlaubte, es für seine Pflicht hielt, das Vergehen an verantwortlicher Stelle zu melden – was er auch tat. Dieser Brief war eine angenehme Abwechslung zu der üblichen trockenen offiziellen Korrespondenz. Der Schreiber erklärte, der Büffel sei „ungemütlich geworden“ (*turned nasty*); die Wahl habe zwischen einem Wettlauf gelegen, den er, der Schreiber, keine Chance zu gewinnen sah, und dem Schießen; also schoss er. Es tue ihm leid, aber er vermute, wenn er den Büffel nicht getötet hätte, hätte man nie von dem Vorfall gehört – es sei denn, der Büffel hätte um Erlaubnis gebeten, seinen Skalp behalten zu dürfen.

KAPITEL XVIII

BÜFFEL (Fortsetzung)

Waldherden – Täglicher Ablauf – Verstecke einsamer Bullen – Kämpfe – Krankheiten – Saisonale Wanderungen in Wäldern und an der Küste – Alte Bullen gefährlich – Ein sehr tauber Bulle – Nachfrage nach Häuten – Büffeljagd – Seltenheit von Unfällen bei Sportjägern – Ein knappes Entkommen – Vom Büffel zum Nashorn – Durch einen Schuss abgedreht – Ansitzen am Wasserloch – Das Abenteuer eines einheimischen Jägers.

In den Wäldern besteht die Herde in der Regel aus fünfzehn bis zwanzig Zuchttieren, während die Bullen entweder einzeln leben oder in kleinen Gruppen ziehen. Nur wenn sie zu Beginn und am Ende der Regenzeit ihre Weidegründe wechseln, sammeln sich Waldbüffel in Herden von nennenswerter Größe; und selbst wenn die Zuchtherden weiterziehen, bleibt eine gewisse Anzahl von Bullen immer zurück. Diese Waldtiere scheinen sich leichter aus einem Distrikt vertreiben zu lassen als jene in den Sümpfen oder im Busch; und auch hier bewegen sich die Bullen langsamer, sodass es sich durchaus lohnt, wenn einer heute aufgeschreckt wurde, denselben Ort morgen wieder aufzusuchen, in der Hoffnung, ihn in seinem alten Revier anzutreffen. Während sie im höher gelegenen Wald in den offenen Lichtungen fressen, sollte man sie dort suchen. Zu dieser Jahreszeit halten sich die Nebel bis spät in den Tag hinein, und man kann sie oft beim Äsen im Freien finden.

Ihr Tagesablauf im tiefer gelegenen Land scheint wie folgt zu sein: Zwischen 17 Uhr und Einbruch der Dunkelheit verlassen sie den Busch, in dem sie tagsüber geruht haben, um das nächste Wasser aufzusuchen, was ein Fluss oder ein Tümpel im Busch sein kann. Herden bevorzugen den Fluss, kleine Bullengruppen eher die Tümpel. Nach einer kurzen Strecke breitet sich die Herde zum Fressen aus und nimmt dabei eine beträchtliche Fläche ein. Während der Nahrungsaufnahme legen sie oft mehrere Meilen zurück, kehren am frühen Morgen zum selben Wasser zurück und halten von dort aus direkt auf den Busch zu, in dem sie gewöhnlich ruhen. In der Regel wird für die Ruhepause die dichteste Deckung gewählt. Einsame Bullen liegen oft in den von Schlingpflanzen bewachsenen Zweigen eines umgestürzten Baumes, wo sie völlig verborgen sind. Bevor sie sich niederlassen, bewegen sie sich viel umher, und es ist in der Tat sehr schwierig, die Fährte direkt bis zu ihnen zu verfolgen. Es mag sein, dass dies eine Gewohnheit ist, die dem Selbsterhaltungstrieb entspringt. Sicher ist, dass die Herde extrem leicht Alarm schlägt, während man noch damit beschäftigt ist, die vielen Spuren zu entwirren.

Wenn sie beim Fressen auf eine andere Herde treffen, kämpfen die Bullen häufig; die Stellen, an denen solche Kämpfe stattfanden, verraten sich durch den Zustand des Bodens, der zertrampelt und aufgerissen ist.

Als unter den Waldbüffeln des Mau-Plateaus die Gastroenteritis ausbrach, zogen die Überlebenden sofort ab, und für einige Monate blieb praktisch kein Tier im Distrikt; dies ließ uns anfangs glauben, die Sterblichkeit sei viel höher gewesen, als es tatsächlich der Fall war. Ich denke jedoch nicht, dass mehr als 5 Prozent starben.

Waldbewohnende Büffel legen mit dem Wechsel der Jahreszeiten keine großen Entfernungen zurück; sie haben ihre Reviere für die Trockenzeit und für den Regen. Ähnlich verhält es sich mit den Tieren, die die Sümpfe und tiefliegenden Gebiete bewohnen; ihre saisonale Wanderung ist kaum ausgeprägter als die der Waldbüffel. Sie

mögen ihren Lebensraum gegen einen anderen eintauschen, der eine beträchtliche Anzahl von Meilen entfernt liegt, aber dennoch bleibt die Bewegung nur lokal.

An der Küste ist die saisonale Wanderung viel ausgeprägter, wird aber, wie ich glaube, ausschließlich durch den Bedarf an Wasser beeinflusst. Während der Trockenzeit sammeln sie sich dort, wo es Oberflächenwasser gibt. Wie bereits erwähnt, sind sie zu dieser Jahreszeit oft sehr wild – eine Tatsache, die auf den Mangel an Gelegenheiten zum Suhlen zurückzuführen sein mag, was wichtig ist, um ihre Haut in einem gesunden Zustand zu erhalten.

Sie haben wenige Feinde – tatsächlich sind der Mensch und der Löwe ihre einzigen lebenden Widersacher –, und gäbe es nicht die Verheerungen durch Krankheiten, wäre ihre Zahl so groß wie eh und je.

Es ist ungewöhnlich, Büffel zu finden, deren abgenutzte Zähne und Hörner ein hohes Alter verraten. Diese alten Tiere sind oft extrem taub und aus diesem Grund wahrscheinlich sehr gefährlich, da ein Mensch oder eine ganze Safari leicht ahnungslos direkt auf sie zugehen kann; dann wird das Tier, plötzlich aufgeschreckt, mehr als wahrscheinlich sofort angreifen.

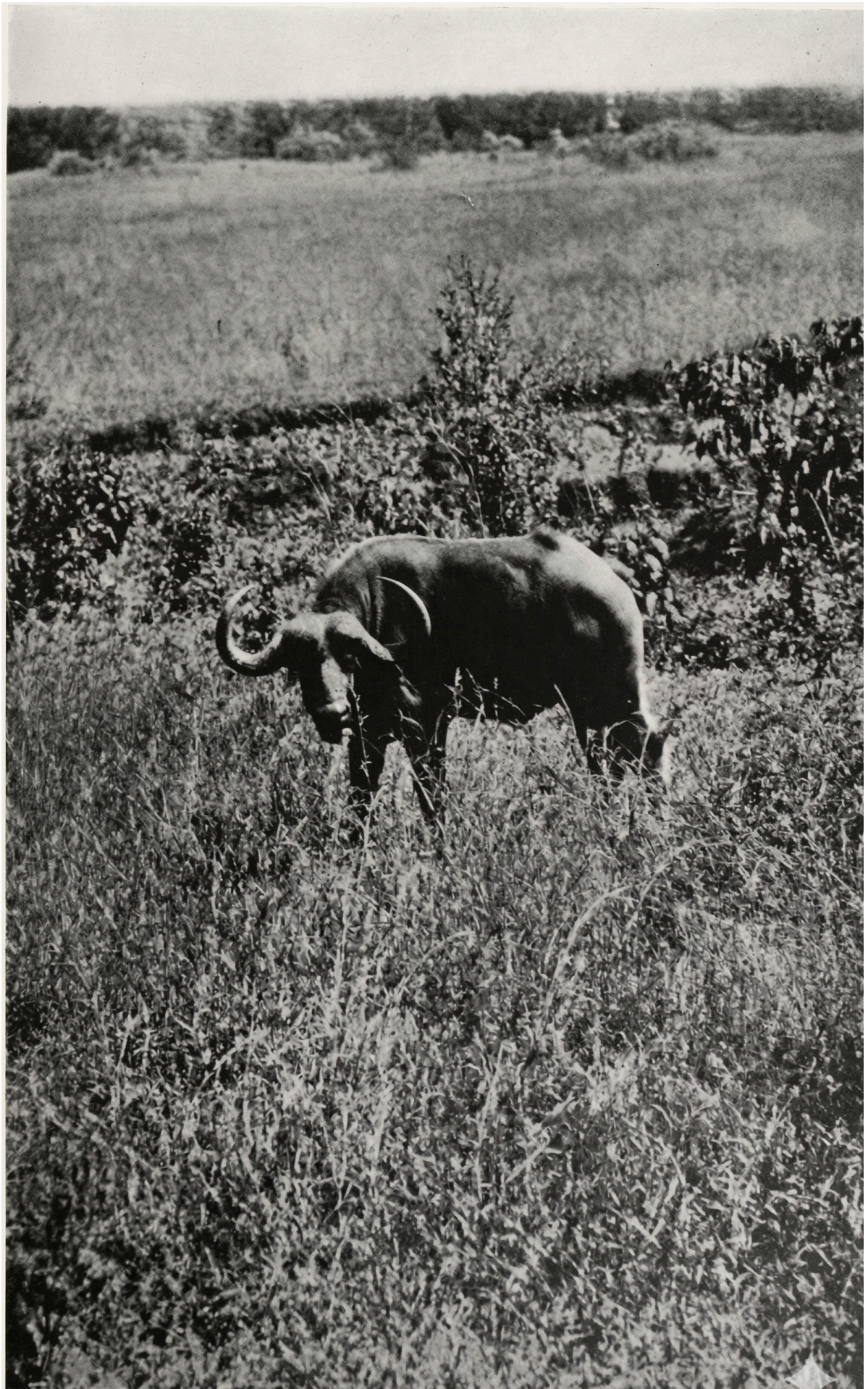
Als ich am nördlichen Uaso Nyiro war, wo Büffel recht zahlreich waren, lagerte ich eines Tages in einem Hain von Dompalmen, direkt am Ufer des Flusses und genau gegenüber einer kleinen Insel, die dicht mit dem hohen, schilfartigen Gras bewachsen war, das an den periodisch vom Fluss überschwemmten Sumpfstellen gedeiht. Wie in diesen Palmhainen üblich, war der Boden dicht mit den toten Palmwedeln bedeckt; diese sind trocken und spröde und machen unter den Füßen großen Lärm, erst recht, wenn man sie aufhebt und beim Herrichten des Lagers beiseite wirft.

Nachdem der Platz gesäubert und das Zelt aufgestellt war, setzte ich mich nahe ans Wasser, um mein Mittagessen zu verzehren, das der Koch in der Zwischenzeit zubereitet hatte. Dies muss gut eine halbe Stunde nach unserer Ankunft gewesen sein; und während der gesamten Zeit hatten meine gut zwanzig Männer geschrien und den üblichen Lärm gemacht, der das Aufschlagen eines Lagers begleitet.

Zwei der Jungen schöpften Wasser nahe der Stelle, an der ich saß, als ich sie plötzlich zur gegenüberliegenden Insel blicken sah. Ihrem Blick folgend sah ich für einen Moment den Kopf eines Büffels, der mich aus dem Schilf anstarrte, nicht mehr als 30 Fuß entfernt. Er wandte sich um, krachte durch das Gras und stürzte auf der anderen Seite in den Fluss; doch am Ufer angekommen, hielt er erneut inne und warf einen weiteren Blick auf uns. An den abgenutzten Stümpfen seiner Hörner konnte ich sehen, dass er sehr alt war. Er muss außerordentlich taub gewesen sein, um den Lärm nicht gehört zu haben, der in knappen 30 Yards Entfernung von seinem Versteck stattgefunden hatte. Der Fluss floss hier recht schnell und verursachte ein gewisses Rauschen, aber bei weitem nicht genug, um das Geschrei der Männer zu übertönen.

Ein großer Impuls für die Wilderei ging in den letzten Jahren von der Nachfrage der Kavirondo nach Büffelhäuten aus, die daraus Schilde anfertigen. Da dieses Volk so begierig darauf war, sie zu erhalten, stieg der Wert von Bullenhäuten auf 10 Pfund pro Stück, was es für Händler lohnenswert machte, Häute in ihr Land zu bringen und sie gegen Vieh einzutauschen („trade“). Uganda, dessen feuchte Wälder, ausgedehnte Röhrichte und hohes Gras der Art besonders entgegenkommen, lieferte eine Zeit lang viele; dort wurden die Büffel aufgrund dringender Notwendigkeit von der Liste des geschützten Wildes gestrichen. Die Tiere waren sehr zahlreich geworden und durch die Immunität kühn und gefährlich; sie richteten großen Schaden an den einheimischen

Kulturen an, und mancherorts konnten die Menschen nicht sicher auf den Straßen reisen. Dementsprechend wurde der Büffel geächtet, bis er 1913 seinen Status als geschütztes Tier zurückerhielt. Gelockt durch den für Häute erzielbaren Preis, verlegten sich etliche Weiße vorübergehend auf die Büffeljagd, und jeder, der für einen kurzen Urlaub wegkommen konnte, verbrachte ihn damit, Büffel zu schießen – vielleicht sollte ich sagen: „zu versuchen, sie zu schießen“, denn die Arbeit war sowohl hart als auch gefährlich, und nicht wenige gaben auf, als sie merkten, welch furchterregendes Tier in der Haut steckte, die sie begehrten. Ich hörte von keinen Todesfällen unter diesen Jägern, aber mehrere wurden verletzt. Was die Büffel selbst betrifft, so scheint die Geächtetheit ihnen zumindest ein gewisses Maß an jenem Respekt vor dem Menschen und seinen Ernten beigebracht zu haben, den sie zu vergessen begonnen hatten.



BUFFALO.

Martin Johnson

Als die Nachfrage der Kavirondo ihren Höhepunkt erreichte, sahen die ostindischen Händler, die stets wachsam sind, um ein wenig Geld zu verdienen, ihre Chance und importierten Häute des Wasserbüffels aus Indien. Diese erfüllten den Zweck des einheimischen Stammes ebenso gut, und so hat sich ein Geschäft etabliert, von dem ich hoffe, dass es zur Erhaltung des ostafrikanischen Tieres beitragen mag. Was die Zukunft betrifft, so glaube ich, dass der Büffel so lange überdauern wird wie jedes andere Tier in Afrika.

Die Büffeljagd kann genau so gefährlich sein, wie man sie sich macht. Die Sorgfalt, das Tier im ersten Moment zu töten oder wirklich kampfunfähig zu machen, beseitigt die größte Gefahr, denn fast alle Unfälle ereignen sich beim Nachstellen verwundeter Tiere.

Seit mir in portugiesischem Gebiet ein Missgeschick widerfuhr und ich lernen musste, dass ein Büffel, selbst wenn er schwer verwundet ist, 100 Yards in kürzerer Zeit zurücklegen kann als ich, habe ich stets besondere Sorgfalt darauf verwandt, mein Tier sicher zur Strecke zu bringen, indem ich eine Kugel aus dem schweren Gewehr an die richtige Stelle setzte; beim eigentlichen Schießen auf Büffel hatte ich seither keine Probleme. Ein schweres Gewehr sollte immer benutzt werden, und ich rate zu einem Teilmantelgeschoss im rechten Lauf und einem Vollmantelgeschoss im linken; so bewaffnet sollte man sich dem Tier ziemlich weit nähern. Wenn es ein einzelner Bulle ist, lässt sich dies ohne große Mühe bewerkstelligen, da sie weder über ein scharfes Gehör noch über ein gutes Sehvermögen verfügen. Bei mehreren Tieren oder einem Trupp muss größere Vorsicht walten. Aber in jedem Fall sollte man auf bequeme 100 Yards herankommen können und auf diese Entfernung ziemlich sicher sein, die Kugel an die richtige Stelle zu setzen.

Für den Büffel gilt dieselbe Regel wie für alles gefährliche Wild: Schieße, um Knochen zu brechen, und zwar die Schultern. Wenn das Tier irgendwie anders steht als frontal oder direkt von einem weg, versuche, eine Schulter zu brechen. Sollte es einem zugewandt stehen, versuche die vordere Schulter zu brechen; falls es weggedreht steht, ziele auf die ferne Schulter. Letzteres bedeutet, dass die Kugel direkt durch Herz, Lunge oder große Blutgefäße geht. Wenn die vordere Schulter gebrochen wird, wird die Kugel, sofern es eine gute ist, die nicht zu leicht zerbricht, weiterlaufen und dasselbe bewirken. Hierfür sollte das Teilmantelgeschoss verwendet werden, das Vollmantelgeschoss nur für einen Schuss von hinten oder vorn in der Längsachse (*raking shot*). Wenn beabsichtigt ist, das Tier längs zu durchschießen, sollte das Teilmantelgeschoss nach Möglichkeit entnommen und durch ein zweites Vollmantelgeschoss ersetzt werden; denn falls das Tier angreift, wird das Vollmantelgeschoss benötigt, um es zu stoppen; oder sollte es sich umdrehen und weglaufen, wird das Vollmantelgeschoss es der Länge nach durchschlagen, während ein Teilmantelgeschoss dazu neigen würde, im großen Muskel der Hinterhand steckenzubleiben.

Es war mir schon immer ein Rätsel, dass in Ostafrika nicht mehr Unfälle passiert sind. Männer kommen zur Jagd heraus, die, ohne Erfahrung mit gefährlichem Wild, die tollkühnsten Risiken eingehen, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben. Die Ruhe, mit der manche Männer davon erzählten, wie sie verwundeten Büffeln in Schilfbetten und dichte Deckung folgten, hat mich förmlich erschreckt; aber ich kann mich in den letzten Jahren an keinen Fall erinnern, in dem ein Sportjäger schwer verletzt wurde. Ein oder zwei wurden umgestoßen, und einige Gewehrträger und Jungen wurden getötet. Vergleicht man dies mit der Anzahl der Männer, die in den frühen Tagen des afrikanischen Jagdsports getötet wurden, erscheint es außergewöhnlich. Es sind jedoch zwei Punkte zu berücksichtigen: Erstens die Tatsache, dass Büffel nicht mehr so zahlreich sind und die Jagdgesetze lange Zeit nur zwei pro Lizenz erlaubten; zweitens hat das moderne Hochgeschwindigkeitsgewehr eine solche Kraft und versetzt einen so

betäubenden Schlag, dass ein angreifender Büffel gewöhnlich gestoppt oder abgedreht werden kann. In den alten Tagen, mit dem Schwarzpulvergewehr und Bleigeschossen, war es eine Sache von extremer Schwierigkeit – ja, fast eine Unmöglichkeit –, einen angreifenden Büffel zu stoppen. Der einzige scheinbare Vorteil des alten Gewehrs war die Rauchwolke, die die Bewegungen des Jägers vor seiner Beute verbarg; denn man liest immer davon, wie der Sportjäger zur Seite sprang, während der Büffel den Rauch angriff.

Bei der Jagd im Sotik-Land hatte mein Bruder, P. H. Percival, ein sehr knappes Entkommen. Er gehörte zu einer Gruppe von drei Schützen, die einen besonders guten Bullen verwundeten, der in ein Schilfbett flüchtete. Da noch mehr Büffel in der Nähe waren, wurde dieses Tier zunächst gelassen, und sie zogen weiter, um eines der anderen zu bekommen; als dies misslang, kehrten sie nach einigen Stunden zum ersten zurück. Niemand war besonders erpicht darauf, ihm in das Schilfbett zu folgen, aber da sie von ihrer Jagdreise zurückkehrten und keine weiteren Gelegenheiten mehr haben würden, wurde beschlossen, nachzugehen. Während die anderen Schützen auf einer Anhöhe postiert wurden, von der aus sie auf das Schilfbett hinabblicken konnten, nahmen mein Bruder und zwei bewaffnete Gewehrträger die Schweißfährte auf. Sie waren ein kurzes Stück in die Deckung eingedrungen und folgten einem schmalen Pfad, als der Büffel plötzlich den Pfad herab direkt auf sie zu angriff. Mein Bruder feuerte einmal, während er heranstürmte, und warf sich dann ins Schilf; der Büffel passierte ihn und jagte hinter einem der Männer her. Ein Gewehrträger, der sich ebenfalls hingeworfen und das Tier vorbeigelassen hatte, half meinem Bruder nun auf die Beine. Sie rannten einen Seitenpfad hinauf, waren aber noch nicht weit gekommen, als sie das Tier durch das Schilf auf sich zukrachen hörten; dieses war so dicht, dass sie es erst sahen, als es fast direkt vor ihnen stand. In dem Moment, als sein Kopf erschien, feuerte mein Bruder und sprang zur Seite, stürzte jedoch. Der Büffel stürzte kopfüber nach vorn, mausetot, so nah, dass sein Kopf auf die Beine meines Bruders gefallen wäre, hätte er sie nicht weggezogen. Um sich aus dem Dornbusch zu befreien, in den er gefallen war, stemmte er seine Füße gegen den Kopf des Büffels, um sich wegzudrücken. Genau in diesem Moment stürzte der Gewehrträger herbei und jagte dem Tier eine weitere Kugel ein. Nachdem er meinem Bruder aus dem Busch geholfen hatte, verließen die beiden das Schilfbett auf der Suche nach dem Jungen, der die Whiskyflasche trug. Nach einem sehr notwendigen „Schluck“ zur Beruhigung der Nerven kehrte die ganze Gruppe zurück, um den Büffel zu untersuchen. Sie waren kaum aus dem Schilfbett herausgekommen, um zum Lager zurückzukehren, als sie zwischen einigen Bäumen und Büschen auf ein Nashorn trafen, das, von den Männern aufgeschreckt, auf sie zustolperte. Ich habe vergessen, ob dieses Tier getötet wurde oder nicht, aber sie zogen weiter, bis nahe am Rand des Busches ein gewaltiges Krachen hinter ihnen zu hören war. Die Nerven meines Bruders lagen zu diesem Zeitpunkt völlig blank; ohne abzuwarten, was es war, rannte er zum nächsten Baum. Aus dieser Sicherheit sah er sein eigenes reiterloses Pferd, das er bei einigen seiner Männer gelassen hatte, durch die Büsche brechen.

Er hatte ein weiteres sehr unangenehmes Zusammentreffen, als er nachts am Nord-Kenia marschierte. Er hörte etwas auf die Straße zukrachen und konnte gerade noch ein dunkles Objekt ausmachen, das am Straßenrand erschien. Er schoss mit seinem schweren Gewehr darauf und hatte das Glück, den Büffel abzdrehen, der ihn passierte und weiterzog.

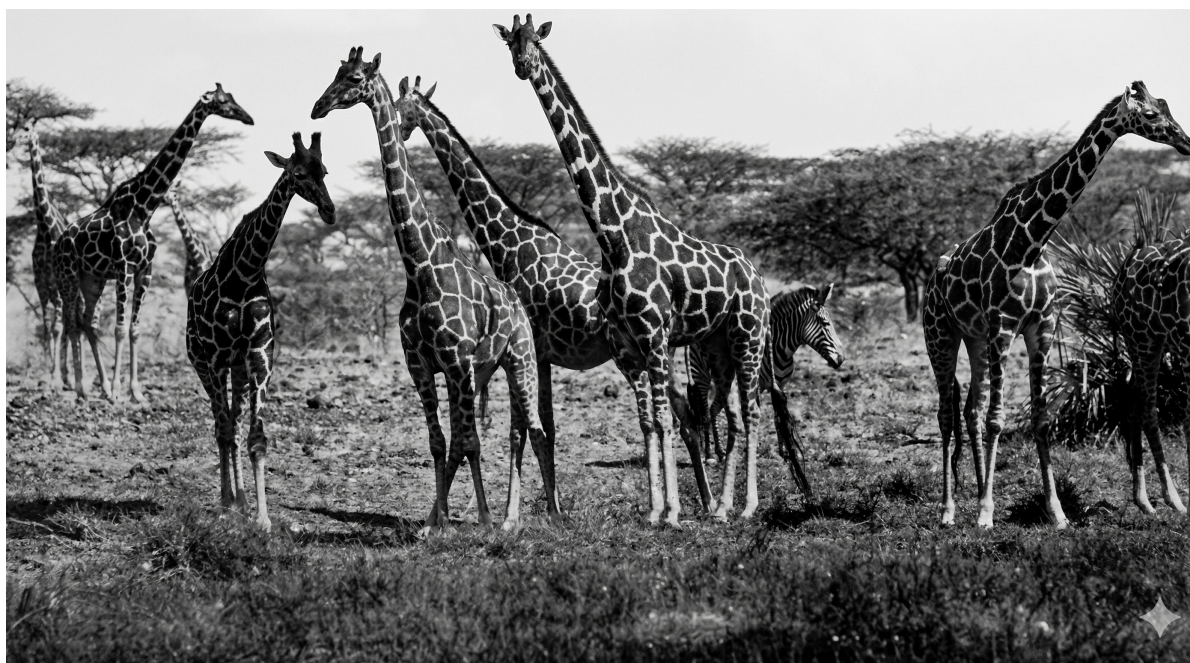
Es gibt nur einen Weg, einen Büffel im dichten Busch an der Küste südlich des Tana zu bekommen. Wie ich im letzten Kapitel sagte, sind die Tiere dort in der Trockenzeit besonders gefährlich; die Wasserlöcher sind dünn gesät, und der Plan besteht darin, an einem dieser Tränkplätze anzusetzen. Dies ist die Methode, die von den einheimischen Jägern angewandt wird; sie ist nicht immer sicher. Als ich in Takaungu stationiert war, kam einer der alten Jäger, die in der Nähe lebten, zu mir und erzählte unter Vorzeigen seiner Narben eine wunderbare Geschichte darüber, wie er sie bekommen hatte.

Während er nachts mit seiner alten „Tower Musket“ am Wasser saß, verwundete er einen Büffel und stellte ihm am nächsten Tag nach, bis er ihn schließlich in dichter Deckung einholte. Er griff sofort an, und da seine Kugel den Ansturm nicht stoppen konnte, traf er ihn und stieß ein Horn mitten durch seinen Oberschenkel; das Biest schleppte ihn, so aufgespießt und mit dem Kopf nach unten hängend, davon. In Verzweiflung zog der Mann sein Messer und versetzte dem Tier wiederholte Stiche in die Kehle, bis der Büffel, geschwächt durch den Blutverlust aus den Schusswunden oder den Messerstichen oder beidem, umstürzte und ihn freigab. Ich zögerte nicht, der Geschichte zu glauben, die durch die Narben bestätigt wurde – eine riesige Wunde an der Außenseite des Oberschenkels und eine kleinere an der Innenseite. Ich kann nicht begreifen, wie das Horn die Oberschenkelarterie verfehlte, aber es tat es, und der alte Kerl sagte, dass er bald genesen sei! Was die oft zitierte Wahrheit bestätigt, dass Eingeborene Verletzungen überleben, die für einen Europäer tödlich wären.

KAPITEL XIX

GIRAFFEN

Varietäten und Zeichnungen – Die häufigste Art – Unfälle auf der Eisenbahn – Giraffen und Telegrafleitungen – Ein Grasfresser! – Familienleben bei Sultan Hamud – „Kindermädchen“ – Die Gewohnheit des Beleckens – Rückzug der gebärenden Kuh aus der Herde – Fortpflanzungszeit im südlichen Reservat – Zwillinge – Die Hörner – Simultane Bewegung einer verstreuten Herde – Die Stimme – Trinkgewohnheiten im Norden und Süden – Bewegung im Galopp – Verräterischer Boden des Habitats – Ein Galopp auf dem Uasingishu – Täuschende Größe – „Schutzwert“ der Färbung gleich null – „Stinkbullen“ – Wachsamkeit – Mancherorts zahm – Kälte am Mount Elgon – Giraffen in großen Höhen – Segensreiche Jagdgesetze – Jagdmethoden der Eingeborenen – Von Eingeborenen geschätzte Haut – Eine im Morast steckengebliebene Kuh – Beobachtung aus nächster Nähe – Art des Trinkens – Madenhacker – Zahme Wasserböcke – Krankheit und daraus folgende Erblindung.



Ein großer Teil der Kenia-Kolonie besteht aus trockenem, mehr oder weniger mit Busch bewachsenem Land, was einen idealen Lebensraum für die Giraffe darstellt; die eine oder andere Varietät ist in verschiedenen Teilen des Landes zu finden. Apropos dieser Unterarten möchte ich anmerken, dass es keine sehr gewinnbringende Arbeit ist, solche aufgrund von Variationen in der Zeichnung aufzustellen. Die Netzgiraffe (*Reticulata*) bietet hierfür ein gutes Beispiel – oder vielleicht eine Warnung. Fotografien, die nahe dem Uaso Nyiro aufgenommen wurden, zeigen beispielsweise eine sehr hell gefarbte Kuh, und es lassen sich deutliche Unterschiede in den Formen der Flecken sowie in der Breite der hellen Zwischenräume zwischen den kastanienbraunen Flächen beobachten.

Die *Tippelskirchi*-Giraffe (Massai-Giraffe) ist die am häufigsten gesichtete Art. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich über alle südlichen Teile, vom Tana abwärts, während sie nach Westen hin im gesamten Loita- und Lemik-Land bis fast zum See zu finden ist. Reisende können sie oft von der Eisenbahn aus sehen, meist nahe Sultan Hamud oder zwischen Kiu und Ulu auf der linken Seite in Fahrtrichtung Landesinnere, da dies Teil des

Wildreservats ist. Im Allgemeinen halten sie sich in einiger Entfernung auf, aber es ist nicht ungewöhnlich, dass sie nur 100 Yards entfernt stehen und dem Zug, an den sie gut gewöhnt sind, kaum Beachtung schenken. Es wäre besser, sie hätten mehr Furcht vor den Zügen, da sie die Gefahren nicht erkennen. In den Jahren 1907, 1909 und 1918 wurden mehrere Fälle gemeldet, in denen Giraffen überfahren und getötet wurden. Diese Unfälle passieren meist nachts. Der Zug überrascht das Tier plötzlich hinter einer Kurve; die Giraffe erschrickt, wird verwirrt und rennt das Gleis entlang, wobei sie immer mehr in Panik gerät, je näher der Zug kommt; dann versucht sie, die Schienen zu überqueren, und das Unvermeidliche geschieht. Bisher gab es keine Entgleisungen, was ich weniger dem überlegenen Gewicht der Lokomotiven der Uganda-Bahn als vielmehr der Bedächtigkeit unserer Züge zuschreibe. Wären sie schneller, wären die Giraffen nicht die einzigen Leidtragenden.

Wenn ich schon beim Thema Giraffen und Züge bin, kann ich auch gleich den anderen Kollisionspunkt zwischen Giraffe und Zivilisation erwähnen – die Telegrafendrähte. Vor etwa zwanzig Jahren waren Beschwerden über beschädigte Leitungen zahlreich. Ich erhielt damals klagende Nachrichten von dem für die Telegrafie verantwortlichen Herrn, der wissen wollte, was ich zu tun gedenke. „Entweder halten Sie Ihre Giraffen von den Leitungen fern, oder wir müssen sie höher hängen“, drückte er es aus. Der Mann tat mir leid, aber wir saßen im selben Boot: Offiziell gesehen gehörten die Giraffen mir, wie er sagte, und die Telegrafenableitungen ihm. Die Regierung will beides, Giraffen und Telegrafen, und ich fürchte, es liegt am Telegrafmann, das Problem zu lösen: Er kann seine Leitungen erhöhen, während das *Game Department* seine Giraffen nicht kürzen kann.

Diese Probleme treten in der Regel im Buschland auf, wenn die Giraffen gemächlich wandern; denn wenn sie mit hoher Geschwindigkeit durch den Busch ziehen, wird der Kopf gesenkt getragen, um Bäumen und Ästen mit bewundernswertem Geschick auszuweichen. Die Telegrafendrähte ziehen meist den Kürzeren, aber es gibt Ausnahmen. Vor einigen Jahren verdingte sich ein großer Bulle so unglücklich darin, dass er sich nicht befreien konnte; als der Bautrupps zur Untersuchung ausrückte, war er immer noch da. Die Leitungen wurden gekappt und er wurde freigelassen, erlitt jedoch so schwere Verletzungen, dass er kurz darauf starb. Dieser Unfall ereignete sich im offenen Gelände.

Einmal erhielt ich die Beschwerde, Giraffen würden auf einer Farm Schaden anrichten, indem sie das Gras fräßen. Da die Beschwerde jedoch mit der Anfrage einherging, ob der Farmer berechtigt sei, sie zu erschießen, um das Gras zu schützen, sah ich mich gezwungen, der Mitteilung mit Skepsis zu begegnen. Ich will nicht so weit gehen zu behaupten, dass eine Giraffe niemals Gras frisst, aber das war meines Wissens das einzige Mal, dass ihr dies als Gewohnheit zugeschrieben wurde. Man sieht die Tiere oft weit draußen auf den Athi-Ebenen, wo sie verloren und einsam wirken; die Attraktion scheinen jene winzigen Dornenbüsche zu sein, von denen sich auch das Nashorn ernährt. Inmitten von Buschwerk oder Bäumen wirken sie jedoch erst richtig heimisch.

Vor einigen Jahren verbrachte ich eine Woche bei den Giraffen in Sultan Hamud, einem Ort, der sich besonders für Beobachtungen eignet, da es dort auf kleinerem Raum mehr von ihnen gibt als an jedem anderen mir bekannten Rückzugsort. Ich sah jeden Tag dieselben Tiere. Besonders einen kleinen Trupp beobachtete ich täglich viele Stunden lang, da er mehrere Kälber umfasste – Tiere mit ihren Jungen sind naturgemäß am interessantesten. So gewann ich Einblicke in die häuslichen Gepflogenheiten der Giraffen. Das Auffälligste war, dass die Kälber nicht jedes bei seiner Mutter liefen; sie bildeten eine eigene kleine Herde, die meist von einer oder zwei Kühen betreut wurde. Ich zögere nicht, diese alten Tiere als „Kindermädchen“ zu bezeichnen, denn das war offensichtlich ihre Aufgabe. Die Jungen tollten viel umher und jagten einander um Bäume und Büsche; wenn Kälber beim Herumalbern zu weit von der Gruppe abkamen, nahm eine der alten

Kühe sofort die Verfolgung auf, trieb die Ausreißer zusammen und führte sie zurück. Sie kam erst zur Ruhe, wenn sie sicher war, dass sie nicht erneut weglaufen würden. Wenn sie nicht gerade tollten, beleckten sich die Kälber gegenseitig. Ich habe in meinem Leben noch nie so viel Lecken unter Tieren gesehen; sie verbrachten Stunden damit. Es muss einen Grund für diese eigenartige Gewohnheit geben. Viele Tiere, besonders junge, lecken sich selbst und einander ab, aber das Giraffenkalb treibt es ins Extrem. Ich habe mich gefragt, ob die Haut oder das Haar einen salzigen Geschmack hat, der die Zunge einlädt. Man kann die Kälber am besten als eine Ansammlung von Beinen und Hals beschreiben; ihre Körper wirkten unverhältnismäßig klein. Dennoch waren es hübsche kleine Geschöpfe und sehr temperamentvoll.

Eines der Ziele dieser Exkursion war es, ein sehr junges Kalb für das Britische Museum zu beschaffen, und das Fehlen eines solchen im „Kindergarten“ war auffällig. Nach einiger Zeit entdeckte ich, dass frischgeborene Junge nicht bei den Giraffentrupps zu suchen sind. Wenn die Kuh kurz vor der Niederkunft steht, zieht sie sich allein in abgeschiedenen Busch zurück und kehrt erst zurück, wenn das Kleine einige Wochen alt ist. (Man wird in diesem Zusammenhang an die Gewohnheit der Elefantenkuh erinnert.) Schließlich fand ich ein neugeborenes Kalb, das im Gebüsch lag. Ich ritt gerade vorbei, als es unter einigen Büschen aufsprang und davonrannte. Es war so jung, dass seine Beine es kaum zu tragen schienen, und das Pony schloss in kürzester Zeit auf, nur um in ein verborgenes Loch zu treten (genauer gesagt gab der Boden unter seinen Füßen nach) und krachend zu stürzen. Der Sturz setzte mich für ein oder zwei Minuten außer Gefecht, aber glücklicherweise hielt das Kalb nach etwa zwei Furlongs oder weniger an und wartete auf uns; andernfalls hätte ich es wohl nie wiedergesehen.

Im südlichen Reservat bringen die Kühe ihre Jungen hauptsächlich im November zur Welt, aber ich habe auch schon im Mai sehr junge Kälber gesehen. Zwillinge sind keineswegs ungewöhnlich. Ich habe mehrmals ein einzelnes Weibchen mit zwei Kälbern an ihrer Seite gesehen, und zwar in Momenten, in denen es keine Anzeichen für andere Giraffen in der Nachbarschaft gab; ansonsten wäre es angesichts des „Kindermädchen-Systems“ zulässig zu zweifeln, ob nicht eines das Kind einer anderen Kuh war. Ein Giraffenpaar lebte einige Jahre auf dem Land meines Bruders am Athi; sie waren die einzigen Vertreter ihrer Art im Distrikt, aber die Kuh blieb für beträchtliche Zeit und brachte zwei Kälber zur Welt; eines verschwand nach etwa einem Monat; ich glaube, das andere wurde aufgezogen.

Ich persönlich glaube, dass Zwillinge bei Wildtieren öfter geboren werden, als gemeinhin angenommen wird. Kuhantilopen wurden mit zwei Embryos erlegt. Ich habe gehört, dass einer werdenden Mutter sogar mehr als zwei entnommen wurden, bezweifle aber die Richtigkeit dieser Aussage.

Die Hörner der Giraffe sind mit Haut bedeckt und tragen bei jüngeren Tieren ein Haarbüschel am Ende. Wenn das Tier die Geschlechtsreife erreicht, geht dieses Büschel allmählich verloren, bis es beim alten Tier kaum noch zu sehen ist. Auf Fotografien von Jungtieren ist es deutlich erkennbar.

Was mich bei der Beobachtung der Giraffen in Sultan Hamud mehr als alles andere beeindruckte, war Folgendes: Der gesamte Trupp war über eine Fläche von vielleicht zwei Hektar verstreut, beim Fressen oder Herumstehen; plötzlich, wie auf ein Kommando, drifteten alle in dieselbe Richtung davon, als gehorchten sie einem Signal, das jedes Auge gleichzeitig gesehen hatte. Das Sehvermögen war jedoch nicht der Sinn, an den der Befehl gerichtet war – falls es einen Befehl gab –, denn viele der Tiere standen in Positionen, von denen aus sie ihre Artgenossen nicht sehen konnten. Es war kein Laut zu hören, aber die Einmütigkeit der Bewegung erweckte den Eindruck, dass sie über ein geheimnisvolles

Mittel der zwischenartlichen Kommunikation verfügen. Es war fast unheimlich, mit welcher Zielstrebigkeit sich die großen Kreaturen alle im selben Augenblick in dieselbe Richtung bewegten.

Lange Zeit nahm man an, die Giraffe sei unfähig, überhaupt irgendeinen Laut von sich zu geben; es sind extrem schweigsame Geschöpfe, und erst Ende 1911, als ich bereits viele Jahre Erfahrung mit afrikanischem Wild hatte, hörte ich zum ersten Mal eine Giraffe ihre Stimme erheben. Ich saß mit meiner Kamera in einem Versteck (*Blind*) an einem Wasserloch, Giraffen und Zebras vor mir, als ich einen merkwürdigen Schrei hörte; es klang ähnlich wie das Blöken eines Schafes, aber unendlich viel sanfter. Es fällt mir schwer, es schriftlich auszudrücken, aber die Silben, die es am ehesten repräsentieren, sind „wa-ray“, ziemlich in die Länge gezogen. Es war so leise, dass ich es auf 50 Yards gerade noch hören konnte. Ich war mir keineswegs sicher, dass es die Stimme einer Giraffe war, aber der Laut kam so eindeutig aus der Richtung einer Kuh, dass ich sie durch mein Fernglas beobachtete und sah, wie sie das Maul öffnete, um den Ruf auszustoßen. Ich darf hinzufügen, dass ich nie wieder die Stimme einer Giraffe gehört habe.

Ich schickte eine Notiz an die Zeitschrift *Field* und fragte, ob irgendein Leser jemals den Schrei der Giraffe gehört habe, woraufhin Herr A. L. Butler, Superintendent der sudanesischen Wildreservate, antwortete. Er hatte eine alte Kuh in Gefangenschaft bei ein oder zwei Gelegenheiten ein Geräusch ausstoßen hören, das er als „ein heiseres, grunzendes Geräusch“ beschrieb, wenn sie mit Futter geneckt wurde. Herr Mostyn von der ägyptischen Armee hat denselben Laut gehört, während er versuchte, wilde Giraffen zu fotografieren, konnte jedoch nicht feststellen, ob er von einem Bullen oder einer Kuh stammte. Die Beschreibung von Herrn Butler bezieht sich auf eine völlig andere Äußerung als die von mir gehörte und drückt zweifellos eine andere Emotion aus als das „wa-ray“. Die Sanftheit war übrigens besonders am Ende des Rufs auffällig.

Es dauert lange, bis man etwas lernt, das es wert ist, über wilde Kreaturen aufgezeichnet zu werden. 1909 machte ich folgende Notiz: „Ich habe noch nie eine Giraffe trinken sehen, noch erinnere ich mich, jemals ihre Spuren in der Nähe von Wasser gesehen zu haben. Sie sind zahlreich in den wasserlosesten Teilen des südlichen Reservats, wo es, zumindest monatelang, kein Wasser gibt.“ Seitdem habe ich Giraffen in großer Zahl am Wasser gesehen; hauptsächlich im nördlichen Distrikt, aber auch im südlichen Reservat. Ich nehme heute an, dass sie während der Dürre täglich trinken, aber in der Regel nicht während der Regenzeit und solange die Vegetation frisch und grün ist.

Die Fortbewegung der Giraffe ist eigenartig. Die Beine einer Seite, dann die der anderen, werden gleichzeitig bewegt, ähnlich wie bei einem Kamel. Ein großer Bursche im Schritt ist ein Bild von Statthalterlichkeit und Würde, das in der Tierwelt nicht zu übertreffen ist; aber wenn er in Galopp verfällt – welch ein Wandel! Es ist dann schwer zu glauben, dass das Geschöpf jemals würdevoll sein könnte; es wird schlichtweg lächerlich, wie der lange Hals vor und zurück schwankt, als wäre er unabhängig vom Körper mit seinen lockeren, schlaksigen Beinen. Wenn man dieses Schauspiel unbeholfener Hast aufmerksamer betrachtet – sozusagen seine Mechanik analysiert –, scheint es, als hätte der Körper große Mühe, den Hals hinter sich herzuziehen. Wenn der Rumpf nach vorn schnellte, bleibt der Hals zurück, holt den Rumpf wieder ein und wird beim nächsten Schritt erneut abgehängt. So mühsam es auch wirkt, das erreichte Tempo ist nicht sehr hoch, und auf gutem Boden wird ein Pony eine Giraffe bald einholen.

Es kommt nicht oft vor, dass das Tier über eine längere Distanz zur Eile getrieben werden kann, da das Land, das es bewohnt, zum Galoppieren größtenteils unmöglich ist. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber der Boden ist wenige Zentimeter unter der Oberfläche von zahllosen Gängen durchzogen, die vom Regenwasser gegraben wurden – eine Art

natürliches Drainagesystem. Es mag sein, dass das Wasser wie von einem Schwamm zwischen einer Schicht undurchlässigen Bodens und der sonnengebrannten Oberfläche gehalten wird und sich diese Tunnel je nach Lage des Geländes bahnt; aber das ist bloße Vermutung. Die wesentliche Tatsache bleibt: Ein Pferd kann über solchen Boden sicher genug im Schritt geführt werden, aber im Galopp werden diese unterirdischen Tunnel schnell und schmerzhaft offenbart. Ich habe mehrere davon gefunden.

Das Uasingishu-Plateau ist einer der wenigen von Giraffen bewohnten Distrikte, wo der Boden zum Galoppieren geeignet ist. Mehr als einmal bin ich an eine herangeritten oder so nah, wie ich das Pony überreden konnte; Pferde mögen keine Giraffen. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem ich ruhig den Pfad entlangritt und ein alter Bulle meinen Weg kreuzte; er war nur etwa 50 Yards voraus, und um des Galopps willen setzte ich ihm nach. Offenbar wusste er nicht, dass wir ihn verfolgten, denn nach 150 Yards hielt er abrupt an und drehte sich um; das Pony tat es ihm mit solcher Promptheit gleich, dass es mich fast über seinen Kopf katapultiert hätte. Ich weiß nicht, wer von uns dreien am meisten überrascht war – die Giraffe, einen Reiter direkt hinter sich Zirkuskunststücke vorführen zu sehen, das Pony, das Biest sich so plötzlich umdrehen zu sehen, oder ich selbst über die plötzliche Entscheidung des Ponys, anzuhalten.

Um seine Masse richtig zu würdigen, muss man einer Giraffe nahekommen. Aus der Ferne wird das Auge durch den hochragenden Hals getäuscht, der den Körper winzig erscheinen lässt; auf die wenigen hundert Yards, aus denen man das Tier gewöhnlich sieht, ist der Eindruck vor allem einer von Höhe – verständlich genug, da ein ganz gewöhnlicher Bulle 17 Fuß misst, gemessen bis zur Kopfspitze. Beobachtet man dasselbe Tier aus kurzer Distanz, ist man sofort von der Größe des Rumpfes beeindruckt; besonders die Hinterhand ist gewaltig.



GIRAFFE DRINKING.

Den Schutzwert ihrer Färbung betrachte ich als praktisch gleich null. Die satten kastanienbraunen Flecken heben sich zwischen den Bäumen sehr deutlich ab, und die

einzigsten Umstände, unter denen Giraffen überhaupt schwer zu sehen sind, ist, wenn die Farbe am wenigsten auffällt – nämlich wenn man sie gegen das Licht sieht (die Farbe jedes Tieres ist dann fast unsichtbar) und sie zwischen Baumstämmen stehen. Es gibt große Variationen in den Kastanientönen bei verschiedenen Tieren. Ich habe sowohl im nördlichen als auch im südlichen Distrikt Kühe gesehen, die deutlich blasser waren als der Durchschnitt – eine im Trupp bei Sultan Hamud war fast weiß –, und andererseits gibt es Bullen, deren Farbe viel dunkler als der übliche Ton ist. Bei den Männchen dunkelt sie mit zunehmendem Alter nach. Bei der *Tippelskirchi*-Rasse werden alte Bullen häufig fast schwarz, aber ich erinnere mich nicht, sehr dunkle Tiere unter den Giraffen der nördlichen Distrikte gesehen zu haben. Die erwähnte Kuh von Sultan Hamud war eine Ausnahme; aus der Ferne wirkte sie einheitlich cremefarben, aber bei näherer Betrachtung war die kastanienbraune Fleckung schwach erkennbar. Beim durchschnittlichen Tier sind die Markierungen, die die kastanienbraunen Flächen trennen, lohgelb; bei dieser speziellen Kuh waren sie reinweiß. Alle sehr hell gefärbten Giraffen, die ich gesehen habe, waren Kühe.

Die alten, dunklen Männchen waren den frühen Jägern als „Stinkbullen“ bekannt, und sie verdienen diesen unschmeichelhaften Namen redlich. Der Geruch dieser Tiere ist unbeschreiblich. Es gab zwei oder drei von ihnen im Trupp von Sultan Hamud, und ich konnte sie riechen, wenn ich 200 oder 300 Yards leewärts stand; wie sie aus der Nähe sind, möchte ich lieber nicht wissen. Alle Giraffen verströmen einen starken Geruch; nachdem sie sich einige Zeit an einem Ort aufgehalten haben, bleibt der Geruch dort hängen. Ich würde ihn mit dem von Kamelen vergleichen, und er ist für Pferde ebenso abstoßend wie der des Kamels. Er treibt ein Pferd oder Pony, das nicht an Giraffen gewöhnt ist, fast in den Wahnsinn. Es wurde mir gegenüber angedeutet, dass ein Zusammenhang zwischen der Gewohnheit des Beleckens und dem starken Geruch bestehen könnte.

Giraffen sind im Großen und Ganzen scheue Geschöpfe; ihre große Höhe verschafft ihnen den Vorteil, Gefahren von weitem zu erspähen, bevor sie selbst gesehen werden können. Da sie zwischen Gestrüpp und Dornenbäumen stehen, über die sie meist hinwegsehen können, wobei nur ihre Köpfe herausschauen, kann der Mensch sie nur selten überraschen. Wenn Gefahr aus großer Entfernung herannaht, ziehen sie sich ruhig zurück und wählen in der Regel offeneres Gelände, von wo aus sie ungehindert in alle Richtungen sehen können. Wenn sie aus nächster Nähe überrascht werden, stürmen sie im Höchsttempo davon, wobei ihre langen Schwänze über den Rücken geringelt sind – eine Trageweise, die nichts dazu beiträgt, ihr Erscheinungsbild im Galopp vor der Lächerlichkeit zu retten. Der Schwanz ist sehr lang und reicht fast bis zum Boden.

Sie variieren stark in Bezug auf ihre Scheu in verschiedenen Teilen des Landes. Der zahmste Trupp, dem ich je begegnet bin, war einer direkt außerhalb von Voi. Obwohl ich sechs oder acht Männer bei mir hatte, blieben die Tiere stehen und beobachteten uns aus weniger als 150 Yards Entfernung, was eine glänzende Gelegenheit bot, ihre Zeichnung zu studieren. Ich bemerkte, dass die Flecken am Hals fast so deutlich durch Linien unterteilt waren, wie es bei der nördlichen Rasse der Fall ist; aber jene am Körper, besonders an den Schultern, waren weit voneinander entfernt; außerdem waren die Flecken von strahlenförmigen, sternähnlichen weißen Linien durchzogen. Die bereits erwähnten Unterschiede in der Farbtiefe zwischen den Individuen waren auffällig. Einige der Kühe im Trupp waren sehr hell, während das dunkelste Tier ein junger Bulle war.

Diese Giraffen standen eine Zeit lang da und beobachteten uns. Als sie schließlich beschlossen weiterzuziehen, ringelte jede ihren Schwanz über den Rücken, als wäre es so bequemer zu tragen, und stolzierte mit vollkommener Würde davon. Bei dieser Gelegenheit bekamen sie unseren Wind nicht. Derselbe Trupp hatte am Vortag unseren Wind auf eine Entfernung von 600 oder 800 Yards bekommen und war sofort geflohen.

Ich habe oft bemerkt, dass wilde Tiere sich wenig am Geruch des Menschen stören, wenn sie ihn schon einige Zeit im Blick hatten, bevor sie die Witterung aufnehmen, und ganz sicher sind, dass der Mensch die Quelle davon ist. Dies ist auf den Ebenen am deutlichsten; im Busch lebende Tiere sehen den Menschen meist nicht zuerst aus ausreichender Entfernung, um überzeugt zu sein, dass er nicht gefährlich ist.

Ich fand die fünfhörnige (Rothschild-)Giraffe ausgesprochen scheu, als ich ihr einen Besuch abstattete, und der Versuch, Fotografien zu erhalten, war nicht von zufriedenstellenden Ergebnissen gekrönt. Meine lebhafteste Erinnerung an diese Reise ist die Kälte. Als wir eines Nachts nahe dem Elgon lagerten, fegte ein gewaltiger Hagelsturm über den Berg, und wir bekamen die volle Breitseite ab. Die Hagelkörner lagen noch auf dem Boden, als wir am nächsten Morgen marschierten; in den Senken waren sie mehrere Zentimeter tief. Der Elgon selbst trug eine große weiße Kappe, entweder aus Schnee oder Hagelkörnern – ein seltener Schmuck für ihn. Der Hagel blieb bis spät in den Tag auf dem Boden liegen, und an mehreren Tagen hielt sich der Frost auf dem Gras bis nach sieben Uhr morgens.

Um noch einmal auf die Art des Geländes zurückzukommen, das die Spezies bevorzugt: Herr C. W. Woodhouse informiert mich, dass er ihre Spuren ziemlich hoch oben am Elgon gesehen hat. Das ist nicht ungewöhnlich. Ich habe die Tiere selbst auf den Gipfeln felsiger Rücken in anderen Teilen Ostafrikas gesehen – Orte, von denen man annehmen könnte, sie seien viel zu unwegsam für sie. Ich habe keinen Zweifel, dass sie durch bestimmte Sträucher, die an solchen Orten zu finden sind, dorthin gelockt wurden.

Die Giraffe ist eines der Tiere, die am meisten von den Jagdgesetzen profitiert haben. Vor den Tagen der britischen Verwaltung wurde sie unerbittlicher verfolgt als jedes andere Tier, mit Ausnahme des Elefanten. Von den Eingeborenen wegen ihrer Haut und ihres Fleisches gejagt, kannte sie kaum irgendwo Frieden; und obwohl sie vom Europäer völlig zurecht als schwer erreichbar angesehen wurde, ermöglichte die unendliche Geduld und die Kenntnis der Giraffengewohnheiten dem schwarzen Mann, einen schweren Tribut von der Art zu fordern. Der Eingeborene studierte die Gewohnheiten eines bestimmten Trupps und schmiedete seine Pläne entsprechend. Eine Methode bestand darin, in einem Versteck an einem Wasserloch zu warten und einen Giftpfeil in seine Beute zu jagen. Dies war ein besonders wirksamer Plan; das verwundete Tier, das den Stich des Pfeils spürte, stürmte davon, gefolgt vom Rest des Trupps, der sich von seinem Beispiel anstecken ließ, nur um vielleicht eine Meile entfernt zu sterben. Der große Vorteil aus Sicht des einheimischen Jägers war, dass die Tränke nicht gestört wurde, wie es beim Töten auf der Stelle der Fall gewesen wäre. Daher konnte er sicher mit einem weiteren Besuch desselben Wasserlochs durch die Überlebenden des Trupps ein oder zwei Tage später rechnen, was er nicht hätte tun können, wäre das Opfer durch eine gut platzierte Kugel gefallen. Ein anderer Plan war, in den Bäumen eines Haines zu warten, von dem er wusste, dass er ein bevorzugter Futterplatz war; dort verrichtete der Giftpfeil seine heimliche Arbeit auf dieselbe Weise. Ich verwende die Vergangenheitsform, wenn ich über diese Methoden schreibe, aber ich fürchte, sie werden in Regionen, in die das Auge des weißen Mannes nicht dringt, immer noch praktiziert.

Die Haut übertrifft die aller anderen Tiere an Zähigkeit und Haltbarkeit und ist daher bei den Eingeborenen zur Herstellung von Fußbekleidung allgemein gefragt. Die Waboni, die die Giraffe in Jubaland und Somaliland jagen, treiben einen gewinnbringenden Handel mit den Häuten, schneiden sie in Stücke von regulärer Größe und verkaufen sie paarweise zu einem Standardpreis für die Herstellung von Sandalen. Ich erinnere mich, dass wir einmal, als wir dem Lauf des Uaso Nyiro folgten, der sich noch ein Stück über den Lorian-Sumpf hinaus fortsetzt, eines Morgens auf eine Giraffe stießen, die scheinbar im Fluss lag. Ich war nicht wenig überrascht, als das Tier die Safari herankommen ließ, ohne zu fliehen.

Doch als wir näher kamen, sah ich, dass die arme Kreatur nicht lag; sie stand auf den Beinen und war völlig im Morast versunken, bauchte im Schlamm. Sie kämpfte furchtbar, als ich näher kam, konnte sich aber nicht befreien; und da wir nichts tun konnten, um zu helfen, erschoss ich sie und fühlte mich wie ein Mörder. Es war das einzig Humane, denn der Tod, der sie sonst durch Krokodile erwartet hätte, wäre viel schlimmer gewesen. Das Tier erwies sich als junges Weibchen, und ich kostete das Fleisch; für meinen Geschmack war es vollkommen ungenießbar, aber die Jungen waren jubelnd über diese Bereicherung der Vorratskammer und noch mehr über die Haut, die so für neue Sandalen sorgte.

Am Ende bekamen die Krokodile doch ihren Anteil, denn das Skelett, von den Jungen mehr oder weniger vom Fleisch befreit und im Fluss zurückgelassen, wurde während der Nacht weggeschleift. Es war kurios, die Schlammfische zu beobachten; sie kamen zu Tausenden zum Festmahl und sprangen förmlich aus dem Wasser in ihrem Bemühen, Fleischbrocken zu erhaschen. Wo immer die Jagdgesetze nicht durchgesetzt werden, wird das Tier immer noch gejagt. Giraffenschädel sind in entlegeneren Distrikten recht häufige Objekte am Wegesrand. Eine Ansammlung von Knochen, zusammen mit den Überresten eines kleinen Lagers, erzählt ihre eigene Geschichte. Einheimische Jäger haben getötet, sich niedergelassen, um die Haut vorzubereiten und das Fleisch für den künftigen Verzehr zu trocknen, und sind weitergezogen, als die durch ihre Beute gebotene Arbeit abgeschlossen war.

Ich blicke auf die Tage zurück, die ich im Versteck verbrachte, um Fotografien von Giraffen zu machen, als einige der interessantesten meines Lebens. Der erste Ort, den ich nutzte, war herrlich: eine umgestürzte Palme, die sich im umgebenden Bewuchs verfangen hatte, sodass der Stamm etwa 7 Fuß über dem Boden war, den die Wedel berührten. Es brauchte nur ein paar Stöcke, um ein Gerüst für weitere Wedel zu bauen, durch das mehrere Löcher für das Objektiv gebohrt wurden. Nachdem alles vorbereitet war, bezog ich am nächsten Tag in perfektem Komfort Stellung – mit Bodenplane, Kamera und Zubehör, Essen und Trinken. Die Bodenplane schien unverzichtbar, da ich eine lange Wache erwartete, aber kaum hatte ich mir alles bequem eingerichtet, traf ein Trupp Giraffen ein; nach sorgfältiger Begutachtung näherten sie sich dem Wasser bis auf 50 Fuß vor mir und begannen ohne den geringsten Verdacht zu trinken.

Es war höchst drollig, den großen Tieren beim Stillen ihres Durstes zuzusehen. Eine Giraffe nahm ihren Platz über dem Wasser ein, grätschte dann ihre Vorderbeine weit auseinander und begann, Hals und Vorderbeine gleichzeitig zu beugen, um ihr Maul in Reichweite zu bringen. Das Ergebnis des Grätschens und Beugens der Beine war, dass der gesamte Rumpf auf die Hinterhand zurückgeworfen wurde – aber die Fotografie zeigt die seltsame Haltung viel besser, als ich sie beschreiben kann. Zeichnungen und Präparate zeigen dies meist nicht; sie stellen die gespreizten Beine und den gebeugten Hals dar, verfehlen aber meist das Beugen der Knie und die eigentümliche Haltung der Hinterbeine.

Sobald er seine Nase zum Wasser hinunterbekommen hat – und dieser Vorgang dauert recht lange –, lässt sich der Giraffenbulle Zeit und trinkt zierlich und kontinuierlich einige Minuten lang. Nachdem er diesen Schluck beendet hat, richtet er sich langsam auf, bis er spürt, dass er seine Muskeln unter Kontrolle hat, woraufhin er mit einer Bewegung, deren Schnelligkeit seltsam mit der vorherigen Bedächtigkeit kontrastiert, seine normale aufrechte Position wieder einnimmt. Er steht eine Zeit lang da und wiederholt den Vorgang nach einigen Minuten; manchmal wird ein dritter Schluck genommen.

Während sie aufrecht standen, waren die Giraffen wachsam und auf der Hut, aber sobald sie ihre Nasen erst einmal richtig gesenkt hatten und zu trinken begannen, hätte sie nur ein mutwilliges Geräusch oder Leichtsinn meinerseits gestört. Ihre Sinne schienen

abgestumpft; ihre einzige Idee war das Trinken. Es war höchst interessant, die Madenhacker auf den Giraffen zu beobachten. Wenn der lange Hals zum Wasser gebeugt wurde, liefen sie in einer Prozession Richtung Schulter, und wenn die Giraffe den Kopf hob, liefen sie alle wieder zu diesem hinauf. Manchmal waren sie so zahlreich, dass der Hals aussah wie der eines Shire-Horses, dessen Mähne für eine Schau hergerichtet wurde. Wenn ein Vogel über eine empfindliche oder kitzlige Stelle lief, brachte der genervte Gastgeber seinen langen Schwanz mit einem schwungvollen Hieb herauf, was sie jedoch nie beunruhigte. Sie waren immer vorbereitet und wichen dem Schwanz mit größter Leichtigkeit aus: ein kurzer kleiner Lauf, ein kurzes Abspringen oder ein winziger Flug aus dem Weg retteten sie.

Mein Versteck schien sie selten zu kümmern. Selbst wenn andere Tiere erschienen und Verdacht zeigten, ließen sich die Giraffen nicht von deren vorübergehendem Unbehagen anstecken. Das Surren des Verschlusses störte sie anfangs und erschreckte oft Tiere in einem Umkreis von 20 Yards, aber nach einiger Zeit gewöhnten sich einige der regelmäßigen Besucher an das Geräusch und hörten auf, ihm Beachtung zu schenken. Ich bin sicher, dass ein bestimmter kleiner Trupp Wasserböcke, die immer an diesem Wasserloch waren, wusste, dass ich dort war, und zu dem Schluss kam, dass ich harmlos sei. Zuerst waren sie sehr scheu, aber nach den ersten Tagen näherten sie sich bis auf 50 Yards, warfen einen guten Blick auf mich und grasten dann ruhig vorbei, wobei sie nur hin und wieder aufblickten, um sicherzugehen, dass ich ihnen nichts Böses wollte.

Ausbrüche von Krankheiten haben die Giraffe bis zu einem gewissen Grad beeinträchtigt. Gastroenteritis fasste zuerst in den nördlichen Distrikten Fuß und fegte dann durch das Land, wobei ein Teil des Wildes verschiedener Arten getötet wurde. Die Sterblichkeit unter den Giraffen war jedoch nicht so groß, dass sie dauerhaften Schaden anrichtete, obwohl die Berichte gelegentlich sehr alarmierend waren. Wären sie durch Tatsachen gerechtfertigt gewesen, wären kaum noch Tiere am Leben geblieben. Das Uasingishu-Plateau litt am schwersten, aber es scheint keine Abnahme der gegenwärtigen Population zu geben. Ein großer Teil der Tiere starb; andere erholten sich, verloren jedoch die Sehkraft auf einem oder beiden Augen. Nach der Epidemie wurden viele blinde Giraffen gefunden. Der Verlust des Sehvermögens scheint die Fähigkeit des Tieres, für sich selbst zu sorgen, nicht zu beeinträchtigen; eine Reihe blinder Giraffen wurde am Tsavo gefunden, und alle waren ansonsten in gutem Zustand. Dasselbe gilt für den Kleinen Kudu, von dem eine große Anzahl erblindet aufgefunden wurde, wobei viele gefangen wurden.

KAPITEL XX

SCHWEINE

WARZENSCHWEIN. – Äußeres Erscheinungsbild – Die Familie – Fortpflanzungsgewohnheiten – Unbesonnenheit der säugenden Sau – Methode im Umgang mit Hunden – Keilerjagd – Unerschrockener Mut von Keiler und Sau – Jagd mit einer bunten Hundemeute (*bobbery pack*) – Jack, der Bullterrier – Der Keiler stellt sich – Einfahren in den Bau – Schweinefleisch.

WALD- ODER RIESENSCHWEIN. – Entdeckung des Riesenschweins – Beschreibung desselben – Schädel – Reviere – Fortpflanzungsgewohnheiten – Junge Riesenschweine – Tagesablauf und Nahrung – Die Gewohnheit des „Scheuerns“.

WEISSSTREIFIGES BUSCHSCHWEIN. – Ein Waldbewohner – Beschreibung – Nachtaktive Lebensweise – Wühlen.

Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet ist *Phacochoerus ethiopicus masaiicus* einer der auffälligsten Fehlschläge der Natur, doch gebührt ihm ein hoher Rang unter dem Wild. Ebenso mutig wie hässlich, erkennt es nie eine Niederlage an und kämpft bis zum letzten Atemzug.

Warzenschweine sieht man gewöhnlich in Rotten von fünf oder sechs Tieren, ein Keiler mit seinem Gefolge aus Sauen. Manchmal findet man die Eltern mit ihrer Familie aus kleinen Frischlingen, sechs oder sieben an der Zahl, woraus man schließen könnte, dass das Tier gelegentlich monogam lebt; doch das ist eine Angelegenheit, über die ich keine gesicherten Informationen habe. Der Wurf wird in einem Bau zur Welt gebracht, meist im offenen Gelände, und die Jungen erscheinen etwa im November im Freien. Die Sterblichkeitsrate unter jungen Warzenschweinen muss sehr hoch sein; man sieht häufig sechs oder sieben sehr kleine Frischlinge bei der Mutter, aber je größer sie werden, desto kleiner wird die Familie, und bis die Kleinen für sich selbst sorgen können, sieht man selten mehr als zwei oder drei bei der Sau. Den Grund dafür kenne ich nicht, nehme aber an, dass viele von Schakalen und anderem Raubzeug getötet werden, denn die Jungen sind keineswegs schnell, und die Sau neigt dazu, mehr Mut als Besonnenheit an den Tag zu legen. Ebenso tapfer wie der Keiler selbst, verteidigt sie ihre Familie unerschrocken, und ich glaube, wenn sie angegriffen werden, lässt sie sich von ihrer Entschlossenheit, dem Feind eine Lektion zu erteilen, zu einem taktischen Fehler verleiten – sie verfolgt zu weit und gibt den Gefährten des gejagten Schakals die Chance, ihren Wurf ungestraft anzugreifen. Schakale sind klug genug, ein solches Manöver auszuhecken und sie zur Verfolgung eines der ihren zu locken.

Ein Hund, dem es an Weisheit mangelt und der die *Totos* (Jungen) jagt, wird wahrscheinlich für sein Vergnügen bezahlen. Die Sau wird ihn verfolgen, fest entschlossen, ihre Beute zu schützen, und wenn sie ihn erreicht, wird sie ihn übel aufschlitzen oder ihm den Schwanz abbeißen. Letzteres ist eine bevorzugte Art der Bestrafung. Eine Zeit lang hielt Lord Delamere eine Meute halbwilder Hunde bei seinen Schafpferchen. Sie lebten praktisch von Warzenschweinen; etliche von ihnen hatten im Kampf ihren Schwanz verloren und trugen zudem eine stattliche Anzahl von Narben zur Schau.

Diese Schweine bieten großartigen Sport, sei es mit dem Speer oder mit Hunden. Das beste *Pig-Sticking* (Saustechen), das ich genossen habe, fand im Rift Valley statt, wo der Boden so viel besser ist als auf den Athi-Ebenen. Zu einer Zeit waren sie im Tal besonders zahlreich, und nahe dem Nakuru-See habe ich die größten Exemplare gesehen. Einige prächtige Hauer wurden aus dem Rift gewonnen, aber die besten tragen die Schweine am Rande des Kikuyu-Waldes. Hier sicherte ich mir das beste Paar meiner Sammlung; sie messen 16 Zoll. Es ist nichts Besonderes, ihn zu schießen, aber gib einem Mann ein flinkes Pony und einen Sauspeer, und man sieht das Warzenschwein von seiner besten Seite. Er ist ein plumper, missgestalteter Kerl, und die erste Überraschung wird seine Geschwindigkeit sein, denn hartes Galoppieren ist nötig, um auf Speerlänge heranzukommen. Und wenn man in Reichweite ist: Pass auf! So oft wie nicht wartet er nicht auf den Speer; er dreht sich wie ein Blitz um und greift direkt an. Wird er auf der Spitze empfangen, ist er kaum wieder frei, bevor er erneut angreift. Wenn man an ihm vorbeischießt – was leicht passieren kann, da das Pony im Galopp ist –, blickt er sich kurz um; sein Blick sagt deutlicher als Worte: „Nun, wenn du bereit bist, bin ich es auch!“ Dann trottet er mit hochgestelltem Schwanz davon: Lass ihn in Ruhe, und er wird gehen; folge ihm, und er dreht sich wieder um, um so grimmig wie zuvor anzugreifen.

Ich habe erlebt, wie eine Sau siebenmal angriff und jedes Mal einen Speerstich einsteckte. Schließlich wurde sie von Männern zu Fuß getötet, und selbst dann schleppte sie sich noch auf die Beine und unternahm einen letzten taumelnden Angriff, als sie sich näherten. Sie hatte einen harten Kampf geliefert, war mehrmals durchgekommen und hatte mehr als ein Pferd verletzt.

Bei einer anderen Gelegenheit blieb ein prächtiger alter Keiler Herr des Feldes; seine fünf Angreifer mussten zu Fuß nach Hause gehen, da das Pferd jedes Mannes so schwer verletzt war, dass sie den Rückzug antreten mussten. Wenn ein Schwein durchkommt, springt es das Pferd an und schlitzt meist den Bauch oder die Flanke auf. Es ist nicht selten, dass ein Pferd dabei getötet wird. Mir selbst ist das nie passiert; der schlimmste Fall war der eines alten Rennponys, das so schwer verletzt wurde, dass sein Besitzer verzweifelte, es retten zu können. Er brachte das Pony zur nächsten Farm, wo es sich bei sorgfältiger Pflege langsam erholte. Es wurde nach der Genesung wieder trainiert, aber das Schicksal war gegen es, denn es starb auf der Rennbahn.



Wir hatten früher großen Spaß mit Schweinen in der Nähe von Nairobi – wir jagten sie mit einer bunten Meute (*bobbery pack*). Meine Schakalhunde in Kiu waren im Vergleich zu der bunt zusammengewürfelten Meute, mit der wir an Samstagnachmittagen von Nairobi

aus zur Schweinejagd aufbrachen, eine recht einheitliche Gruppe. Das Feld bestand gewöhnlich aus V. C. de Crespigny, H. Hyde-Baker – wie sein Onkel Sir Samuel ein hervorragender Schütze und großer Sportsmann – und mir selbst. Die Meute bestand aus Lurchern, Airedale-Terriern, kleinen Terriern und Jack, einem Bullterrier, der ein Denkmal verdient hätte; und wenn das Geschäft begann, sah die Reihenfolge so aus: Schwein zuerst, Lurcher dicht dahinter, Terrier irgendwo, Reiter als Nächstes, Jack nirgendwo. Ich benutzte das Wort „nirgendwo“ im Sinne des Rennsports. Jack bildete das Schlusslicht weit hinten, aber er war zur Stelle, wenn die Zeit gekommen war. Zu gegebener Zeit stellten die Lurcher das Schwein und hielten es mit lautstarker Hilfe der Terrier fest; aber richtig lebhaft wurde es erst, wenn Jack angerollt kam. Sobald er eintraf, verdoppelten die anderen ihren Angriff, und bald gingen alle wie auf Verabredung gemeinsam drauf und packten zu. Welchen Teil der Anatomie des Schweins sich die anderen auch sicherten, man konnte sicher sein, Jack an einem Ohr hängen zu sehen – und zwar immer am Ohr auf der ihm abgewandten Seite, ein Griff, der das Schwein schrecklich behinderte, da es das gesamte Gewicht des Hundes tragen musste. Dann stieg jemand ab und beendete das Geschäft mit einem langen Messer oder, falls die Umstände es erforderten, mit einer Pistole.

Wir hatten oft drei oder vier mitreißende Galoppaden und Kämpfe an einem Nachmittag, und im Laufe der Zeit wurden die Hunde extrem geschickt darin, den Hauern auszuweichen, sodass sie selten mehr als einen leichten Kratzer davontrugen, wenn überhaupt. Erst wenn andere sich der Jagd anschlossen und ihre eigenen Hunde mitbrachten, gab es Kummer in der Meute – eine seltsame Meute war das an jenen Tagen! Ein Hund, der zum ersten Mal auf ein Schwein angesetzt wurde, trug gewöhnlich eine Narbe als Andenken an diesen Tag davon. Nur einer wurde getötet; er fiel einer Sau zum Opfer, die ihn aufschlitzte und auf der Stelle tötete.

Die größte Gefahr für die Hunde bestand, wenn ein Schwein in einen Bau einfuhr. Ein allzu wagemutiges Mitglied der Meute folgte ihm manchmal hinein, und bis heute verstehe ich nicht, wie der Hund, der dies tat, jemals lebend wieder herauskam. Die Situation war ganz zugunsten des Schweins, da der Hund ihm Kopf an Kopf begegnen musste. Es ist ein sehr drolliger Anblick, wenn ein Warzenschwein in einen Bau einfährt; es rennt auf das Loch zu, und genau in dem Moment, in dem man erwartet, dass es kopfüber hineinspringt, dreht es sich blitzschnell um, um rückwärts mit dem Schwanz voran hineinzuschlüpfen. Manchmal unterläuft ihm ein Fehler – er überschätzt sich bei der Größe des Lochs; dann sitzt er fest, halb drin, halb draußen, sein Gesicht ein einziges Rätsel, falls die Einbildung nicht täuscht. Oder er begeht den Fehler, rückwärts in ein Loch zu schlüpfen, das bereits von einem anderen Schwein besetzt ist, woraufhin er viel schneller wieder herauskommt, als er hineingegangen ist. Warzenschweine sind gegenüber Brüdern in Not nicht gerade großzügig.

Es ist als Speise sehr minderwertig; das Schweinefleisch ist für manche Menschen fast Gift. Ich habe es selbst selten gegessen. Auf meiner letzten Reise durch die Taru-Wüste kämpften wir uns nur mit meinen Decken und ein paar unentbehrlichen Kleinigkeiten durch die Durststrecke, da wir alles andere, was nicht lebenswichtig war, weggeworfen hatten, als das Wasser ausging. Ich war damals gezwungen, Schwein zu essen, da es an etwas anderem mangelte; es war trotz stundenlanger Bemühungen unter glühender Sonne das einzige erreichbare Fleisch. Ein Bock hätte uns ernährt und uns zudem die Hilfe der einheimischen Bevölkerung gesichert, aber Schwein war das einzige, was zu bekommen war. Also speiste ich Schwein und trauerte zwei Tage lang heftig und schwor, zum letzten Mal Schwein gegessen zu haben. Aber das hatte ich nicht. Es kam wieder die Zeit, in der es hieß: Schwein oder nichts. Mir war schon zuvor erzählt worden, wie man Schwein essen kann, ohne es bereuen zu müssen: Man nehme den Kopf in der Haut, lege ihn in ein Loch, in dem einige Stunden lang ein gutes Feuer gebrannt hat, scharre die heiße

Asche darüber und lasse ihn bis zum nächsten Morgen darin; kalt servieren. Manchmal fand ich das sehr gut, ein andermal – weniger gut. Im Großen und Ganzen gilt meine Bewunderung für das Warzenschwein seinen prachtvoll vitalen Qualitäten. Tot kann ich mit ihm – selbst mit dem jüngsten und zartesten – nichts anfangen.

WALD- ODER RIESENSCHWEIN

Ich hatte nur wenige Gelegenheiten, das in den Wäldern des Mau-Plateaus vorkommende Riesenschwein zu beobachten, das nach seinem Entdecker *Hylochoerus meinertzhageni* benannt wurde. Für das Folgende bin ich Herrn C. W. Woodhouse zu Dank verpflichtet, der mir freundlicherweise die Erlaubnis erteilt hat, seine Abhandlung über „Einige ostafrikanische Schweine“ zu nutzen, die im *East African Natural History Journal* erschien. Geschichten über ein riesiges Schwein in den Wäldern von Mau, Kikuyu, Kenia und den Aberdares wurden von Eingeborenen erzählt, lange bevor Leutnant Meinertzhagen vor einigen Jahren die Wahrheit dahinter bewies; man dachte jedoch, dass das von den Eingeborenen beschriebene Tier das Zwergflusspferd Westafrikas sein könnte.

Herr Woodhouse beschreibt das Tier als sehr groß und untersetzt, mit langem Körper auf kurzen Beinen, schwarz, wobei langer schwarzer Haarwuchs sowohl Körper als auch Beine spärlich bedeckt. Bei jungen Tieren ist das Haar entlang des Rückengrates am dichtesten, bei Erwachsenen ist dieser Teil jedoch kahl; das Haar wird wahrscheinlich durch Scheuern abgenutzt. Gewöhnlich befindet sich ein weißes Haarbüschel auf den horizontalen Auswüchsen im Gesicht der Sau und der Jungen. Beim erwachsenen Männchen ist das Büschel durch einige wenige weiße Haare vertreten. Auf beiden Seiten des Gesichts, unterhalb des Auges, befindet sich ein Paar Warzen oder Auswüchse, die miteinander verschmelzen. Die konischen Warzen, wie man sie beim Warzenschwein findet, fehlen.

Der Schädel ist massiv. Ein von Herrn Woodhouse vermessen Exemplar war 19 Zoll vom „Rüsselknochen“ bis zum Hinterhauptskamm lang und an der breitesten Stelle 18 Zoll breit. Der Schädel des Erwachsenen zeigt eine merkwürdige Vertiefung im Dach, die fast eine Tasse voll Wasser fassen könnte; der Unterkiefer ist kräftig, mit vielen Rillen für den Ansatz des Kaumuskels. Die oberen Eckzähne unterscheiden sich von denen des Warzenschweins dadurch, dass sie horizontal und nicht in einem Winkel stehen. Die Hauer sind dick und biegen sich zu einer Spitze zurück, sind aber bei alten Exemplaren meist abgenutzt und gebrochen.

Dichter Wald und Bambusdschungel sind die Reviere des Riesenschweins; hier legen die Tiere Wechsel durch das Unterholz an und sammeln sich in Rotten, die manchmal sehr zahlreich sind. Paare und einzelne Erwachsene wurden jedoch häufig angetroffen. Die Sauen, die kurz vor der Niederkunft stehen, trennen sich vorübergehend von den Keilern und bringen ihre Jungen in einer Art Pflanzenhöhle zur Welt, die durch die Massen von Schlingpflanzen gebildet wird, die einen halb umgestürzten Baum überwuchern; der Wurf besteht aus zwei bis sechs Jungen, und die Wandorobo behaupten, dass die größeren Würfe von den älteren Sauen stammen. Die ganz Jungen sind von bräunlich-gestromter Farbe; schwarze Haare oder Borsten erscheinen im weichen Jugendkleid, das allmählich abgeworfen wird. Wenn das Tier eine Länge von etwa 2 ½ Fuß erreicht, ist es fast gänzlich schwarz. Die Vertiefung im Schädeldach fehlt bei den Jungen.

Die Schweine sind am frühen Morgen und am Abend in Bewegung; den Tag über schlafen sie meist während der Hitze und wählen für ihre Ruhe Rückzugsorte wie jene, in denen die Sau ihre Familie zur Welt bringt. Aufgrund der Dichte des Unterholzes werden sie selten gesehen, aber ein sehr hörbares Schnarchen verrät ihren Standort. Ihre Nahrung besteht aus einer etwa 3 bis 3 ½ Fuß hohen Pflanze mit grünen, glatten Blättern, einem dünnen Stängel und weißen Blüten, die im gesamten Wald in Hülle und

Fülle wächst und dichte Deckung bildet; die saftigen Spitzen werden angeblich bevorzugt. Bemerkenswert ist, dass dieses Schwein nicht „wühlt“, wie es andere Vertreter der Gattung tun. Die Fährte des Riesenschweins kann über viele Meilen verfolgt werden, durch Waldlichtungen und oft über offenes Gelände von Deckung zu Deckung, ohne dass eine Spur von Wühlen gefunden wird. Die aufgewühlten Flächen verraten das Werk des Buschschweins, dessen Fährte überall dort zu sehen ist, wo diese auftreten. Riesenschweine lieben Wasser und das Suhlen im Schlamm und legen beträchtliche Entfernungen zu den Brackwassertümpeln oder Schlammlöchern zurück, die auf dem Mau-Plateau zu finden sind. In ihren Revieren sind „Scheuerbäume“ häufig; die Tiere suchen sie nach dem Suhlen auf, um den überschüssigen Schlamm abzureiben. Solche Bäume zeigen Reibungsspuren bis zu einer Höhe von 3 Fuß über dem Boden.

WEISSSTREIFIGES BUSCHSCHWEIN

Diese Art ist mir ebenfalls praktisch unbekannt, und ich stütze mich erneut auf Herrn Woodhouse. Es ist groß und, wie der Riese, ein Bewohner dichter Wälder und Buschlandschaften, jedoch von strikter nachtaktiver Lebensweise. Es ist schwärzlich gefärbt, mit einer Mähne aus weißem Haar, die sich vom Hinterhaupt über den Widerrist und den Rücken erstreckt; bei alten Exemplaren ist dieses weiße Haar lang; die Flanken sind rötlich, wobei der Farbton bei den Individuen variiert. Der Schädel ist bemerkenswert schmal, und die Zähne kommen denen des Hausschweins sehr nahe.

Das Tier wird aufgrund seiner Nachtaktivität und der Dichte der gewählten Deckung selten gesehen. Buschschweine ziehen gewöhnlich in kleinen Familiengruppen oder paarweise umher. Sie wühlen sehr stark und werfen große Bodenflächen auf; bevorzugter Ort dafür ist eine sumpfige Lichtung im Wald.

Das PINSELSCHWEIN (Red River Hog), eine westafrikanische Art, soll ebenfalls im Protektorat vorkommen.



BUSH FIG.

KAPITEL XXI

DAS ZEBRA: EIN PROBLEM

Die beiden Arten – Verbreitung der einzelnen Arten – Varietäten des Grant-Zebras – Enorme Stückzahlen – Das Grevy-Zebra als stattlicheres Tier – Die Sicherheit des Zebras – Der schlimmste Feind des Siedlers – Zebras und Drahtzäune – Schlimmster Zecken-träger in Afrika – Hoffnungen auf Nutzung zunichte gemacht – Versäumnis der frühen Kolonisten beim Zähmungsversuch – Moderne Bemühungen durch Baron Bronsart und andere – Herr Morrrows Arbeitszebras – Geringer Anteil genutzter Fänge – Fang von Zebras – Die Farm bei M’buguni – Treiben in einen Kraal – „Weichheit“ – Art der Zähmung – Sterben, wenn sie gefügig gemacht werden – Grant-Zebra der Zähmung nicht wert – Zebroide – Fleisch für Löwen – Löwen und Zebras – Sterblichkeit durch Lungenwürmer – Bessere Aussichten bei der Nutzung von Grevy-Zebras – Ein Albino-Grevy-Zebra – Schwierigkeiten mit der Haut – Eingeborene verweigern Verzehr von weißem Zebra – Trauer eines Eingeborenen über dessen Tod.

In Bezug auf das Verbreitungsgebiet und die tatsächliche Anzahl müssen Zebras jede andere Art weit übertreffen. Ihre Hauptreviere sind die offenen Ebenen, und man findet sie, in der einen oder anderen Rasse, überall in größeren oder kleineren Herden, außer in den Wäldern und einigen Teilen des trockenen Buschlandes von Ukambani. Auf den Athi-Ebenen, im Laikipia-Distrikt, im Rift Valley und auf den Loita-Ebenen sieht man besonders gegen Ende der Regenzeit unglaubliche Heerscharen. Dies sind natürlich Grant-Zebras, das gewöhnliche Zebra.

Das Grevy-Zebra ist bei weitem das stattlichste unter den Zebras; es erreicht eine Schulterhöhe von bis zu vierzehn Handbreit, hat einen kräftigeren Knochenbau und eine bessere Vorderpartie als das andere. Das Grant-Zebra misst im Durchschnitt etwa zwölf Handbreit, und die Küstenrasse ist im Allgemeinen kleiner als das typische Grant-Zebra. Ein Hengst, den ich im Baduma-Land erlegte, mass weniger als zwölf Handbreit an der Schulter; er war jedoch sehr untersetzt. Über die (mähenlose) Küstenrasse brauche ich nur zu sagen, dass sie sich anscheinend nicht in großen Trupps sammelt; ich habe sie gewöhnlich in Gruppen von fünf bis acht Tieren gesehen, bestehend aus einem Hengst und einigen Stuten.

Es ist müßig, das Zebra vom sportlichen Standpunkt aus zu betrachten. Es ähnelt einem Pferd viel zu sehr, als dass es sich dem Sportsmann empfehlen könnte, der das Gefühl nicht überwinden kann, dass ein solches Tier keine Beute für das Gewehr ist, was auch immer es für die Träger sein mag. Es tut mir leid, das über ein so malerisches Tier sagen zu müssen – denn Zebras, besonders Grant-Zebras, sind ein höchst erfreulicher Anblick in der Landschaft der Ebenen –, aber unter den neuen Bedingungen ist es ein Ärgernis und wenig mehr.

Die offizielle Meinung über das Zebra lässt sich aus den von Zeit zu Zeit erlassenen Vorschriften ableiten. In den frühen Tagen des Wildschutzes war es erlaubt, nur zwei zu töten; dann wurde die Zahl auf zehn erhöht; dann auf zwanzig; und heute ist das Zebra geächtet. Das macht für es keinen Unterschied. Aufgrund des Gefühls, das es mit dem Pferd verbindet, gibt es nur wenige Männer, die mehr als eines töten; und diejenigen, die mehr schießen, tun dies nur, um Fleisch für ihre Träger bereitzustellen oder um einen Köder für Löwen zu erhalten.

Es ist der schlimmste Feind des Siedlers; die Kuhantilope (*Kongoni*) ist schlimm genug, aber das Zebra ist unendlich viel schlimmer. Es frisst die Ernte und trampelt nieder, was es nicht frisst, und es hat seine eigene Methode, mit Drahtzäunen umzugehen. Jede andere Wildart meidet Draht oder springt, wenn sie klein genug ist, zwischen den Drähten hindurch – nicht so das Zebra. Ich weiß nicht, ob es wie der Esel an einer angeborenen Unfähigkeit zum Springen leidet – ich habe noch nie eines springen sehen –, aber Tatsache bleibt, dass es den Zaun entweder niederrennt, wobei es oft ein halbes Dutzend Pfosten mitreißt, oder es kniet nieder und schafft es, sich untendrunter durchzuzwängen, wobei es gewöhnlich ein oder zwei Drähte zerreißt.

Abgesehen von dem Schaden, den es an den Kulturen anrichtet, gibt es einen weiteren Punkt gegen es. Es ist der schlimmste Zeckenträger, den wir haben. Untersucht man einen Bock, den man im „Zeckenland“ erlegt, findet man nur wenige Parasiten – vorausgesetzt, die Antilope ist bei guter Gesundheit. Untersucht man ein Zebra, wird man feststellen, dass es über und über mit ihnen bedeckt ist. Ich glaube nicht, dass irgendeine Antilope als „Wirt“ für diese Plagen fungiert, und ich weiß, dass das Zebra es tut; und da bestimmte Zecken verschiedene Tierarten als Wirt haben, wird die Art des Einwands klar. Die Zecke, die auf einem Zebra gedeiht, gedeiht auch auf Pferd, Maultier oder Esel. Die Nashornzecke findet man auf keinem anderen Tier als dem Nashorn. Die braune Hundezecke kommt nur bei Hunden und Schakalen vor. Der Strauß hat zwei Arten an sich gebunden und behält sie – man findet Straußenzecken auf nichts außer einem Strauß. Die Angelegenheit verdient umso mehr Aufmerksamkeit, da Zecken auf den Athi-Ebenen heute zahlreicher sind als je zuvor. Die Zunahme wird zwei Faktoren zugeschrieben: (1) Dem Mangel an schweren Regenfällen, die, wenn sie die Ebenen weitflächig überfluten, die Insekten ertränken und die im Boden abgelegten Eier zerstören; (2) dem erfolgreichen Bestreben, die großen Brände zu verhindern, die früher gegen Ende der heißen Jahreszeit über das Land fegten, wenn das Gras trocken ist, und unzählige Zecken vernichteten, die in dieser Jahreszeit am zahlreichsten sind. In der Zwischenzeit wächst und vermehrt sich das Zebra trotz Krankheitsausbrüchen, auf die ich später noch eingehen werde.



ZEBRA AND ELAND AT WATERHOLE.

Was sollen wir mit ihm tun? Es ist für uns das, was Känguru, Wallaby und Kaninchen für Australien sind, mit dem wesentlichen Unterschied, dass ein Gefühl ihm eine Unantastbarkeit verleiht, die anderem Wild verweigert wird, und diese Verkörperung malerischer Nichtsnutzigkeit schützt, damit sie diejenigen ausraubt, die gern seine Freunde wären. Es ist ein Problem, und ein Problem, das gelöst werden muss, aber wir sind heute weiter von einer Lösung entfernt als zu der Zeit, als das Protektorat noch in den Kinderschuhen steckte.

Es gab eine Zeit, in der wir dachten, das Grant-Zebra ließe sich von seinen bösen Wegen abbringen; in der man aus einem Fluch den Segen eines regenerierten Zebras machen könnte. Es gab, wie gesagt, eine Zeit, in der wir hofften, dieses verwöhnte Kind unter den afrikanischen Tieren würde mehr als nur ein Scherflein zum Fortschritt beitragen. Wir dachten, dass es als einheimisches Tier immun gegen jene Leiden sein könnte, die das Pferd in Afrika heimsuchen, und als Lastträger seinen Teil zur Zivilisierung des Landes beitragen könnte. Dass es domestiziert werden sollte und so das Problem lösen würde, darin waren sich alle einig: außer das Zebra.

Er ging bis zu einem gewissen Punkt auf den Plan ein. Das tut er noch immer. Er legt uns keine besonderen Steine in den Weg, wenn wir uns anschicken, ihn zu fangen; er willigt nach Protest ein, gezähmt zu werden; er fügt sich sogar, wenn auch mit mürrischer Miene, dem Anlegen des Geschirrs; und dann, wenn er offenbar entdeckt, was ihm bevorsteht, falls er zulässt, dass diese Freiheiten noch weiter gehen, legt er sich hin und stirbt. Es mag sein, dass wir nicht den richtigen Weg gewählt haben, um ihn in ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu verwandeln – aber vielleicht sollte ich, anstatt zu generalisieren, lieber einen Bericht über die Versuche abgeben, die unternommen wurden.

In den alten Tagen der südafrikanischen Kolonialisierung wurde wenig unternommen, um sich das Zebra zunutze zu machen, und diese Tatsache ist bezeichnend, denn Tsetsefliegen und die Pferdepest waren im Süden weit verbreitet, viel mehr als heute in

Ostafrika. Es ist nur ein Fall bekannt, in dem versucht wurde, das Tier zu domestizieren, und dieser war ein Fehlschlag. Mit dem heute ausgestorbenen Quagga scheint nichts unternommen worden zu sein, obwohl es nach allen Berichten ein viel versprechenderes Objekt war; und das Versäumnis, es in einem Land zu nutzen, in dem ein Transporttier das dringendste Bedürfnis war, ist sehr vielsagend und deutet darauf hin, dass die Schuld nicht beim Menschen liegt.

In keinem Teil Afrikas haben die Eingeborenen jemals versucht, es zu zähmen, obwohl die Esel, die wir in diesem Land haben, aller Wahrscheinlichkeit nach Nachfahren des somalischen Wildesels sind, der in ferner Vergangenheit eingefangen und gezähmt wurde.

Einige wenige Fälle von arbeitenden Zebras sind überliefert. Die meisten Leute haben von dem Quagga gehört, das vom Personal der Zoological Society für Zugzwecke verwendet wurde und in den sechziger Jahren, wenn ich mich nicht irre, Futter in die Gärten am Regent's Park transportierte. Als ich 1895 in Südafrika war, sah ich Zebras, die zusammen mit Mauleseln als Kutschgespann gefahren wurden. Die Herren Zuiderberg, welche die Kutschen zwischen Fort Tuli in Maschonaland und Pretoria bespannten, setzten eine Zeit lang Gespanne aus Mauleseln und Zebras ein. Die Zebras schlugen sich auf leichten Straßen recht gut, weigerten sich aber zu ziehen, sobald es an echte Schwerarbeit ging. Aus diesem Grund mussten sie aufgegeben werden, und als ich sie sah, wurden sie nur noch zu Schauzwecken gehalten. Ein Foto eines solchen Gespanns erschien im *Field* vom 11. März 1895. Im selben Jahr besaß Herr Rothschild ein Gespann aus drei Zebras und einem Pony, das zu Stunden, in denen wenig Verkehr herrschte, durch London gefahren wurde; sie benahmen sich bewundernswert.

Baron Bronsart war auf seiner Farm in M'buguni bei den Kilimandscharo-Bergen sehr beharrlich; ebenso die Verantwortlichen unserer eigenen Regierungsfarm in Naivasha und auf Herrn Baillies Farm am Athi River. Andere Privatpersonen, die sich für die Angelegenheit interessierten, haben Experimente im kleinen Rahmen durchgeführt. Das erfolgreichste dieser letzteren war nach meiner Kenntnis das von Herrn Morrow aus Nairobi zugerittene Zebra, dem man für die beim Zähmen und Abrichten bewiesene Geduld und Geschicklichkeit nicht genug Anerkennung zollen kann. Sein Tier wurde regelmäßig für Transportarbeiten eingesetzt und war jedem Maulesel ebenbürtig. Ich betrachte dies jedoch eher als den Triumph eines außergewöhnlich fähigen Pferdekenners denn als Beweis für die Möglichkeiten des Zebras.

In der alten deutschen Provinz wurden einige wenige so weit ausgebildet, dass sie eingesetzt werden konnten, aber ich denke, es ist nicht übertrieben zu sagen, dass die Zahl der nützlich gemachten Tiere nicht einmal 1 % der insgesamt gefangenen ausmacht. Ich denke dabei an eine Farm, die zu diesem Zweck von dem berühmten Wildtierhändler Herrn Hagenbeck gegründet wurde; er steckte Tausende von Pfund in das Unternehmen, bevor er es aufgab, und Herr Hagenbeck war ein Mann, der sich nicht leicht geschlagen gab. Er hätte seine Verluste nicht begrenzt, wenn er irgendeine vernünftige Aussicht auf Erfolg gesehen hätte.

Major Burnham, der amerikanische Scout, dessen Name während des Burenkrieges so sehr im Vordergrund stand, erzählte mir, dass ihm Versuche mit Zebras in Rhodesien bekannt seien, jedoch immer mit demselben Ergebnis. Nach seinen eigenen Worten sind sie „gemein“; sie haben kein Herz; wenn sie angeschirrt wurden, stiegen sie, schlugen aus und bissen, und wenn sie müde waren, legten sie sich hin. Was genau das bestätigt, was ich selbst von ihnen gesehen und von anderen gehört habe, die über weitaus größere Erfahrung verfügen. Ich selbst kann keine große persönliche Kenntnis beanspruchen. Ich habe ein paar Zebras gefangen – eine leichte Übung. Eine Zeit lang pflegte ich im Laufe eines Vormittags zwei oder drei einzufangen, dank eines großen schwarzen Hengstes, den

ich besaß und der ganz in der Sache aufging, aber ich kam nie weit und gab es bald auf. Es liegt keine Befriedigung darin, ein Tier zu fangen, das alle Annäherungsversuche ablehnt und einfach kämpft, bis es stirbt, und genau das taten meine Gefangenen in fast jedem Fall.

Einige Cowboys, die aus Amerika kamen, um Zebras zum Zähmen zu fangen, machten dieselbe Erfahrung. Sie versuchten es mit dem Lasso und kamen sogar noch schneller zum gleichen Ergebnis als ich. Fast alle, die sie fingen, starben, sobald sie sich im Kampf erschöpft hatten. Ich sah, wie die Cowboys eines Morgens vier mit dem Lasso einfingen, und drei der vier starben, sobald sie umfielen, besiegt durch ihre eigenen Anstrengungen.



WHITE ZEBRA.

Vor einigen Jahren stattete ich der Farm von Baron Bronsart in M'buguni einen sehr interessanten Besuch ab. Der Ort liegt inmitten einer vulkanischen Ebene, die einen Fuß tief in weißem Staub liegt, was für den Reisenden äußerst anstrengend ist; an manchen Stellen klang der Boden hohl. Es war nur eine dünne Lavakruste, unter welcher das Wasser den Boden zwischen dieser und der unteren Schicht weggespült hatte – ein Beispiel im größeren Maßstab für das Phänomen, das jene unterirdischen Abflüsse schafft, die so oft zu Unfällen bei galoppierenden Reitern führen, wie im Kapitel über die Giraffe erwähnt. Auf dieser vulkanischen Ebene gab es keinerlei Wild.

Der Eigentümer war verreist, aber in seiner Abwesenheit zeigte mir Herr Pringle alles, was es zu sehen gab. Der Kraal, der zum Fang der Zebras dient, liegt auf einer kleinen Ebene südöstlich des Kilimandscharo. In dieses Gehege, das stabil gebaut und mit langen „Flügelzäunen“ versehen ist, um das Wild abzufangen und zum Eingang zu leiten, treiben Eingeborene, die für diese Arbeit ausgebildet wurden, die Tiere. Beim letzten Treiben vor meinem Besuch waren fast tausend Männer eingesetzt worden, und sie brachten Zebras aus einer Entfernung von gut zehn Meilen herbei, wobei sie sie behutsam und geschickt auf den Kraal zutrieben. Wie unvermeidlich trieben sie auch anderes Wild mit ihnen, große Mengen von Gnus, Gazellen und Straußen. Ein Leopard wurde beim Treiben aufgescheucht, brach aber sofort nach hinten aus. Die Gnus und Strauße begleiteten die

Herde bis dicht an den Kraal, wo auch sie ausbrachen und eine große Anzahl der Zebras mitrissen.

Zum Zeitpunkt meines Besuchs befanden sich siebenundsiebzig Tiere in den verschiedenen Gehegen, darunter sieben oder acht Fohlen, die in Gefangenschaft geboren worden waren; eine Reihe von Fohlen war zusammen mit ihren Muttertieren gefangen worden, aber diese starben alle innerhalb weniger Tage. Der Rest bestand aus etwa zwanzig Hengsten, Stuten und halbwüchsigen Tieren. Die Zebras erreichten den Kraal immer in einem völlig erschöpften Zustand und erwiesen sich damit als viel „weicher“ als jede andere Wildart, die zumindest wandern kann, ohne völlig zu entkräften.

Die zuletzt gefangenen Zebras werden in einem kleineren Kraal gehalten und sind, wie zu erwarten, viel wilder als jene, die schon länger in Gefangenschaft sind. Letztere sind in einem großen Kraal untergebracht, und wir konnten uns frei unter ihnen bewegen; das einzige Tier, auf das man ein wachsames Auge haben musste, war ein alter Gnu-Bulle, der jede Scheu vor dem Menschen verloren hatte, ohne jedoch Respekt vor ihm zu entwickeln, und der dazu neigte, die Anwesenheit von Besuchern übel zu nehmen. Untereinander sind die Hengste sehr bösaartig; ständig finden Kämpfe statt, und es überraschte mich nicht zu hören, dass die gesunden Mitglieder ein krankes Tier mit äußerster Wildheit beißen und schlagen und es zudem vom Futter fernhalten würden. Dies ist die Methode der Natur im Umgang mit den Kranken und Nutzlosen unter allen Herdentieren – eine grausame Güte, die das Ende beschleunigt. Aus diesem Grund wurden die Kraals sorgfältig überwacht, und sollte ein Zebra unpässlich erscheinen, wurde es isoliert, um ihm eine Chance auf Genesung zu geben.

Somalier wurden bei den Tieren eingesetzt; es gab zehn oder fünfzehn dieser Dompteure, und nach allem, was ich sah, erledigten sie die grobe Arbeit mit einigem Geschick und viel Geduld, trotz der Wildheit ihrer Schüler. Hufe sind weniger zu fürchten als Zähne, denn der Biss des Zebras ist schrecklich. Das Zureiten für die Arbeit ist eine weitaus schwierigere Operation als das Fangen und Einpferchen. Die wenigen, die Baron Bronsarts Männer unter Kontrolle bringen konnten, starben kurz nachdem sie fügsam geworden waren. Zwei befanden sich zum Zeitpunkt meines Besuchs in der Ausbildung, und keines der beiden versprach ein gutes Ende. Sie stiegen, um mit den Vorderhufen auszuschlagen, und bissen bösaartig. Wenn sie zur Unterwerfung eingeschüchtert wurden, knieten sie nieder oder legten sich hin.

Alles, was ich gesehen habe, zwingt mich zu dem Schluss, dass das Grant-Zebra die Mühe und das Geld, das in es investiert wurde, buchstäblich nicht wert ist. Es wurde zur Schönheit erschaffen; es erfüllt seine Mission als Bild in der Landschaft, aber es ist nicht nützlich, und meine eigene Überzeugung ist, dass man es niemals dazu machen kann.

Unter seinen Bewunderern gibt es jene, die behaupten, die bisher erzielten Ergebnisse seien nur das gewesen, was man hätte erwarten können: Dass es zum Scheitern verurteilt sei, ein wildes Tier, wie pferdeähnlich auch immer, zu fangen, zu zähmen und zu versuchen, mit ihm zu arbeiten. Die richtige Methode, so sagen diese, bestünde darin, in Gefangenschaft zu züchten und Arbeitszebras unter deren Nachkommen zu suchen. Nach ein paar Generationen, so drängen die Anhänger dieser Schule, könne die Nachwelt vernünftigerweise einen Vorrat an Transporttieren erwarten.

Ich bezweifle ernsthaft, ob dieser Plan eine Umsetzung verdient. Die Ururenkel der Zebras, die sich jetzt hinlegen und sterben, könnten sich als Tiere mit mehr Herz erweisen. Aber wären sie es wert, sie zu haben? Angenommen, die heutige Generation des Menschen gelangt im fortgeschrittenen Alter tatsächlich zu einem Zebra, auf das er zählen kann, wenn es ziehen soll, das nicht mehr Untugenden hat als ein

durchschnittliches Pferd, eine gewisse Ausdauer entwickelt und die Muskeln ansetzt, die für ein Arbeitstier unerlässlich sind – wird er dann etwas erhalten haben, das ihn für seine Mühen entschädigt? Ich fürchte, nein. Er wird ein Tier haben, das in einem „Pferdland“ bei weitem nicht so gut ist wie ein Maulesel und in einem „Tsetsefliegen-Land“ zweifelhaft besser.

Wie den meisten bekannt ist, wurden viele Versuche zur Kreuzung unternommen; Pferd mit Zebrastute, Esel mit Zebrastute und umgekehrt, was „Zebroide“ hervorbrachte. Viele dachten, wir hätten damit eine Teillösung unseres Problems gefunden. Zebroide wurden erprobt: Die Regierung von Indien setzte sie bei der Tibet-Expedition ein – oder besser gesagt, sie setzte sie nicht ein, denn die Tiere trugen niemals eine Last. Sie erwiesen sich als nutzlos. Ich gebe durchaus zu, dass Zebroide interessant sind, aber nur zum Anschauen.

Ich will nicht leugnen, dass ich gegen das Zebra voreingenommen bin. Ich betrachte es als einen Taugenichts und Schlimmeres. Meine Aufgabe bestand über viele Jahre darin, Wild zu schützen, was vor allem bedeutet, die wohlwollende Zusammenarbeit der Siedler zu gewinnen, und zwischen dem Siedler und dem Jagdamt steht ewig das Zebra, massiv in seinen Zehntausenden. Es vermehrt sich und wird sich weiter vermehren. Abgesehen von seinen dekorativen Qualitäten ist das Einzige, was man zu seinen Gunsten sagen kann, dass es Fleisch für Löwen liefert, und alles, was die Löwen tun, wird durch uns selbst konterkariert, die wir die Löwen vernichten. Natürlich werde ich kein Plädoyer für den Schutz der Löwen halten. Meine Aufgabe war es unter anderem, die Löwenpopulation niedrig zu halten. Aber bedenken Sie! Ein gesunder und aktiver Löwe tötet vielleicht fünfzig Zebras im Jahr; wer also drei Löwen tötet, hat das Leben von 150 unnötigen, schädlichen Zebras bewahrt. Somit ist dies ein Faktor, und kein geringer, bei der Vermehrung der Art. Wahrlich, wenn ich an all das denke, was die Siedler durch den Appetit, die Hufe und die Häute unseres „Problems“ erleiden, verspüre ich den Drang, die Obrigkeit am Ellbogen zu fassen und ihr eine neue Bestimmung für Jagdlizenzen ins Ohr zu flüstern. Ich würde dort gerne in fetten Großbuchstaben aufdrucken: „Der Inhaber dieser Lizenz muss mit jedem Löwenfell fünfzig Zebrafelle vorlegen.“ Denn durch das Erlegen eines Löwen hat er fünfzig Stück dieses Problems als Instrumente unserer Unterdrückung gerettet.

Es wurde zu viel Aufhebens um die vermeintliche Immunität des Zebras gegenüber jenen Krankheiten gemacht, die das Pferd für den Einsatz in Afrika so weitgehend untauglich machen. Ich bezweifle, ob sich ein im Hochland geborenes und aufgewachsenes Zebra als immun gegen die Tsetsefliege erweisen würde, wenn es in ein Land gebracht wird, in dem diese vorkommt. Wir wissen, dass es an der Pferdepest leidet, und wenn es in Bomas gefangen gehalten wird, ist es sehr anfällig für Würmer. Die freien Tiere werden in beträchtlicher Zahl durch periodische Krankheitsausbrüche dahingerafft, die auf Lungenwürmer zurückgeführt wurden; 1908–9 gab es eine lang anhaltende Dürre, und die Zebras auf den Athi-Ebenen starben zu Hunderten. Die Kadaver lagen in alle Richtungen in solcher Zahl umher, dass selbst die Hyänen nicht alle fressen konnten. Auch 1912 berichtete Herr G. H. Goldfinch von einer massiven Sterblichkeit unter ihnen auf den Athi-Ebenen, und dies wurde von Fräulein Lucas auf die erwähnte Ursache zurückgeführt: *Enga narua*, wie die Eingeborenen es nennen – d. h. „heiße Krankheit“, wobei heiß im Sinne von „schnell“ verwendet wird. Dieses Leiden tritt auf, wenn das Gras sehr trocken ist, und tötet Zebras, Kuhantilopen, Elenantilopen und Thompson-Gazellen sehr rasch. Es ist als ein Versuch der Natur zu betrachten, sich selbst von einer Tierpopulation zu befreien, die größer ist, als sie ernähren kann.

Es mag sein, dass mit dem Grevy-Zebra bessere Ergebnisse erzielt werden könnten als mit dem Grant-Zebra, und falls weitere Versuche zur Domestizierung unternommen

werden sollen, hoffe ich, dass sie mit dieser Art durchgeführt werden, allein schon deshalb, weil es physisch ein besseres Objekt ist und jeden erzielten Erfolg besser lohnen würde. Es ist größer, kräftiger und besser geformt und nördlich des Uaso Nyiro fast so zahlreich wie das Grant-Zebra südlich dieses Flusses, und obwohl ich nicht glaube, dass es aufgrund des Charakters des von ihm bevorzugten Geländes so leicht zu fangen wäre, sollte es keine großen Schwierigkeiten bereiten, eine ausreichende Anzahl für einen fairen Versuch zu fangen. In jedem Fall wäre die Mühe nicht völlig umsonst, da ein Grevy-Zebra auf dem europäischen Markt für zoologische Sammlungen 300 Pfund oder mehr einbringt.

Eines der interessantesten Tiere, die ich je geschossen habe, war ein Albino-Grevy-Zebra. Im Laufe vieler Jahre hatte ich immer wieder von somalischen Händlern gehört, dass es am nördlichen Uaso Nyiro weiße Zebras gäbe, und als meine Arbeit mich in diese Region führte, hielt ich nach ihnen Ausschau. Ich konnte weder etwas sehen noch hören, was den Bericht bestätigte, und verdrängte die Angelegenheit aus meinem Sinn, wobei ich dachte, ein weißer Wasserbock könnte zu der Aussage Anlass gegeben haben. Dann, während eines Marsches zurück vom Lorian-Sumpf über die trockenen, staubbedeckten Flächen, wo man hauptsächlich damit beschäftigt ist, den erstickenden, blendenden Wolken auszuweichen, die von der Safari aufgewirbelt werden, sichtete ich eine Herde Zebras und unter ihnen ein weißes Tier.

Zuerst dachte ich, es sei ein Pferd. Wir befanden uns in der Nähe der Route, die von somalischen Pferdehändlern genutzt wird, welche Herden zu den ostafrikanischen Märkten bringen und auf dem Weg viele verlieren, da Löwen sie nachts in Panik versetzen. Aber es schien der Mühe wert, einen genaueren Blick darauf zu werfen, also ritt ich auf die Herde zu und untersuchte das Tier durch das Fernglas, und da war es schließlich, das weiße Zebra, das ich so lange gesucht und wieder vergessen hatte. Gerade als ich mir sicher war, dass es ein Zebra war, drehte die Herde ab und galoppierte davon. Die Hitze war groß – 120 Grad Fahrenheit im Schatten –, also ritt ich der Safari nach und wies sie an, zwischen den nächsten Bäumen zu lagern, und blieb selbst im Schatten, bis es etwas kühler wurde. Der Zebratrupp zog nicht weit. Ich konnte sie zusammengedrängt sehen, wie sie in der Hitze des Tages dösten, halb verborgen durch die Luftspiegelung, die ihnen den Anschein verlieh, als stünden sie im Wasser.

Gegen drei Uhr, als es nur ein ganz klein wenig weniger heiß war, saß ich auf, gefolgt von Jungen mit Gewehr und Kamera. Das Wild in dieser Region ist überhaupt nicht scheu, daher traf ich keine besonderen Vorsichtsmaßnahmen, und da ich feststellte, dass sie es duldeten, wenn ich in einer Entfernung von ein paar hundert Yards an ihnen vorbeiritt, ohne Notiz zu nehmen, konnte ich so um den Trupp manövrieren, bis ich das weiße Tier wiederentdeckte. Ich sah es schließlich in der allerletzten Gruppe; so tat ich, als wolle ich vorbeireiten, schaffte es aber, mich immer näher heranzupirschen, bis auf etwa 150 Yards. Dann ließ ich einen Jungen mit der Kamera kommen, die ich ihm abnahm, während ich aus dem Sattel glitt. Ich setzte mich nieder, und er ging weiter und führte das Pony am Zügel. Dies ist eine gute Methode, um einen Schuss mit der Kamera oder dem Gewehr abzugeben; das Wild bemerkt nicht, dass das Pony nicht mehr geritten wird. Ich wartete eine Minute, erhob mich langsam und belichtete eine Platte. Dann tauschte ich die Kamera gegen das Gewehr, visierte das weiße Zebra an und jagte ihm eine Kugel durch die Schultern.

Meine Beute erwies sich als eine Stute, reinweiß mit den blassesten cremefarbenen Streifen; die Augen weiß, wie bei einem Glasaugenpferd. Aber ich brauche sie nicht zu beschreiben. Sie steht jetzt im Natural History Museum und sieht so geisterhaft aus, wie sie es auf den Lorian-Ebenen tat. Es war ein Unterfangen, dieses Fell zu retten; wir verbrauchten jedes Körnchen Salz, das im Lager war, einschließlich dessen, was die

Jungen von der vor dem Aufbruch ausgegebenen Ration übrig hatten, und da wir sehr knapp an Vorräten waren – ich strebte meiner Versorgungsbasis so schnell wie möglich entgegen, als wir die Herde sichteten –, war es unmöglich zu warten, bis das Fell getrocknet war, und ich schätze mich glücklich, dass ich es in einem Zustand fortbringen konnte, der für das Präparieren geeignet war.

Zwei ungewöhnliche Vorfälle sorgen dafür, dass mir der Tod dieses weißen Zebras lebhaft in Erinnerung bleibt: Erstens weigerten sich die Träger, das Fleisch zu essen, mit der Begründung, sie hätten noch nie zuvor ein Tier wie dieses gesehen und hätten nicht vor, in ihrem Alter gastronomische Experimente zu machen, oder Worte in diesem Sinne; und zweitens kam am nächsten Morgen, während wir warteten, um dem Fell die Chance zu geben, ein wenig zu trocknen, ein alter Samburu ins Lager und sagte, nachdem er das Fell betrachtet hatte, in traurigstem Ton: „Ich kenne dieses Tier, seit es ein so hohes Fohlen war, und jetzt ist es tot.“ Die Träger waren Wanyamwezi, die alles essen, wobei einige nicht einmal vor Löwenfleisch zurückschrecken, daher war ihre Ablehnung des weißen Zebras bemerkenswert. Die Trauer des alten Samburu überrumpelte mich völlig; es ist das einzige Mal, dass ich erlebt habe, dass ein Eingeborener irgendein Gefühl für ein wildes Tier zeigte. Der Mann zeigte keinen Groll gegen mich, weil ich das weiße Zebra geschossen hatte, nur Bedauern, dass es fort war.

KAPITEL XXII

GROSSER KUDU – KLEINER KUDU – BONGO – ELENANTILOPE

GROSSER KUDU: Fast die seltenste ostafrikanische Antilope – durch die Rinderpest dezimiert – Verbreitungsgebiet – Unruhige Gewohnheiten – Ein großartiger Anblick des Großen Kudu – Ein Beispiel für Schutzfärbung. KLEINER KUDU: Erfordert harte Arbeit – weit verbreitet – sicher in seinen gewählten Revieren – ein Anblick in Jubaland – zahlreich im Baduma-Distrikt – muss im Busch gejagt werden – ein einheimischer Jäger – erfolglose Tage – auf der Fährte eines Bullen – mühsames Vorankommen – Ermutigung – das Ziel schließlich nach zwölf Stunden erreicht. BONGO: Reviere – Tagesablauf – Nahrung – Liebe zum Suhlen – Polieren der Hörner – ein seltsamer Geschmack – Abneigung gegen Springen – der einzige Weg, ihn zu bekommen – muss beim Fressen gefunden werden – sich bewegende Ohren verraten ihn. ELENANTILOPE: Weit verbreitet – vielseitige Wahl der Reviere – Leidtragende der Rinderpest – zeitweise absolut geschützt – gegenwärtige Lizenzen erlauben zwei Stück – darf von Landbesitzern lebend gefangen werden – Fortpflanzungsgewohnheiten – Kälber – stetige Zunahme in den letzten Jahren – große Trupps – warum sie bei Dürre in guter Verfassung bleiben – eigentümlicher Geruch frisch erlegter Elenantilopen – Wachsamkeit bei großer Störung – Fressen gegen den Wind – Pirsch – ähnelt für den Abschuss zu sehr dem Hausvieh – leicht zu reiten – der Trab ist seine Gangart – Kühe für die Arbeit im Geschirr – nachgewiesene Eignung als Zugtier – pflanzt sich in Gefangenschaft freiwillig fort – Aussichten auf weitere Domestizierung – Sanftmut – geschickte Springer – wertvoll wegen Fett und Haut – Fleisch ähnelt Rindfleisch – Fett für Kerzen in alten Tagen – Amateurkerzen ein Fehlschlag – Behandlung des Kopf-Fells.

GROSSER KUDU

Dies ist die *Strepsiceros strepsiceros bea* der Naturforscher und fast die seltenste ostafrikanische Antilope. Zu keinem Zeitpunkt scheint sie zahlreich gewesen zu sein, war aber vor der Rinderpest von 1896 weit, wenn auch dünn, über geeignete Gebiete verteilt. Sie wurden damals fast ausgerottet; so wenige überlebten, dass es mindestens zehn Jahre dauerte, bis die Art wirklich begann, ihre einstige zahlenmäßige Stärke wiederzuerlangen. Der Kudu bleibt die größte Trophäe des Waidmanns, da er nur in sehr wenigen Distrikten zu finden ist, aber es besteht jede Aussicht, dass er unter Schutz stetig zunehmen wird; während meiner letzten Dienstjahre kamen mir etliche kleine Trupps unter.

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, sein Verbreitungsgebiet genau zu beschreiben. Es gibt einige an der alten deutschen Grenze zwischen Taveta und der Küste, auf bestimmten rauen Hügeln im Südlichen Wildreservat, nahe den Nguraman-Bergen und an der Grenze nahe dem See. Im Norden kommt das Tier im nördlichen Teil des Wakamba-Landes vor, am Uaso Nyiro, nahe Baringo, im Sagota-Tal, am Mount Marsabit und Mount Nyiro sowie am Turkwell-Fluss. Von diesen Gebieten ist das Baringo-Gebiet das beste; die Rinderpest hat diesen Distrikt entweder verfehlt oder ist glimpflich darüber hinweggegangen, und Kudu sind dort heute in beachtlicher Zahl zu finden, doch aufgrund sehr starker Bejagung sind Bullen knapp.

Weiter nördlich, in und nahe dem Nördlichen Reservat, gibt es eine ganze Reihe dieser stattlichen Antilopen. Vor etwa einem Jahr sah ich neunzehn im Laufe eines einzigen Tages, aber es waren fast alles Kühe. Es gibt Kudu in den weiten Strecken des Buschlandes, die sich von Tsavo bis zur Küste erstrecken. Soweit meine Kenntnis reicht, wurden nur wenige gesehen, aber sie existieren über ein beträchtliches Gebiet und sind möglicherweise zahlreicher, als wir glauben.

Es ist eine Sache, den Distrikt zu kennen, in dem diese Tiere zu finden sind; es ist eine ganz andere, genau festzustellen, wo sie sich aufhalten, wenn man sie sucht, und wenn Ihr Glückstern Ihnen diese Information gewährt hat, müssen Sie Ihren Kudu erst noch zur Strecke bringen. Ich glaube nicht, dass sie große Wanderer sind, im Sinne von langen Distanzen, aber sie sind zweifellos unruhig und wechseln häufig ihre Weidegründe. Man mag sie heute hier finden, und wenn man am nächsten Tag zurückkehrt, sind sie fort. Ich brauche nicht zu sagen, dass es keineswegs einfach ist, einen Trupp Antilopen im Buschland wiederzufinden, wenn sie nur ein paar Meilen weitergezogen sind, und wer entschlossen ist, seinen Kudu zu bekommen, muss entschlossen sein, sehr hart dafür zu arbeiten.

Vor ein oder zwei Jahren hatte ich einen großartigen Anblick einiger Bullen im Südlichen Reservat. Ich war am Nachmittag mit meinem Fernglas aus dem Lager geschlendert, um zu sehen, welches Wild unterwegs war. Während ich das Land überblickte, erblickte ich zwei Kudu unter einigen Bäumen an einem nahe gelegenen Hang; also ließ ich die Jungen zurück, pirschte mich vorsichtig an und es gelang mir, bis auf dreißig Schritte an den nächsten heranzukommen. Ich darf hier bemerken, dass es nichts Besseres gibt als solche Pirschübungen, wenn sich die Gelegenheit bietet; man lernt vieles, was nützlich ist, wenn man das Gewehr zur Hand nimmt. Nun, ich gelangte in unmittelbare Nähe des ersten Bullen, konnte aber seinen Gefährten zunächst nicht sehen; dann verriet er sich, indem er seinen Kopf dicht hinter den Hörnern langsam unter einem tief hängenden Ast von Seite zu Seite rieb. Er war unter dem Baum fast unsichtbar gewesen. Nachdem ich einige Minuten zugeschaut hatte, begannen beide, in meine Richtung zu äsen, wobei sie zierlich die jüngsten Blätter von Büschen und Bäumen abzupften. Da sie sich so bewegten, wurde ich ihnen allmählich sichtbar, und beide hörten auf zu fressen, um mich lange und genau zu betrachten. Ich hielt völlig still, und sie fraßen, zufrieden gestellt, weiter in meine Richtung, bis beide keine 10 Yards mehr entfernt waren. Dann schreckten sie plötzlich auf; sie stürmten vielleicht zehn oder zwölf Yards davon, wirbelten herum und blieben erneut stehen, um zu schauen, bevor sie sich weiter zurückzogen.

Ich dachte nach diesem kleinen Zusammentreffen viel über „Schutzfärbung“ nach; es war außerordentlich, wie vollkommen diese Kudu mit dem Licht und den Schatten unter den Bäumen verschmolzen; als ich zuerst keine 30 Yards von ihnen entfernt stand, waren sie fast unsichtbar.

KLEINER KUDU

Heller hat kürzlich den ostafrikanischen Kleinen Kudu (*Ammelaphus imberbis australis*) von der Somaliland-Form (*Strepsiceros imberbis*) unterschieden, mit der Begründung, dass er dunkler gefärbt sei und ihm die weißen Flecken vor den Fesseln fehlten.

Der Kleine Kudu ist ein fast ebenso schönes Tier wie der Große Kudu, und seine Trophäe wird von Waidmännern immer als Preis betrachtet werden, allein schon deshalb, weil nur wenige Tiere härtere Arbeit erfordern, um sie zu erbeuten. Er ist weit verbreitet. Ich halte es für sicher zu sagen, dass der Kleine Kudu, mit der einzigen Ausnahme der Giraffengazelle (*Waller's Gazelle*), die den gleichen Typus von Gelände bewohnt, ein

größeres Verbreitungsgebiet hat als jedes andere Tier. Seiner Zukunft kann man mit Gelassenheit entgegensehen. Abgesehen von der weiten Verbreitung ist sein Lebensraum der trockene Dornbusch, wo es überaus schwierig ist, an ihn heranzukommen, und ich glaube, dass er überleben wird, wenn – oder falls – das meiste andere ostafrikanische Wild ausgerottet sein sollte.

Die beste Sicht, die ich je auf dieses Tier hatte, war in Jubaland. Wir hatten das Lager früh abgebrochen, und ich ritt zusammen mit dem Führer auf einem Kamel der Safari ein Stück voraus. Von meiner erhöhten Position aus konnte ich gut über den niedrigen Busch blicken, mit dem das Land bedeckt war, und bald kam eine Kuh des Kleinen Kudu in leichtem Galopp den Pfad entlang auf uns zu. Sie sah wunderschön aus, wie das Licht der aufgehenden Sonne auf ihrem rotbraunen Fell lag, dessen weiße Streifung so deutlich hervortrat; sie kam völlig furchtlos bis auf etwa zwanzig Schritte an das Kamel heran; dann hielt sie inne, stellte ihre großen Ohren auf und versuchte zu ergründen, was das seltsame Ding wohl sein mochte.

Dann kam sie zu dem Schluss, dass man – was auch immer es war – keine nähere Bekanntschaft suchen sollte, und jagte davon. Als sie sich zur Flucht wandte, tauchte aus den Büschen hinter ihr ein Bulle auf, der die Verfolgung in prächtigem Stil aufnahm, wobei er die Büsche in großen Sätzen überwand, den Kopf zurückgeworfen, den Schwanz hoch erhoben. Ich bemerkte seine stattlichen Hörner, deren weiße Spitzen im Sonnenlicht glänzten, und hätte einen leichten Schuss abgeben können, aber ich war viel zu sehr an dem Treiben der beiden interessiert, um an das Gewehr zu denken. Wir hatten ein Techtelmechtel unterbrochen; ich hätte gerne mehr davon gesehen.

Im Baduna-Distrikt sind Kleine Kudus besonders zahlreich. Oft erhaschten wir einen Blick auf sie oder hörten ihren eigentümlichen, bellenden Ruf, wenn sie im Busch verschwanden. Eines Morgens sah ich vor Sonnenaufgang einen Bullen und fünf Kühe am Rand des Busches fressen. Während kein Tier eine vorsichtigere und mühsamere Pirsch erfordert, habe ich keinen Zweifel daran, dass jeder, der bereit ist, dafür zu arbeiten, eine gute Strecke machen könnte, denn ihre Fährten waren dort, mit Ausnahme der des kleinen Dik-Dik, die bei weitem häufigsten. Wer dem Kleinen Kudu nachstellt, sollte bedenken, dass man sie nach Sonnenaufgang selten außerhalb des dichten Busches sieht, und darauf vorbereitet sein, ihnen in das Dickicht zu folgen, wo sie den Tag verbringen. Das „Stille Jagen“ – also sich so leise zu bewegen, dass man das Tier sieht, bevor es einen selbst sieht – ist sehr harte Arbeit; man muss nicht nur bereit sein zu kriechen und immer weiter zu kriechen, man muss es in vollkommener Stille tun und peinlichst vermeiden, einen Zweig oder ein trockenes Blatt zu berühren.

In einigen Teilen der nördlichen Distrikte sind sie wirklich recht zahlreich, wenn auch deshalb nicht leichter zu erbeuten. Mein erstes Stück erlegte ich nahe der Küste nach einer sehr typischen Jagd.

Als ich in dem Gebiet ankam, in dem ich zu jagen gedachte, wurde auf die Nachfrage nach einem örtlichen Jäger ein wild aussehender Eingeborener herbeigebracht. Er war trotz seines wenig versprechenden Äußeren ein intelligenter Mann, und ich war sofort beeindruckt von der Offenheit, mit der er seine Zweifel äußerte, ob eine Chance bestünde, einen Kleinen Kudu zu bekommen – das Tier, nach dem ich mich besonders erkundigte. Er sagte, er kenne das Land und habe früher viel gejagt, bevor die Regierung ihm sein Gewehr weggenommen habe; auch wisse er, welches Wild sich in der Nähe aufhalte, aber er sei keineswegs sicher, ob wir Kleine Kudus finden würden. Dies war eine angenehme Abwechslung zu den üblichen Berichten der Eingeborenen. Der durchschnittliche Schwarze wird einem bereitwillig versprechen, sofort jedes gewünschte Tier zu zeigen – selbst wenn er es zuletzt vor sechs Monaten gesehen hat.

Das Vertrauen, das dieser Zweifel weckte, wurde durch das Ergebnis gerechtfertigt. Dieser wild aussehende Mann erwies sich als ebenso eifrig wie geschickt. Es gab eine Stunde, in der ich das Gefühl hatte, sein Eifer sei übertrieben, aber er war genau der richtige Mann für den Kleinen Kudu.

Wir brachen am nächsten Tag bei Morgengrauen auf und durchsuchten den Busch mit Geduld und Sorgfalt; ebenso am nächsten Tag, ohne Ergebnis; und wiederum am dritten Tag, und an diesem dritten Tag kehrten wir zufriedener ins Lager zurück. Wir hatten keinen Kleinen Kudu gesehen, aber wir hatten eine Vorstellung davon, wo wir sie suchen mussten. Wir brachen am nächsten Morgen um vier Uhr auf und erreichten nach einem schnellen Marsch von drei Meilen ihren derzeitigen Weideplatz. Sobald das Licht es zuließ, machte sich mein Führer daran, die Fährte eines Bullen aufzunehmen. Wir hatten Glück und folgten bald stetig, Schritt für Schritt, der Spur eines Bullen und zweier Kühe. Eine Zeit lang – eine kurze Zeit – kamen wir sehr angenehm, wenn auch langsam voran, und dann begann die eigentliche Arbeit. Unsere Beute begab sich in den Busch und führte uns bald in ein Dickicht, in dem aufrechtes Gehen unmöglich war. Wir bewegten uns eine Zeit lang gebückt vorwärts, und dann wurde es zu einem Kriechen auf Händen und Knien, völlig zusammengekrümmt, mit gelegentlichen, segensreichen Unterbrechungen des aufrechten Gehens.

Der wild aussehende Herr war darin besser als ich, und nach einigen Stunden gab ich auf und sagte, ich könne für alle Kleinen Kudus in Afrika nicht mehr weiter. Der wild aussehende Mann war schrecklich bestürzt; er schien noch ganz frisch zu sein und konnte nicht verstehen, warum ich nicht stundenlang auf allen vieren kriechen konnte wie jeder ordentlich beschaffene Mensch – er selbst zum Beispiel. Er war so gekränkt, dass ich zustimmte, noch eine halbe Stunde weiterzumachen; wenn wir das Wild dann nicht fänden, würden wir um zwölf Uhr aufhören. In diesem Punkt blieb ich fest.

Wir begannen erneut, und die Ausdauer wurde belohnt. Nach weiteren zehn Minuten auf Händen und Knien gelangten wir auf eine offene Lichtung, auf der das Wild gerade gefressen haben musste, denn wir konnten sehen, wo die Blätter abgebissen worden waren; dies war ermutigend, und während ich aufrecht ging und einen schmerzenden Rücken streckte, verwarf ich die Absicht, am Mittag aufzuhören. Nun, wir verfolgten sie über die Lichtung anhand der abgebissenen Blätter, und dann führten uns die elenden Geschöpfe wieder in den Busch. Ich war selten mehr angewidert, aber der Führer wurde mit jeder Minutemunterer und aufmerksamer, und die Hoffnung hielt mich aufrecht, während ich mich für weitere Kriechübungen wieder zu einem Ball zusammenrollte. Kaum hatten wir den Dschungel betreten, drückte sich mein Führer flach auf den Boden und deutete auf einen dunklen Busch etwa 20 Fuß vor uns. Wieder diese merkwürdige Verschmelzung des Tieres mit dem Hintergrund. Zuerst konnte ich nichts als den Busch sehen; dann erhaschte mein Auge ein leichtes Flackern, und wie aus dem Nichts nahm der Kudubulle vor meinen Augen Gestalt und Körperlichkeit an. Ein Blick auf seine Hörner, und er lag mit einer Kugel durch die Schultern am Boden.

Ich kümmerte mich um den Kopf und vereinbarte mit dem nun freudestrahlenden Führer, das Fleisch zur Straße zu bringen, wohin ich Männer schicken konnte, um es zu holen; dann machten mein Gewehrträger und ich uns auf dem kürzesten, für aufrechte Menschen geeigneten Weg auf den Rückweg zum Lager. Wir kamen um 16 Uhr an, genau zwölf Stunden nachdem wir aufgebrochen waren, und von 6.30 Uhr bis fast zum Mittag waren wir in der Lage gewesen, auf jeweils 100 Yards etwa 10 Yards aufrecht zu gehen, wenn überhaupt so viel.

Das ist eine typische Jagd auf den Kleinen Kudu. Sie werden zustimmen, dass der Mann, der eine gute Trophäe erlangt, dafür arbeiten muss.

BONGO

Diese Antilope (*Boöceros euryceros isaaci*) ist im Wesentlichen ein Bewohner des dichten Waldes und verlässt die dichte Deckung selten oder nie, außer nachts, wenn sie zum Fressen herauskommt. Der Bongo ist weit verbreitet. Während der Trockenzeit hält er sich in den höheren Lagen der bewaldeten Berge auf und sucht häufig die Bambusdschungel auf; in der Regenzeit kommt er tiefer herab.

Bongos sind in ihrer Lebensweise tagaktiver, als man gemeinhin annimmt, und fressen in den kleinen Waldlichtungen vom frühen Morgengrauen bis zehn Uhr oder sogar später. Während der Hitze des Tages, bis etwa vier Uhr, ruhen sie in der dichtesten Deckung und brechen dann auf, um zu ihrem Trinkplatz zu ziehen, wobei sie unterwegs fressen. Man findet sie gewöhnlich in beträchtlicher Zahl, sowohl beim Fressen als auch beim Ruhen. Die Hauptnahrung in den tiefer gelegenen Teilen der Wälder besteht während der Regenzeit aus den Trieben einer saftigen grünen Pflanze, die eine weiße Blüte trägt; ich kenne ihren Namen nicht. Die zarten Triebe vieler Sträucher werden ebenfalls gefressen. Sie suchen regelmäßig die Salzlecken auf und suhlen sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Antilopen, gerne in den Schlammpfützen, die man oft in der Nähe der Salzlecken findet. Nachdem sie sich mit Schlamm bedeckt haben, eifern sie dem Elefanten nach und suchen sich einen Lieblingsbaum, an dem sie ihn abreiben; gleichzeitig polieren sie ihre Hörner. Das Ergebnis dieses letzteren Vorgangs zeigt sich darin, dass die Hörner auf der Außenseite bis zur Hälfte ihrer Länge glatt gerieben sind und die Spitzen über mehrere Zentimeter weiß leuchten. Ihre Losung ist markant, ähnlich der von Rindern, aber kleiner.

Bongos haben ein oder zwei Eigenheiten. Ein seltsamer Geschmack ist ihre Vorliebe für verbranntes Holz: Ein Baum, der vom Blitz getroffen und verkohlt wurde, oder einer, den die Wandorobo angezündet haben, um an Honig zu gelangen, wird beknabbert. Ein weiterer Charakterzug ist ihre Unlust, auch nur die kleinsten Sprünge zu machen. Wenn ein umgestürzter Baumstamm den Weg versperrt, gehen sie außen herum, wenn sie können, oder kriechen darunter hindurch, und sie kriechen dort, wo man annehmen könnte, dass ein Sprung weitaus weniger Anstrengung bedeutete. Die Enge des Raumes, durch den ein Bongo kriechen kann, ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass er eine Schulterhöhe von etwa 4 Fuß hat.

Es gibt nur einen Weg, ihn zu bekommen. Nehmen Sie einen Wandorobo-Jäger mit, der den Wald kennt, um den ersten Bullen zu fährten, den er findet, und einen anderen, der ein paar Jungen führt, die eine leichte Lagerausrüstung tragen und Ihrer eigenen Fährte folgen. Dies ist unerlässlich, denn die Bongojagd kann Tage stetigen Verfolgens bedeuten, bevor man die Chance auf einen Schuss bekommt.

Es ist fast unmöglich, sich den Tieren zu nähern, während sie liegen, da sie einen Menschen hören und sehen können, lange bevor dieser ihre Anwesenheit auch nur vermutet. Der Plan ist, zu versuchen, sie beim Fressen anzutreffen. Dann sind sie in Bewegung; ihre Bewegungen verursachen genug Lärm, um das Geräusch Ihrer Annäherung zu übertönen, und falls man gehört wird, denkt jeder Bongo, das Geräusch werde von einem seiner zahlreichen Freunde verursacht. Die riesigen Ohren, die ständig in Bewegung sind, sind gewöhnlich der erste Teil der Anatomie des Tieres, der ins Auge fällt – falls man sie im Busch überhaupt zu Gesicht bekommt.

Eine Bongotrophäe ist ein Stück, auf das der Besitzer stolz sein kann; sie bedeutet, dass er nasse, kalte und sehr harte Arbeit geleistet hat.

ELENANTILOPE

Patersons Elenantilope (*Taurotragus oryx patersoni*), bei weitem die prächtigste der Antilopen, ist über ganz Ostafrika weit verbreitet. Sie ist seltsam vielseitig in der Wahl ihres Geländes: Offene Ebene oder Dornbuschland sind dem Tier gleichgültig; es ist überall zu Hause, außer in den Wäldern. Die heißen, trockenen Distrikte sind vielleicht sein bevorzugter Aufenthaltsort, sofern Wasser in Reichweite ist. Wasser scheint für sie unentbehrlich zu sein, doch habe ich zuweilen einzelne Exemplare der Art viele Meilen entfernt vom nächsten Trinkplatz gesehen. Als wir die Taru-Wüste durchquerten und völlig ohne Nahrung waren, stießen wir auf einen kleinen Trupp Elenantilopen, von denen ich eine Kuh schoss; dies waren die einzigen Tiere, die wir tagelang sahen. Auch im Norden habe ich sie in großer Entfernung von Wasser gefunden.

Im Jahr 1886, als die Rinderpest das Land heimsuchte, war die Elenantilope eines der Tiere, die am meisten litten. Infolgedessen wurde der Art in den frühesten Tagen des Wildschutzes besonderer Schutz gewährt. Zuerst war ihre Erlegung völlig verboten, aber als sie zahlreicher wurden, wurde es gestattet, gegen Zahlung einer Gebühr eine zu schießen; später wurde die Jagdlizenz auf ein Exemplar ausgeweitet. Später war es möglich, die Zahl auf der Lizenz auf zwei zu erhöhen, wobei bestimmte Distrikte ausgenommen blieben. Die Distrikte, in denen Elenantilopen nicht getötet werden dürfen, sind jene, in denen die Landbesitzer die Erlaubnis haben, sie lebend zu fangen, um die Domestizierung zu fördern, für die die Elenantilope so besonders gut geeignet scheint.

Bevor wir einen Blick auf die Elenantilope in Gefangenschaft werfen, ist es angebracht, sie in der Wildnis zu betrachten, unter der Voraussetzung, dass sie ohne die zu ihrer Erhaltung getroffenen Sondermaßnahmen eines der ersten Tiere wäre, die ausgerottet würden – gewiss im offenen Land. In Südafrika wurde sie als Spezies vernichtet.



Die Kuh bringt ein einzelnes Kalb zur Welt, das im Allgemeinen im Oktober oder November erscheint, obwohl einige auch Anfang April geboren werden. Das Junge ist ein hübsches kleines Geschöpf und sehr verspielt. Es ist interessant, eine Herde zu beobachten, in der sich Kühe und junge Kälber befinden, wenn sie gestört wird. Die Kleinen rennen sofort nach vorn, offensichtlich damit die Erwachsenen ihren Rückzug vor dem verfolgenden Feind decken können. Auf kurze Distanz sind die Kälber schneller

als die Älteren, aber sie haben kein Durchhaltevermögen und ermüden schnell, wenn sie gejagt werden.

In ihrem gesamten Verbreitungsgebiet erholt sich die Elenantilope rasch von den Folgen der Rinderpest und nimmt zu, und in Distrikten, in denen sie die neue Ordnung nicht stören, dürfen wir hoffen, sie wieder in ihrer früheren Zahl zu sehen. Während meiner Zeit war die Zunahme deutlich. Als ich 1901 in das Jagdamt eintrat, waren Elenantilopen vergleichsweise wenige, und der Anblick einer kleinen Gruppe von ihnen war ein Ereignis, das man sich notierte. Jetzt, das freue ich mich sagen zu können, ist es keineswegs ungewöhnlich, bis zu hundert Stück in einem Trupp zu sehen, und das außerhalb des Wildreservats und sogar nur wenige Meilen von Nairobi entfernt. Während der Rinderpest litten sie im Buschland weniger als auf den Ebenen, und die Bestände auf den Ebenen wurden in gewissem Maße durch die buschbewohnenden Herden ergänzt.

Da sie sowohl Gras als auch Blätter fressen, bleiben sie auch zu Zeiten in guter Verfassung, wenn der Distrikt scheinbar überhaupt nichts zu fressen bietet. Diese gemischte Kost gibt ihnen einen großen Vorteil gegenüber dem rein grasfressenden Wild, denn wenn die Weide kurz und trocken ist, bleiben immer noch Pflanzen irgendwelcher Art, die der Elenantilope dienen. Ein frisch erlegtes Tier hat einen eigentümlichen Geruch nach Kräutern, der keineswegs unangenehm ist. Dieser Duft ist besonders bei einem Tier wahrnehmbar, das gehetzt und geschossen wurde; er erinnert an den Geruch von Rindern, unterscheidet sich jedoch davon.

Einmal aufgeschreckt, ist es ein sehr vorsichtiges Tier, und es bedarf großer Sorgfalt, um in Schussweite eines Trupps zu gelangen, der alarmiert wurde. Zumindest im Buschland ziehen sie immer mit dem Wind, daher ist es umso schwieriger, der Herde zu folgen, ohne sie in die Flucht zu schlagen. Gleichzeitig ist diese Gewohnheit eine, die man sich für das Treiben zunutze machen kann, da man die Richtung kennt, in die sie sich am ehesten bewegen werden. Nachdem die Schützen sich vorsichtig an den gewählten Platz herangepirscht haben, kann der Trupp durch ein oder zwei Männer, die aus der richtigen Richtung auftauchen, auf sie zu bewegt werden.

Wie das meiste andere Wild fressen sie vorzugsweise gegen den Wind, eine Gewohnheit, die verhindert, dass sie direkt in den Rachen der Gefahr laufen, sei es in Gestalt eines Löwen oder eines anderen Raubtiers. Dies ist eine Sache, die man immer im Auge behalten sollte. Wenn man einer bestimmten Gruppe von Antilopen nachstellt und es notwendig wird, einen beträchtlichen Umweg zu machen, um an sie heranzukommen, sollte man die Gewissheit einkalkulieren, dass sie in der Zwischenzeit eine größere oder kleinere Strecke gegen den Wind gezogen sein werden. Es ist ärgerlich, eine sorgfältige Pirsch auf die Stelle zu machen, an der das Wild gesehen wurde, und dann den ersten Hinweis darauf, dass sie gegen den Wind an einen anderen Ort gezogen sind, in Form eines Schnaubens von der Seite zu erhalten, das die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkt, dass der gesamte Trupp mit Interesse Ihre heißen und unbequemen Bemühungen beobachtet hat, sich dem Gelände zu nähern, das sie verlassen haben. Es bedarf nur noch der nächsten Steigerung, eines weiteren Schnaubens und ihrer Flucht „ins Blaue“ in einer Staubwolke, um einem das Leben zu verleiden. Ich habe es getan, und ich weiß es.

Obwohl er eine sorgfältige Pirsch erfordert, muss ich gestehen, dass ich nie viel Befriedigung darin gefunden habe, die Elenantilope so zu schießen; sie ähnelt mit ihrer tiefen Wamme, dem seidigen Fell und dem großen weichen Auge viel zu sehr einem Haustier. Auch seine Größe und Masse scheinen ihn aus der Kategorie des Wildes zu entfernen – ein Wort, das zumindest bei den Antilopen Aktivität und Schnelligkeit mit einschließt. Ich gestehe zu, dass er weitaus aktiver ist, als seine Erscheinung vermuten

lässt, aber als ich an einem Wasserloch fotografierte und sie aus der Nähe studierte, war ich mehr denn je von ihrer Eignung zur Domestizierung beeindruckt.

Der einzige Sport mit Elenantilopen, an den ich mich gerne erinnere, ist jener, den ich bei zwei oder drei Gelegenheiten hatte, als ich Bullen ritt, und selbst das erscheint nicht in sehr glänzenden Farben. Ein Mann auf einem guten Pferd kann in einigermaßen gutem Gelände so viele Elenantilopen töten, wie er will, denn es ist dann eine leichte Sache, daneben zu reiten und einen Nahschuss abzugeben. Es ist zu beobachten, dass sich die Geschlechter in dieser Hinsicht unterscheiden. Ein Bulle hat weder Schnelligkeit noch Ausdauer und ist schnell besiegt; eine Kuh hingegen wird einem Pferd, wenn sie zu Beginn nicht bedrängt wird, einen langen Galopp liefern. Die Gangart der Elenantilope ist der Trab, und es bedarf eines schnellen Ponys, um eine Elenantilopenkuh dazu zu zwingen, ihn zu brechen; und wenn sie nicht aus dieser Gangart gedrängt wird, wird sie jedes Pferd überdauern. Treiben Sie sie zum Galopp, halten Sie sie dabei, und Sie können sie einholen.

Apropos diese Exzellenz im Trab: Ich habe oft gedacht, dass ein Paar Elenantilopenkühe in einer Tonga oder einem schottischen Karren das ideale Gespann für Afrika wäre. Nicht nur, dass sie – wie bereits gesagt – unermüdlich und schnell in dieser Gangart sind, sie wären auch nicht anfällig für die verschiedenen Leiden, die sowohl Pferde als auch Rinder in diesem Land befallen. Was die Schnelligkeit betrifft, so hätte man ein Paar, das fast schnell genug für die amerikanische Rennbahn wäre.

Solche Versuche zur Domestizierung, wie sie bereits unternommen wurden, beweisen die Eignung der Elenantilope für jede Zugarbeit, ob schnell oder langsam. Ihr großes Gewicht – ein alter Bulle wird eine Schulterhöhe von 6 Fuß haben und bis zu 1.500 lb. wiegen – deutet auf ihre Kraft für schwere Transporte hin, und ich habe genug gesagt, um ihre Traberfähigkeiten aufzuzeigen. Sie sind extrem sanftmütig und leicht für das Geschirr auszubilden. Ich hege die Hoffnung, dass die Elenantilope nun auf dem besten Weg ist, ihren Platz als Haustier einzunehmen. Sie pflanzt sich in Gefangenschaft freiwillig fort, wie wir aus der Tatsache wissen, dass sie in zoologischen Gärten Junge zur Welt bringen, und wenn sie dies in fremden Breitengraden tun, dürfen wir sicher ebenso gute Ergebnisse von der Regierungsfarm in Kabete erwarten, wo eine kleine Herde zu Zuchtzwecken etabliert wurde. Mehrere Siedler in Ostafrika interessieren sich für die Angelegenheit und führen im kleinen Rahmen Versuche zur Domestizierung der Elenantilope durch.

Ein Punkt, den diejenigen, die die Elenantilope zu zähmen versuchen, im Auge behalten sollten, ist ihre Aktivität. Sie braucht einen starken und hohen Zaun, um sie zurückzuhalten. Ich habe gesehen, wie ein ganzer Trupp, angeführt von einem großen Bullen, dessen Massigkeit alles andere als athletische Fähigkeiten versprach, einen 5-Fuß-Zaun überwand, als wäre es gar nichts, und das, obwohl sie nicht erschreckt oder gestört wurden; der Draht kam ihnen beim Fressen in den Weg, und sie nahmen ihn als etwas Selbstverständliches. Ein paar schnelle Schritte und sie „loppten“ hinüber in einer Weise, die mich – eingedenk der Leichtigkeit, mit der die Sache geschah – dazu verleitet, vorzuschlagen, die Elenantilope als Jagdpferd zu nutzen! Die meisten anderen Tiere, die ich dabei beobachtet habe, wie sie Drahtzäune überwinden, machten ein furchtbares Theater darum, wobei sie nicht selten schlimme Fehler machten und furchtbare Stürze hinnehmen mussten. Nicht so die Elenantilope; er maß die Höhe mit einem einzigen Blick und überwand den Zaun mit vollkommener Leichtigkeit und Sauberkeit.

Seine Sanftmut und seine Fähigkeiten als Zugtier erschöpfen keineswegs seine Ansprüche auf Domestizierung. In den frühen Tagen war dieses Tier bei den Pionierjägern in Afrika wegen des Fetts und der Haut sehr gefragt, besonders wegen ersterem. Wildtiere tragen

im Allgemeinen wenig oder gar kein Fett, und was sie tragen, ist von einer solchen Konsistenz, dass es schnell gerinnt und den Gaumen verklebt. Daher muss ein Braten von jeder Antilope sehr heiß serviert werden, wenn das Fett ihn nicht verderben soll. Um das Beste aus allem Wildfleisch zu machen, sollte das Stück gut gespickt oder mit durchgezogenen Streifen von fettem Speck versehen werden. Die Elenantilope steht nicht nur fast allein mit ihrem Fettbesitz da – ihr Fett unterliegt nicht diesem Einwand; tatsächlich ist das Fleisch dem Rindfleisch sehr ähnlich und stellt eine höchst willkommene Abwechslung dar nach Wochen oder Monaten, in denen man von den kleineren Tieren gegessen hat, von denen man auf den Ebenen in so hohem Maße abhängig ist.

Elenantilopenfett war bei den Pionieren zur Herstellung von Kerzen sehr gefragt, wobei diese, wenn möglich, mit einer Mischung aus Hammelfett hergestellt wurden. Kerzenformen fanden sich früher immer in der Ausrüstung des Jägers. Ich habe mich selbst in der Kunst versucht, kann aber nicht sagen, dass die Ergebnisse jemals ein Grund zur Selbstbeglückwünschung waren. Von Kerzen, die ohne Formen und mit den kläglichsten behelfsmäßigen Dochten hergestellt werden, kann man vielleicht nicht erwarten, dass sie ein wirklich brillantes Licht geben.

Die Haut ergibt die besten *Rheims* oder Rohhautseile. Wagen-Transportfahrer nehmen sie für diesen Zweck immer gerne, was mich daran erinnert, dass das Kopf-Fell in einem Punkt besondere Sorgfalt bei der Vorbereitung erfordert; die große Dicke der Haut im Nacken bedarf einer speziellen Behandlung, um zu verhindern, dass die Haare ausfallen. Die Haut sollte so weit wie möglich ausgedünnt werden, oder zur Not kann sie in Abständen von etwa einem Zoll bis zur Hälfte ihrer Dicke kreuzweise eingeschnitten werden. Dies ermöglicht es dem Konservierungsmittel einzudringen und der Feuchtigkeit zu entweichen.

KAPITEL XXIII

FÄHRTENLESEN – PIRSCH – WANDERUNG – VERLASSENE JAGDGRÜNDE – TRINKZEITEN – „POSHO“

FÄHRTENLESEN: Scharfe Beobachtungsgabe unerlässlich – nicht alle Schwarzen sind Experten im Fährtenlesen – das ABC des Spurensuchens – allgemeine Prinzipien – Fußabdrücke – ein Trick der Wakamba – Vermutungen – Auswirkungen des Lichts – das Interesse am Ausarbeiten einer Fährte – die Spur des Nilpferds – der Pfad des Elefanten in weichem Boden – ein idealer Ort zum Studium – Schrittlänge und Deutlichkeit. PIRSCH: Wild ungestört durch den Anblick des Menschen – Topi am Amala-Fluss – Gleichgültigkeit gegenüber Radfahrern – Verhalten eines tödlich verwundeten Tieres – betäubt der Schock? WANDERUNG: Große Trecks der kleineren Antilopen – wie sie ziehen – Zebratreck im Rift Valley – riesige Herden nachts wachsam – Kühnheit am Tag – jahreszeitliche Bewegungen auf den Athi-Ebenen – wandernde Thompson-Gazellen furchtlos – alte Jagdgründe heute verlassen – Rückkehr des Wildes in ungestörte Reviere – repräsentative Strecken – gegen Quantität – ein Grund für die geringe erzielte Vielfalt – die Last der Gewohnheit. TRINKZEITEN VON TIER UND VOGEL: Tiere trinken tagsüber in abgeschiedenen Distrikten – Notizen zu Trinkzeiten an den Olgerei- und Salt-Flüssen – Bedeutung des Studiums der Trinkgewohnheiten von Vögeln – Tauben als zuverlässige Führer zum Wasser – Sandflughühner – Perlhühner sehr unzuverlässig – andere Vögel als Führer zum Wasser. „POSHO“: Von „Posho“ hängt das ganze Schicksal einer Safari ab – verschiedene Nahrungsmittel – Träger und Tragkraft – was mit „ohne Posho“ gemeint ist.

FÄHRTENLESEN ist eine Kunst, deren Beherrschung für den Besucher dieses oder jedes anderen Großwildlandes notwendigerweise außer Reichweite liegt; und nicht jeder Mann, dem der Wohnsitz die Gelegenheit bietet, kann sie sich aneignen. Die erste Voraussetzung für Geschick im Spurensuchen ist jene scharfe und minuziöse Beobachtungsgabe, die bei Kindern fast allgegenwärtig zu sein scheint, aber nur von sehr wenigen von uns bewahrt wird, wenn wir erwachsen sind. Ich denke, die Eigenschaft ist eine, die in einigen von uns schlummert und kultiviert werden kann, aber wenn es dem Mann an Beobachtungsgabe fehlt, kann er jeden Gedanken daran aufgeben, das Fährtenlesen von Wild zu lernen.

Primitiven Rassen wird im Allgemeinen nachgesagt, in dieser Hinsicht besonders begabt zu sein, und ohne für einen Augenblick das Geschick zu leugnen, das manche Eingeborene an den Tag legen, neige ich zu der Ansicht, dass Weißer und Schwarzer in der Kindheit gleichauf starten und dass Letzterer aufgrund seiner Lebensumstände das bewahrt, was der Weiße durch mangelnde Notwendigkeit und Übung verliert, bevor er das Jünglingsalter erreicht. Nicht alle schwarzen Männer sind gute Fährtenleser; tatsächlich ist unter den ostafrikanischen Stämmen der geschickte Fährtenleser eine ausgeprägte Seltenheit.

Um Geschick im Fährtenlesen zu erlangen, muss der Anfänger es so machen, wie er es beim Lesenlernen tat: Zuerst die deutlich geschriebenen Abdrücke der Füße studieren. Dazu gebe er sich nach dem Regen auf ein Sandgebiet; dort wird er das finden, was ich die Buchstaben des Alphabets nennen möchte, so deutlich eingepägt wie die Seite in

seiner ersten Fibeln. Er kann sie unter den günstigsten Bedingungen sehen und jeden Satz von Tritten oder Spuren anhand der Diagramme identifizieren, die in Stigand und Lyells bewundernswert hilfreichen Buch *Central African Game and its Spoor* gegeben werden.

Dies ist das allererste Element der Kunst. Zwischen dem Lesen von Spuren auf nassem Sand und dem Verfolgen eines Tieres über Gelände jeder erdenklichen Art besteht ein Unterschied – ein Unterschied, der vergleichbar ist mit dem Lesen einsilbiger Wörter in Großbuchstaben und dem Entziffern einer fast ausgelöschten Inschrift in den krudesten Schriftzeichen. Der Vergleich scheint mir treffend: So wie es unmöglich ist, die halb ausgelöschte Inschrift zu lesen, ohne das Auge die Zeile entlangzuführen und so Hilfe aus dem Kontext zu gewinnen, ist es oft unmöglich, eine Spur zu halten ohne ständige Beobachtung der schwachen Spuren, die vorausgehen, und das Lesen des Ganzen. Dies kann oft getan werden, wenn man Schwierigkeiten hätte, mit der Fingerspitze einen einzelnen Tritt der sichtbaren Serie zu definieren. Man kann oft meilenweit ziehen, ohne einen Fußabdruck mit nennenswerter definierter Form zu finden, und es gibt Zeiten, in denen man aufhören muss, sich auf Fußabdrücke zu verlassen, und sich von Hinweisen leiten lassen muss wie aufgewirbeltem Staub, der, wenn er frisch ist, eine andere Farbe als seine Umgebung hat, dem Faden gebogenen Grases, dem leicht verrückten Stein, dem zerdrückten oder gebrochenen Zweig oder den Haaren, die von der vorbeiziehenden Beute an einem Dorn hinterlassen wurden. Ich sage „es gibt Zeiten“, in denen man von diesen Zeichen abhängig ist, aber im Großen und Ganzen ist man mehr von ihnen abhängig als von den Fußabdrücken selbst, die nur in Schlamm, Staub oder Sand lesbar sind.

Abdrücke im Schlamm sind am dauerhaftesten; Abdrücke im Staub am flüchtigsten. Einmal ging ich im trockenen Nördlichen Distrikt mit meinem Gewehrträger auf die Suche nach Elefanten, die wir im Busch hörten. Wir schickten die Träger voraus, verbrachten ein wenig Zeit damit, die Elefanten zu finden und zu beobachten, und als wir unseren Weg hinter der Safari wieder aufnahmen, konnten wir die Fährte von Menschen und Tieren nicht mehr finden. Ein Staubsturm wehte, und obwohl nicht viel Staub in der Luft zu sein schien, fiel er doch dicht genug, um alle Spuren zu ersticken – wobei der Sturm im Übrigen nicht wenig von Tausenden von Geierperlhühnern unterstützt wurde, die auf der Suche nach den Zwiebeln, von denen sie hauptsächlich leben, scharren und Wolken aus weichem, feinem Staub in den Wind wirbelten. So vollständig waren die Spuren der Safari verwischt, dass wir, als wir die Männer eine halbe Meile vor uns sichteten, nichts von ihren Fußspuren sehen konnten. Das war ein abscheulicher Marsch, denn der Staub stieg bei jedem Schritt in Wolken auf und füllte Mund, Nase und Augen.



ON THE OLGEREI RIVER SANDS : WILDEBEEST DIGGING FOR WATER.

Spuren im Sand werden auf die gleiche Weise ausgelöscht, aber da Sand schwerer als Staub ist, bleibt die Fährte länger lesbar.

Ein hilfreicher Trick beim Ausarbeiten einer schwierigen Fährte ist jener, den die Wakamba anwenden. Der Fährtenleser trägt einen Stock und hält die Spitze auf einer Markierung, sei es ein Fußabdruck oder etwas anderes, bis eine weitere Markierung ein Stück voraus gefunden wird, woraufhin er vorrückt und den Vorgang wiederholt. Diese Vorsichtsmaßnahme gegen das Risiko, eine schwache Fährte zu verlieren, spart viel Zeit und Mühe, denn wenn eine unleserliche Markierung erst einmal verloren ist, ist sie ungemein schwer wiederzufinden. Ich brauche kaum zu sagen, dass alle Zeichen zusammen gelesen werden müssen; man muss vom Fußabdruck zum Zweig lesen, vom Zweig zum verrückten Stein, vom verrückten Stein zu etwas anderem. Manchmal muss man eine intelligente Vorahnung anwenden, was beinahe an Raten grenzt. Beobachten Sie zum Beispiel, wie weit die Fußabdrücke auseinander liegen, und in einer Schwierigkeit können Sie vielleicht mit Hilfe von gestreiftem Kraut oder Ähnlichem den schwächsten Hinweis auf einen weiteren Fußabdruck entdecken – ein bloßes leichtes Verrücken des Staubs oder ein Kratzer auf der harten Oberfläche. Es ist langsame Arbeit; aber Fährtenlesen ist, außer unter den günstigsten Umständen, immer langsam.

Viel Hilfe lässt sich durch das Licht gewinnen. Manchmal, wenn es unmöglich ist, eine Fährte zu erkennen, auf der man selbst steht, kann man sie durch einen Wechsel nach rechts oder links mit einer überraschenden Leichtigkeit ausmachen. Auch ist es oft viel einfacher, eine Fährte aus der Entfernung oder aus einem bestimmten Winkel zu lesen als direkt von vorn. Am frühen Morgen zeichnet sich ein Pfad durch das Gras in einiger Entfernung weitaus deutlicher ab als direkt vor der eigenen Nase.

Ich finde, nach der Beobachtung der Tiere selbst ist das Ausarbeiten ihrer Fährten eine der interessantesten Beschäftigungen, und dies unter günstigen Bedingungen zu tun, ist eine gute Übung. Der Olgerei-Fluss verläuft in einem Bett aus feuchtem Sand und bietet ein gutes Feld für diese Studien. Das Nashorn folgt einem Pfad meilenweit am Flussbett entlang, bis es an eine Stelle kommt, an der das Wasser so nah unter der Oberfläche liegt, dass es zu jenen Grabeoperationen einlädt, in denen das Tier meisterhaft ist. Wenn es Wasser darunter wittert (ich nehme an, dass es dies durch den Geruchssinn entdeckt, aber

es könnte auch das „Gefühl“ des Sandes unter seinen Füßen sein, das dessen Vorhandensein verrät), scharrt es, bis es das Wasser erreicht. Seine Spur ist leicht zu identifizieren; die Füße des Nashorns überlappen sich fast, und seine Fährte ist daher genau doppelt so breit wie sein Fuß.

Ein Nilpferd hinterlässt eine eigentümliche Fährte: Aufgrund der Körperbreite bilden die Füße parallele Pfade, die durch einen kleinen Grat getrennt sind, wobei jeder Pfad zum äußeren Rand hin abfällt. Da Nilpferde Tag für Tag dieselbe Route benutzen, wird der Pfad tief und ausgeprägt, wobei der Grat in der Mitte in festem Boden deutlicher hervortritt. Aus menschlicher Sicht ist es ein ungemein schlechtes Vorankommen, worin sich Nilpferdpfade von denen des Elefanten unterscheiden, über die ich an anderer Stelle ausführlich geschrieben habe. Übrigens versteht es sich von selbst, dass genau das Gewicht, das es einem Elefanten ermöglicht, auf trockenem Grund eine so perfekte Straße zu schaffen, in weichem Boden zum exakten Gegenteil führt; jeder Fußstapfen ist ein Loch von einem Fuß Tiefe oder mehr, das jahrelang bestehen bleibt. In den Wäldern fallen diese weniger ins Gewicht, aber wenn Elefanten eine Furt benutzen, deren Boden auch nur ansatzweise weich ist, sollte man diesen Ort meiden. Die Löcher sind unter Wasser nicht zu sehen, und wer seinen Fuß in eines setzt, läuft große Gefahr zu stürzen, besonders wenn er eine Last trägt, mit der er flussabwärts gerissen werden kann.

Der sandige Staub des Lorian-Landes macht es zu einer idealen Region für das Studium von Fährten. Jeden Morgen sind die Spuren des Wildes klar eingeprägt, und am Nachmittag kommt Wind auf, der Staub bringt, der alles erstickt und eine vollkommen saubere, glatte Oberfläche für die Besucher der Nacht hinterlässt. Ich habe nirgendwo anders so klare oder in so wunderbarer Vielfalt vorhandene Spuren gesehen und wünschte nur, ich hätte in meinen früheren Tagen, als diese Dinge noch die Kraft und Frische des Neuen hatten, mehr Notizen zu diesem Thema gemacht. Nach langen Jahren in der Wildnis sind sie so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, dass es schwierig ist, zwischen Fakten, die interessant sein könnten, und Fakten, die niemanden ansprechen, zu unterscheiden. Die Sandwüsten der Lorian-Region waren am Morgen wie ein offenes Buch: Das zarte Linienwerk von Vogelfüßen und winzigen Tieren wie Mäusen; Spuren von Schakalen und Katzen; Hyänen, unterscheidbar von denen des Leoparden durch die Krallen, die bei den Katzen eingezogen sind; große, breitfüßige Löwenspuren; Nashorn, die drei Hufe oder Nägel deutlich erkennbar; die große runde Flachfußsohle des Elefanten; und immer und überall über allem die zierlichen Fußspuren des Dik-Dik.

Ich habe einmal den Boden gemessen, den ein Kudu in seinem gewöhnlichen Galopp von Tritt zu Tritt zurücklegt: 17 Fuß; Grants *brighti* legt im Galopp 12 Fuß zurück. Aber diese Notizen dienen nur dazu, mich an verlorene Gelegenheiten zu erinnern.

Die Betrachtung des Fährtenlesens führt natürlich zu Überlegungen über jene Phase des Sports, zu der es so oft das Vorspiel ist: das Pirschen. Pirschen im herkömmlichen Sinne bedeutet eine sorgfältige Prüfung der Bedingungen, unter denen man versuchen sollte, sich dem Tier zu nähern: erstens und vor allem die Windrichtung, und dann die Möglichkeiten der verfügbaren Deckung, Gebüschgruppen, Steine, Bodenfallen usw., die es einem ermöglichen, in Schussweite zu kommen. Es gibt jedoch noch eine andere Art des Pirschens, die der Sportler in der Ebene oft praktizieren muss, jene Art, die einen seltsamen Charakterzug der Wildtiere des offenen Geländes berücksichtigt und die man beim Versuch zu jagen im Hinterkopf behalten muss. Wild im offenen Gelände nimmt vergleichsweise wenig Notiz von einem Menschen, vorausgesetzt, sie haben ihn klar im Blick. Sie vertrauen dann auf ihre Sehkraft; obwohl der Wind seinen Geruch direkt und stark in ihre Nasen trägt, zeigen sie eher Interesse als Alarm, immer vorausgesetzt, dass er in Sicht bleibt. Doch lässt man ihn, wenn man oberhalb des Windes ist, auch nur für eine Minute hinter einem Busch oder in einer Senke der Ebene aus den Augen verschwinden,

vergisst das Wild alles, was es durch die Augen erfahren hat, und akzeptiert die Warnung, die es durch die Nase erhält; jedes Tier setzt alles daran, der Gefahr zu entkommen.

Eines Tages am Amala-Fluss – am 2. August 1912, wie mein Tagebuch zeigt – passierten wir auf dem Marsch zum Lager fast tausend Topis, ein wunderschöner Anblick. Unsere Route verlief entlang und oberhalb des Windes eines großen Buschfleckens, und während wir vorrückten, strömten Topis, Impalas und Kongonis vor unserem Bug aus der Deckung. Der Charakterzug, über den ich geschrieben habe, war damals höchst auffällig. Während sie im Busch waren, bekamen sie unseren Wind, gerieten aber, da sie uns nicht klar oder gar nicht sehen konnten, sofort in Alarmbereitschaft und stürmten davon, um aus dem Gestrüpp in derselben oder fast derselben Richtung zu entkommen, in die wir zogen. Wir konnten das schnelle Klappern ihrer Hufe auf dem harten Boden hören und wussten, dass sie alarmiert waren, bevor sie ins Offene hinausströmten, in sicherer Entfernung wendeten und stehen blieben, um zu schauen. Sobald sie die Safari voll im Blick hatten, war die Veränderung in ihrem Benehmen erstaunlich. Sie standen da und starrten uns an, die nächsten Tiere kaum mehr als knappe 100 Yards entfernt; sie bewegten sich nur noch einmal halb so weit weg, um uns passieren zu lassen. Ihr Anblick beruhigte sie, und sie fürchteten sich nicht länger.



BORAN CARAVAN ON THE NORTHERN EUSSO NYIRO.

Martin Johnson

Etwas, das mir oft als sehr seltsam aufgefallen ist, ist die Gleichgültigkeit des Wildes gegenüber dem Anblick eines Menschen, der auf einem Fahrrad die offenen Ebenen durchquert. Die Antilopen nehmen erstaunlich wenig Notiz von ihm, obwohl man annehmen könnte, dass ein so unnatürlicher Anblick sie zur kopflosen Flucht treiben würde. Die Sache ist erwähnenswert, weil man so Schüsse auf Wild abgeben kann, das scheu ist, wenn man versucht, sich zu Fuß zu nähern.

Das Verhalten eines Tieres, das eine tödliche Wunde erhalten hat, ist sehr seltsam. Oft wird das getroffene Tier mit einer Kugel durch den Kopf eine größere oder kleinere Strecke schnell zurücklegen. Manchmal bleibt es stehen und verrät durch nichts weiter als ein Zusammenzucken und eine leichte Bewegung die Tatsache, dass es getroffen wurde, und dies ist überaus täuschend und lädt dazu ein, immer wieder zu schießen, mit Ergebnissen, die noch täuschender sind. Ich habe erlebt, dass eine Antilope drei Kugeln

standhielt, von denen jede an genau der richtigen Stelle saß. Als die erste ihn traf, zuckte er zusammen und bewegte sich ein wenig. Da ich dachte, ich hätte den Schuss zu weit hinten platziert, schoss ich noch zweimal, hörte die Kugeln einschlagen, und weder die zweite noch die dritte schien den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, obwohl, wie die Untersuchung hinterher zeigte, jede der drei ihn hätte töten müssen. Eine war durch die Herzwand gegangen und die anderen beiden durch die Lungen. Die einzige Erklärung für eine solche Gleichgültigkeit gegenüber dem zweiten und dritten Schuss, die ich vorschlagen kann, ist diese: Das Tier, das eine tödliche Wunde erhalten hat, erleidet einen Schock, der es quasi betäubt und es so daran hindert, nachfolgende Wunden zu spüren – es sei denn, Knochen sind gebrochen. Ich denke, in dem genannten Fall war die erste Kugel diejenige, die das Herz erreichte, daher wurden die zweite und dritte praktisch nicht gespürt. Hoffen wir im Interesse der Humanität, dass dies eine Wahrheit von allgemeiner Gültigkeit darstellt.

WANDERUNG

Es ist ein wunderbarer Anblick, das Wild auf dem Treck zu sehen, wenn die Regenfälle begonnen haben. Die Kongonis ziehen los, sobald der erste Schauer fällt, auf der Suche nach dem neuen Gras, das dieser verspricht, aber die großen Trecks sind jene der kleineren Antilopen, die das hohe Gras meiden, in dem sich Feinde verstecken können. In Ostafrika sehen wir nicht die riesigen Herden von „Trek-Bokken“, die aus der Kalahari bekannt sind, aber dennoch sind die wandernden Herden zuweilen von enormer Größe. Ich habe diese Bewegungen im Südlichen Reservat gesehen, wenn das Wachstum des Grases dazu anregt und das kleinere Wild nach Süden in das trockene Land nahe der Grenze zieht; aber es gibt eine Stelle zwischen dem Mount Menengai und dem Wald, wo der Treck am besten zu sehen ist, wenn die Tiere auf ihrem Weg an Nakuru vorbei in Richtung Elmenteita sind. Die bei diesen Gelegenheiten genutzten Pfade sind gut markiert, und auf diesen kann man die Tiere sehen. Sie ziehen natürlich nicht mit der zielstrebigsten Miene von Leuten in einer Londoner Straße vorbei. Sie treiben in scheinbar zielloser Weise dahin, fressen, spielen oder paaren sich unterwegs, sind aber immer in Bewegung in Richtung ihres Gelobten Landes aus kurzem Gras und Futterwechsel.

In den letzten Jahren wurde der große Treck der Zebras das Rift Valley hinunter, aus der Baringo-Region zu den Seen Elmenteita und Nakuru, durch die Anzahl der Drahtzäune weitgehend unterbunden. Vor noch gar nicht langer Zeit konnte man Tausende über Tausende von Zebras sehen, so weit das Auge reichte, die meiste Zeit fressend, sich aber gleichzeitig *en masse* stetig das Tal hinunterbewegend. Ich werde nie vergessen, wie ich nachts von Nakuru nach Elmenteita marschierte, um eine Gruppe von Wandorobojägern zu überraschen, die „gesucht“ wurden. Wir brachen gegen 2 Uhr morgens auf, und während wir der Straße folgten, erschütterte eine Stampede nach der anderen von riesigen Zebraherden förmlich den Boden. Eine Gruppe, die unseren Wind bekam, stürmte davon, und andere, die den Alarm übernahmen, aber nichts über die Ursache wussten, rasten in ihrem blinden Terror fast über uns hinweg. Als der Tag graute, war der Anblick außergewöhnlich; die ganzen Ebenen waren lebendig von Tieren, die jetzt, da sie uns sehen konnten, weit weniger Alarm zeigten als in der Dunkelheit. Der Kontrast zwischen ihrem Verhalten bei Nacht und am Tag war sehr seltsam. Als die Sonne aufgegangen war, reisten wir zwischen den Herden hindurch, die sich öffneten, um eine Passage von etwa 200 Yards zu lassen, und sich fast unmittelbar nach unserem Passieren hinter uns wieder schlossen. Wie alles andere Wild auf dem Treck in großer Zahl waren sie extrem furchtlos.

Die gleiche Bewegung findet auf den Athi-Ebenen statt, aber dort ist das Gebiet so groß, dass sie weniger auffällig ist als im verengten Teil des Rift Valley bei Nakuru. Dennoch ist

der Anblick oft beeindruckend genug; zwischen den Athi-Ebenen und dem Stony Athi habe ich mehr als einmal einen Gürtel von Zebras gesehen, der sich über zwei Meilen oder sogar mehr erstreckte.

Thompson-Gazellen (*thomsoni*), unbeeindruckt vom Draht, ziehen immer noch zu Tausenden das Rift Valley hinunter und sind so frei von Furcht, dass man sich ihnen buchstäblich auf Steinwurfweite nähern kann. Ich habe gesehen, wie ein Junge einen Stein warf, der, wenn er auch nicht traf, weit am Tier vorbeiging, welches kaum Notiz davon nahm. Seltsam ist, dass, während diese wandernden *thomsoni* furchtlos sind, die einheimischen Tiere ihr übliches Misstrauen gegenüber dem Menschen, oder das meiste davon, bewahren, und die einheimischen Gazellen bei Ihrer Annäherung wegziehen und es den Fremden überlassen, Sie zu unterhalten. Es wurde zur Erklärung der Tollkühnheit der treckenden Gazellen vorgeschlagen, dass sie aus Distrikten kommen, in denen der Mensch selten oder nie gesehen wird, aber ich bezweifle, ob das die Erklärung ist, selbst wenn man die Theorie der Abwesenheit des Menschen in ihren Revieren als korrekt voraussetzt. Meine eigene Ansicht ist, dass sie in ihrem eigenen Revier ebenso wild anzutreffen wären wie jede andere Thompson-Gazelle. Woher sie kommen, ist eine Frage, die mich oft beschäftigt hat; es mag aus Distrikten sein, in denen der Anblick eines Mannes mit einem Gewehr selten ist; es gibt solche Orte nur wenige Meilen von der Eisenbahn entfernt.

VERLASSENE JAGDGRÜNDE

Es handelt sich nicht eigentlich um eine Angelegenheit der „Wanderung“, aber es gibt einen Aspekt der afrikanischen Jagd im Allgemeinen, zu dem ich ein Wort sagen möchte: In alten Tagen kannten wir nur jene Gebiete des Protektorats, durch die die gelegentliche Safari reiste und der Anführer jagte; heute kennen wir weit größere Gebiete des Landes viel besser, und die alten Routen werden als Jagdgründe vernachlässigt, völlig unverdientermaßen. Distrikte, in denen Sir F. J. Jackson und seine Zeitgenossen 1885 und danach reiche Strecken machten, werden heute ignoriert, wobei dort von einem Jahresende zum anderen kaum ein Schuss fällt. Ich reiste kürzlich durch eines dieser vernachlässigten Jagdgebiete vergangener Tage und fand das Wild so zahlreich vor, wie es jemals der Fall gewesen sein mochte, als es Besuchern Sport bot. Ich gestehe zu, dass auf den heute beliebten Gründen eine größere Vielfalt zu finden ist – Vertreter von fünfundzwanzig oder dreißig Arten sind keine ungewöhnliche Strecke –, aber dies ist nicht der Grund, warum die alten Ländereien zugunsten der neuen ignoriert werden.

Es erscheint ein wenig seltsam, dass gute Jagdgebiete, die leicht zugänglich sind, so vernachlässigt werden sollten, aber es lässt sich erklären. Als solche Gebiete der gewöhnliche Zufluchtsort von Sportlern waren, wurden sie stark bejagt, und im Laufe der Zeit wurde das Wild verscheucht. Eifrige Sportler, angelockt von Berichten über große Strecken, folgten schnell in die Fußstapfen derer, die sie gemacht hatten, und kamen enttäuscht zurück, um zu berichten, diese Distrikte seien „leergejagt“. Das waren sie auch, aber nur für den Moment. Ein Landstrich ist keine Insel, die, einmal leergejagt, für alle Zeit entblößt ist. Tiere ziehen natürlicherweise von Orten weg, an denen sie ständig gestört werden, aber lässt man ihren alten Revieren zwei oder drei Jahre lang Ruhe und Frieden, ziehen sie allmählich zurück, um sie wieder so dicht wie eh und je zu bevölkern. Das Gebiet muss Vorteile in Form von Nahrung, Deckung und Wasser haben, sonst wäre es nie ein gutes Wildland gewesen; diese Vorteile bleiben bestehen, und die Tiere kehren zurück. Aber – und das ist der Punkt – der Ruf „leergejagt“ bleibt haften, um den Sportler abzuschrecken; der Distrikt ist geächtet.

Wenn einem Mann gesagt wird, ein Distrikt sei „leergejagt“, wäre es klug, dieser Aussage nachzugehen: festzustellen, wann er zuletzt besucht wurde, mit welchem Ergebnis, und die Entscheidung nach den erhaltenen Informationen zu treffen. Ich bemerke, dass jeder Fremde, der hierher kommt, mit der Überzeugung eintrifft, er müsse für den Sport weit in die Ferne schweifen, und die Gelegenheiten direkt vor der Haustür vernachlässigt. Ein Grund für das Meiden alter Gründe mag sein, dass der Mann, der dorthin geht, für sein Wild arbeiten muss – eine Sache, der einige moderne Sportler abgeneigt sind. Ich mochte schon immer den Mann, dessen Ziel es ist, eine repräsentative Strecke zu erhalten, der keine Lust am Abschlichten hat, sondern versucht, das Beste aus der wunderbaren Vielfalt, nicht der Quantität, zu machen, die Ostafrika ihm zu bieten hat; und dieser Typus von Sportler nimmt zu. Unsere Besucher heutzutage, so habe ich bemerkt, gewöhnen sich mehr und mehr daran, die Strecke nicht nach der Anzahl der getöteten Tiere zu berechnen, sondern nach der Anzahl der Arten oder Varietäten, die sie umfasst. Ich erinnere mich gut an die erste Jagdgesellschaft, die Stolz auf die Vielfalt ihrer Strecke zeigte; sie umfasste Vertreter von achtundzwanzig Arten. Mein Herz erwärmte sich für sie als echte Sportler. Es kann hinzugefügt werden, dass eine Strecke, die achtundzwanzig verschiedene Arten von Wild umfasst, heute keineswegs schwer zu erzielen ist. Viele der alten Jagdgründe sind heute in Ackerland umgewandelt, aber das Land wurde so stark erschlossen und zugänglich gemacht, dass es möglich ist, Exemplare zu erhalten, die vor sechs oder sieben Jahren so wenig bekannt waren, dass sie selten in irgendeiner Strecke auftauchten.

Ein Grund, warum die von Jagdgesellschaften gemeldeten Ergebnisse nur eine geringe Vielfalt aufweisen, ist, dass die Männer es darauf anlegen, bestimmte Arten zu bekommen, insbesondere Löwen oder Elefanten. Die erfolgreiche Verfolgung von beidem bedeutet Zeitaufwand und zwingt auch zur Zurückhaltung in Gegenwart anderen Wildes; wenn man hinter Löwen oder Elefanten her ist, schießt man nicht auf kleineres Wild, aus Angst, das gesuchte Tier zu stören. Es gibt, fürchte ich, jene, deren Opfer auf dem Altar der Vielfalt in einem widerwilligen Geist gebracht wird; es gibt Männer, die es für eine Pflicht halten, die ihnen von Mode oder Brauch auferlegt wurde, bestimmte Bestien zu töten. „Gott sei Dank, wir haben unser Nashorn! Was müssen wir als Nächstes bekommen?“ Man hört manchmal so etwas, und das Mitgefühl gilt dem nicht geschätzten Nashorn. Ein Wildhüter sieht vielleicht mehr von der Kehrseite dieser Angelegenheiten als andere Leute, und ich sage nicht mehr, damit ich nicht den falschen Eindruck erwecke, diese Einstellung sei eine übliche. Alles in allem konnte man keine bessere Gruppe von Sportlern im besten Sinne des Wortes finden als die Männer, denen gegenüber es mein Los war, Lizenzen zu erteilen.

TRINKZEITEN

In ungestörtem Wüstengelände trinken viele Tiere am Tag. In weniger abgeschiedenen Distrikten trinken alle, oder fast alle, nachts. An den Lesamis-Wasserlöchern nahe dem Marsabit-Berg zum Beispiel kommt das Wild bei Tageslicht ganz nah an die Trinkplätze heran, aber nur wenige Tiere gehen tatsächlich vor Einbruch der Dunkelheit zum Wasser hinunter.

Am Olgerei-Fluss, Südliches Wildreservat:

Zebras, Elenantilopen und Impalas – 8 bis 11 Uhr morgens.

Löwen – am frühen Morgen; trinken zu jeder Stunde nach dem Schlagen eines Risses, wenn sie in der Nähe von Wasser sind.

Am Salzfluss (Oktober 1911):

Die größeren Elefantenherden trinken regelmäßig jede zweite Nacht. Kühe mit kleinen Kälbern jede Nacht. Gewöhnlich gegen 22 Uhr am Wasser. (Weidegründe der größeren Tiere gut zehn Meilen vom Wasser entfernt; Weidegründe der Kühe mit kleinen Kälbern etwa fünf Meilen entfernt. Große Herden fressen in Richtung des Wassers und bleiben einige Stunden in der Nähe des Wasserlochs.)

Die folgenden Notizen wurden an einem Wasserloch am Salzfluss gemacht:

Giraffen trinken von 14 bis 16 Uhr und gegen 18 Uhr.

Büffel – nachts, ziemlich früh.

Nashorn – nachts.

Elefant – nachts.

Grevy-Zebra – von 15 bis 18 Uhr.

Grant-Gazelle – von 15 bis 18 Uhr.

Oryx – von 14 bis 15 Uhr.

Granti – um 9 Uhr und 15 Uhr.

Impala – von 9 bis 10 Uhr und 15 bis 16 Uhr.

Warzenschwein – um 15 Uhr.

Wasserböcke bewegen sich vom Morgen bis etwa 13 Uhr umher und ziehen sich dann bis etwa 15 Uhr in den Schatten zurück, wenn sie in der Regel das andere Wild zum Wasser führen. Wo sie tranken, trank alles andere Wild, mit Ausnahme der Giraffen, die ihre eigene Linie einschlugen und einige Nachfolger in Gestalt von Grevy-Zebbras hatten.

Notizen an einem anderen Wasserloch etwa zehn Meilen entfernt:

Giraffen trinken von 16 bis 17 Uhr.

Wasserbock – um 18 Uhr.

Pavian – als Letztes am Abend.

Elefant, Nashorn, Büffel, Oryx, Grevy-Zebra – nachts, meist vor 22 Uhr.

Es ist für den Mann, der die ausgetretenen Pfade verlässt und in fremdem, „trockenem“ Land reist, äußerst wünschenswert, ein wenig Kenntnis über die Gewohnheiten gewöhnlicher Vögel in Bezug auf das Trinken zu besitzen. Einige Arten sind unschätzbare Führer zum Wasser, aber da ihre Art zu fliegen verrät, ob sie zum Wasser hin oder von ihm weg fliegen, muss dies sorgfältig beobachtet werden. Ich könnte einen Mann nennen, der sich in Wüstengelände wagte und seine Reise leichtsinnig fortsetzte, als er nur noch genug Wasser hatte, um seinen Rückzug zu sichern, und der das Leben seiner Männer und sein eigenes durch das Wissen rettete, das er über die Methoden der Vögel besaß.

Kleine Vögel trinken meistens mittags; sie fliegen im Allgemeinen, aber nicht immer, höher, wenn sie zum Trinken fliegen, als wenn sie wegfliegen. Tauben sind sehr zuverlässige Führer. Sie trinken sowohl morgens als auch abends, es sei denn in einem Distrikt, in dem es viel Knollengras gibt, dann findet man sie weiter entfernt vom Wasser und sie trinken vielleicht nur einmal am Tag. Das große Sandflughuhn, erkennbar an seinem pfeifenden Ruf, trinkt von 18.30 bis 20 Uhr. Das kleine schwarzbauchige Sandflughuhn mit dem glucksenden Ruf trinkt am Morgen – von 7 bis 9 Uhr. Perlhühner, die offenbar in der Lage sind, tagelang ohne Wasser zu leben, sind als Führer sehr unzuverlässig, obwohl sie oft ganz in der Nähe von vorhandenem Wasser schlafen und ihr Nachtquartier beziehen, wenn es fast dunkel ist. Sie trinken in der Regel bei Tagesanbruch. Geierperlhühner scheinen ohne Wasser auskommen zu können. Ich habe sie nie in dessen Nähe gehen sehen. Der Spornfrankolin und Grants kleiner Frankolin scheinen ebenfalls ohne Wasser auskommen zu können; Ersterer trinkt, wenn überhaupt, bei Tageslicht, falls Wasser zur Hand ist. Beide Vögel kommen in den trockensten Teilen des nördlichen Grenzdistrikts vor.

Königin Mary sagte, dass bei ihrem Tod das Wort „Calais“ in ihr Herz geschrieben stünde. Wenn der britisch-ostafrikanische Safarimann mit einem Wort in seinem Herzen stirbt, dann ist es „Posho“. Von „Posho“ hängt das ganze Schicksal der Safari ab; denn eine Safari marschiert, wie eine Armee, auf ihrem Magen. „Posho“ bedeutet Nahrung. Es kann Reis, Maismehl, Mais, Matama-Mehl, Matama, Mweli-Mehl oder irgendein einheimisches Getreide sein, das in einer Menge von 1,5 lb. pro Mann und Tag ausgegeben wird. Maismehl ist heute die vorgeschriebene „Posho“, aber die anderen müssen zuweilen gegeben werden, wenn die Not es erzwingt. Ich musste einmal eine Safari mit Wembimehl verpflegen, vor dem ich fortan und für immer bewahrt werden möchte! Ich dachte, wir würden niemals lebend ankommen.

Es ist eine lebenswichtige Frage, diese nach der „Posho“. Jack London erzählt in *Der Ruf der Wildnis* von der Gruppe der Neuankömmlinge im Klondike, die so stolz ihren Schlitten mit seinen vierzehn Hunden betrachteten, und von den alten Hasen, die daneben standen und lächelten; die alten Hasen wussten, dass ein Schlitten nicht genug Futter für vierzehn Hunde für ebenso viele Tage mitnehmen konnte, selbst wenn er nichts anderes geladen hätte. So ist es auch in Afrika: Wer eine lange Reise vor sich hat, schränkt alles auf das Geringste ein, im Wissen, dass ein Mann Nahrung für sich selbst für vierzig Tage trägt. Daher impliziert eine Reise von zwanzig Tagen von der Versorgungsbasis weg, dass die Hälfte seiner Safari „Posho“ trägt und die andere Hälfte die Lasten. Diese Tatsache setzt uns die Grenzen; mit Trägern kann man kaum mehr als zehn oder zwölf Tage von der Versorgungsbasis weggehen. „Bwana, posho karibu maquisha“ („Herr, das Essen ist fast am Ende!“) war das Todesurteil für manch kühnes Projekt, das einen abgelegenen Ort zum Ziel hatte. Wenn Sie also lesen, dass einer Safari die „Posho“ ausging, werden Sie verstehen, dass sie nichts zu essen hatten und nicht in der Lage waren, sich weiterzubewegen.

KAPITEL XXIV

EINGEBORENE UND WILD – VÖGEL UND WILD – EISENBAHN UND WILD – ZÄUNE UND WILD

EINGEBORENE UND WILD: Eingeborene versuchen, mit geringster Anstrengung zu töten – Ausnahmen – die Hamram-Araber als Elefantenjäger – Masai als Löwentöter – Masai-Moran und Löwen – Vitalität der Eingeborenen – Wandorobo-Elefantenfallen – Elefantengruben überall – der Fall-Speer – vergiftete Pfeile – der Wurfspeer – Ausrottung der Elefanten durch Einführung von Feuerwaffen droht – Wandorobo-Hyraxjäger und Hunde – Fang von Sansibar-Antilopen mit Schlingen – Grund für den Lebendfang. VÖGEL UND WILD: Mogari und die Geier; und die Löwen – Madenhacker – ihre Nester – ihr Vorgehen am Wild – Auswirkungen des Bearbeitens einer Schramme – der Kuhreiher – Begleiter von Elefant und Büffel – Bachstelzen und Rinder – jener Kiebitz! – die Weihen hilfreich bei der Löwenjagd – andere Greifvögel – der Honiganzeiger – verwandt mit den Kuckucken – ein erwarteter Besucher im Lager – sachliche Annahme der Einladung durch die Jungen – wie der Vogel führt – die Schwäche des Honiganzeigers – Häufigkeit der Führung zu Honig – die südafrikanische Legende – einmal zu einem verwundeten Löwen geführt – noch immer auf Erklärung wartend. EISENBAHN UND WILD: Wild am besten aus dem Eisenbahnwagen zu sehen – Tiere heute an vorbeifahrende Züge gewöhnt – Giraffen halten respektvollen Abstand – Nutzung des Bahnkörpers und der Wassertanks durch Löwen – Eisenbahn-Wassertanks gute Hochsitze – eine Erfahrung – Löwen überfahren – Nashorn-Unbesonnenheit – Elefanten verstreuen den Schotter – die meisten Wildtiere scheuen das Überqueren der Gleise – Telegrafmasten und -leitungen ein Segen für Vögel – Nester in Einschnitten und Bahnhofsdächern. ZÄUNE UND WILD: Quarantänezaun um Nairobi anfangs eine fatale Falle – neue Zäune gefährlich für das Wild – Versuchung, den Draht zu „stürmen“ – Beherrschung der Kunst des Springens.

EINGEBORENE sind im Allgemeinen keine Sportler; sie jagen, wenn sie überhaupt jagen, für den Topf und versuchen daher, mit so wenig Anstrengung und Risiko wie möglich zu töten. Es gibt jedoch einige glänzende Ausnahmen von der Regel. Die Methode des Elefantenfangs, wie sie von den Hamram-Arabern im Sudan praktiziert wird und die darin besteht, so nah heranzureiten, dass dem Tier mit einem Schwertstreich die Sehne durchtrennt werden kann, erfordert die Ausübung all jener sportlichen Qualitäten, die Engländer verehren; aber im Großen und Ganzen bin ich geneigt, den Masai-Moran für ihre Methode der Löwentötung einen höheren Platz in der Hierarchie des Sports einzuräumen.

Das Löwentöten ist eine Tradition unter diesen Menschen. Kein Mann kann einen hohen Rang unter den Moran oder der Kriegerklasse des Stammes einnehmen, bevor er einen Menschen oder einen Löwen getötet hat. Daher rühmt sich der Brauch einer gewissen ritterlichen Note sowie der des Sports. In diesen Tagen, in denen die Masai-Tapferkeit in der Schlacht aufgrund der *Pax Britannica* an Bedeutung verloren hat, hat die Löwentötung naturgemäß eine noch größere Wichtigkeit und Bedeutung gewonnen als in Zeiten, in denen das Tier gewissermaßen ein Ersatz für den menschlichen Feind war. Es wird immer noch auf die gleiche sportliche Weise betrieben, und die Kämpfer tragen immer noch den

Kopfschmuck ihrer Väter, die halbe Mähne eines Löwen, mit der der traditionelle Ruhm verbunden ist.



A WATERHOLE IN THE CHOBE HILLS.

Martin Johnson

Eine Gruppe von fünf oder sechs jungen Männern, bewaffnet mit Speer und Schild, rückt zum Angriff aus, und wenn sie töten, wird die Mähne zwischen demjenigen geteilt, der den „ersten Speer“ setzt (die Regel der Sauhatz in Indien kommt einem in den Sinn), und demjenigen, der zuerst den Schwanz des Löwen packt. Die große Kunst besteht darin, den Schwanz mit der linken Hand zu ergreifen, damit der Speerstich mit der rechten ausgeführt werden kann. Dann kann der tödlichste Stoß versetzt werden, und der Löwe überlebt selten den ersten Schlag. Die Speere werden manchmal mit tödlicher Wirkung aus ziemlich kurzer Distanz geworfen. Ich weiß von einem Fall, in dem der Speer glatt durch den Körper des Löwen getrieben und die Klinge durch den Ansturm des getroffenen Tieres zwischen Felsen verbogen wurde. Männer werden häufig zerfleischt, wenn sie einen Löwen so angreifen – es wäre seltsam, wenn sie es nicht würden –, aber da das Prinzip darin besteht, zur gegenseitigen Unterstützung eng zusammenzubleiben, ist das Zerfleischen selten schwerwiegend.

Ich habe nach Zusammenstößen dieser Art mehrere Masai ärztlich behandelt. Ihre Vitalität ist außerordentlich; sie erholen sich von Wunden, die für einen Europäer aller Wahrscheinlichkeit nach tödlich wären.

Wären alle Methoden der Eingeborenen so heroisch wie die der Masai-Moran im Umgang mit Löwen, gäbe es wenig Grund zur Klage, aber dies ist die Ausnahme. Durch das Fallenstellen der Eingeborenen – insbesondere der Wandorobo – wurde dem Elefanten in der Anfangszeit mehr Schaden zugefügt als durch die blutrünstigsten europäischen Jäger. Die Wandorobo töteten wegen Fleisch und Elfenbein, und alles war Beute, was ihnen ins Netz ging. Besonders Kälber wurden um des Fleisches willen getötet, und das Abschlachten unter ihnen muss enorm gewesen sein.

Überall in den Wäldern gab es Elefantengruben; diese wurden ohne besonderes Geschick angelegt oder getarnt, und die erwachsenen Tiere wurden selten gefangen, da sie sie mieden; aber ein tiefes Loch, verborgen unter einer Abdeckung aus Stöcken, Blättern und

Erde, war eine fatale Falle für junge Kälber, und der Aderlass für die Zuchtherden war groß.

Eine weitere tödliche Falle war der Fall-Speer, beschwert mit einer Last aus getrocknetem Ton. Dieser wurde so über einem Elefantenpfad aufgehängt, dass das vorbeiziehende Tier die Waffe auslöste und sie in den Rücken erhielt; dies forderte zahlreiche Opfer, sowohl unter jungen als auch alten Tieren.

Der Jäger mit Bogen und vergiftetem Pfeil tötete viele unter den Nachzüglern der Herde, und dies waren meist noch nicht ausgewachsene Tiere. Der Eingeborene zieht es vor, seine Beute unter den Nachzüglern zu suchen – eine Vorliebe, wegen der ich ihn als Letzter tadeln sollte! – aber naturgemäß sind die Nachzügler der Herde im Allgemeinen die jüngeren Tiere, und diese fielen zum Opfer.

Der Jäger, der den Wurfspeer benutzt, nimmt, obwohl auch dieser vergiftet war, den Rang eines Sportlers ein; zumindest war er gezwungen, sich seiner Beute so weit zu nähern, dass er ein gewisses Risiko einging.

Als dann die Zivilisation den Arabern, Somali und anderen Feuerwaffen in die Hände gab, die sie zu benutzen wussten, wurde das Abschlachten noch schlimmer. In der Tat, hätten wir nicht eingegriffen und unsere schützende Hand über den Elefanten in den verwalteten Distrikten gehalten, gäbe es jetzt wohl Grund für den Schrei „Ausrottung!“. Wie die Dinge stehen, ist die Art nicht nur sicher, sondern, wie ich bereits beim Schreiben über den Elefanten sagte, sie nimmt in den Gebieten, in denen sie geschützt werden kann, stetig zu.

Der afrikanische Eingeborene nutzt selten den Hund als Jagdhilfe, aber wenn er es tut, wird er sehr abhängig von der kaninischen Unterstützung. Dies wurde mir eindringlich vor Augen geführt, als die Staupe zum ersten Mal im Land herrschte; überall erlagen Hunde jeder Art – selbst der unerwünschte „Pi“ der indischen Basare, dessen völliger Mangel an Züchtung man als seine Rettung hätte erwarten können, fiel ihr zum Opfer. Unter anderem starben die Hunde der Wandorobo in großer Zahl, und ihr Verlust war schwerwiegend für diese Menschen, deren Hauptfleischnahrung aus dem Klippschliefer besteht, den sie auf ihre eigene Weise jagten. Die Jagd auf Klippschliefer, wie sie von den Wandorobo praktiziert wird, ist keine Form des Sports, die bei anderen Völkern wahrscheinlich Popularität finden würde. Das Tier hält sich in hohlen Bäumen auf, und der Jäger macht seine Runde bewaffnet mit einer langen Liane, mit der er das Innere aufrührt; der so aufgeschreckte Bewohner sucht Zuflucht in den höheren Zweigen. Sobald er „herausgebolzt“ wurde, klettert der Waidmann hinauf und treibt den Klippschliefer in die dünnen Zweige, von wo aus er in die Rachen der unten wartenden Hundemeute geschüttelt werden kann.

Die Eingeborenen der Küste sind sehr geschickt darin, die kleine Sansibar-Antilope, oder Suni, mit Schlingen zu fangen. Sie machen sich dabei deren Gewohnheit zunutze, nachts in der Umgebung der Shambas (Felder) zu fressen, sowie die Tatsache, dass das Tier zum Koten immer dieselbe Stelle aufsucht. Die Falle besteht aus einer Schlinge, die durch einen Bogen betätigt wird, der ausgelöst wird, wenn der Bock auf ein paar Zweige tritt oder sie berührt. Der so entspannte Bogen reißt die Schlinge vom Boden fest um die Beine des Tieres und hält es sicher in einer Haltung fest, in der es sich kaum wehren kann. In alten Tagen gab es einen regelmäßigen Handel mit diesen Böcken, die lebend auf den Markt gebracht wurden, damit mahomedanische Käufer sie „hallal“ schächten und zu rechtmäßigem Fleisch machen konnten.

Die Beziehungen zwischen Vögeln und Wild sind eine unerschöpfliche Quelle des Interesses. Ich bin mir sehr sicher, dass die Bewegungen des Geiers nicht nur dem Menschen hilfreich sind. Vor einiger Zeit ereignete sich ein Vorfall, der mich davon überzeigte, dass der Löwe selbst nicht abgeneigt ist, einen Hinweis von diesen Vögeln anzunehmen. Ich hatte am Athi das Lager abgebrochen und ließ Mogari, meinen Gewehrträger, wegen Personalmangels mit ein paar Lasten zurück, bis wir vom neuen, etwa sechs oder sieben Meilen entfernten Lager aus Leute zurückschicken konnten. Wir hatten den neuen Platz kaum erreicht, als zu meiner Überraschung Mogari erschien. Es war überraschend, denn der Eingeborene ist einer solchen Aufgabe gegenüber treu, und unter normalen Umständen hätte der Mann nicht daran gedacht, die Lasten zu verlassen. Er erklärte, dass kurz nach unserem Aufbruch die Geier begannen, auf den alten Lagerplatz niederzugehen, und er sich hinter einer Last versteckte, um sie beim Kampf um die Abfälle zu beobachten; während er so beschäftigt war, bemerkte er plötzlich zwei Löwen. Sie waren nur dreißig Schritte entfernt und beobachteten ebenfalls die Geier; da er unbewaffnet war, ging er weg – das Klügste, was er hätte tun können. Die Löwen wurden zweifellos durch die niedergehenden Geier an den Ort gelockt, denn es waren keine in der Nähe, als wir aufbrachen. Unnötig zu sagen, dass ich sofort zurückging, aber nur ihre Fährten blieben, um Mogaris Geschichte zu beweisen.



On the Northern Frontier

Madia, Lake

Die Vögel, die dem Sportler in Afrika zuerst auffallen, sind die Madenhacker. Viele Vögel und Tiere verbindet eine Art Bund, aber es gibt kein Geflügel, das so abhängig vom Tier ist wie dieses. Seine Nahrung besteht ausschließlich aus den parasitären Insekten, die im Fell zu finden sind, und das Nest wird aus Haaren gebaut, die von den Wirten gesammelt werden. Das letzte, das ich fand – in einem Loch in einem Baum –, war mit Haaren der Kuhantilope ausgekleidet. Die Jungen waren bereits voll befiedert, aber es gelang mir, eines zu fangen, das ich aufzuziehen hoffte, überzeugt davon, dass es ein interessantes Haustier abgeben würde; leider konnten wir es nicht zum Fressen bewegen.

Das Seltsame an diesen Madenhackern ist, dass das Nashorn das einzige Tier ist, für das sie als Wächter fungieren. Ich habe nie erlebt, dass sie bei der Annäherung eines Menschen an irgendein anderes Tier Alarm schlugen. Warum diese besondere Aufmerksamkeit dem Nashorn zuteilwird, überlasse ich anderen zur Bestimmung.

Ich werde nicht müde, die Madenhacker auf dem Wild zu beobachten; sie laufen ständig auf den Antilopen und dem Vieh herum und picken Insekten von allen Teilen ihrer Anatomie – sogar von Ohren, Augen und Gesicht – und die Geschicklichkeit, mit der sie dem Horn oder dem Schwanz ausweichen, der geschwungen wird, um sie zu vertreiben, wenn sie eine empfindliche Stelle picken oder kitzeln, ist bemerkenswert. Ich bemerkte dieses Talent bereits beim Schreiben über die Giraffe. In der Regel scheinen die Tiere die Madenhacker als ein zu erduldenes Übel zu betrachten, aber manchmal stehen sie ganz still, während die kleinen Kreaturen über sie hinweglaufen, und scheinen ihre Aufmerksamkeiten zu begrüßen. Vorausgesetzt, das Tier hat keine Hautabschürfung, sind diese Aufmerksamkeiten nur vorteilhaft, aber falls eine Schramme oder eine offene Wunde vorhanden ist, und sei sie noch so geringfügig, wird diese zum Zentrum der Aufmerksamkeit, und die emsigen Schnäbel vergrößern sie schnell zu einem ernsthaften Geschwür. Man erinnert sich an das Gebaren des Kea, oder Bergpapageis, in Neuseeland im Zusammenhang mit den Schafen.

Ein weiterer Vogel, der häufig beim Wild zu finden ist, besonders bei Elefant und Büffel, ist der Kuhreiher; nicht selten wird die Anwesenheit einer Herde in dichtem Busch durch diese Reiher verraten. Ihre Aufmerksamkeiten scheinen durch das gleiche Motiv motiviert zu sein wie die der Madenhacker, aber die Reiher sind weniger exklusiv in ihrer Ernährung, da sie um die Füße der Tiere herumlaufen und die aufgeschuchten Insekten fangen; beim Vieh springen sie häufig vom Boden hoch, um ein Insekt von der Flanke oder dem Bein zu schnappen. Andere Reiher suchen die Nähe von Wild und Vieh, aber diese begnügen sich meist damit, am Boden zu bleiben und die Insekten zu fangen, die durch die sich bewegenden Füße aufgeschucht werden. Ich schließe daraus, dass diese keine parasitären Insekten fressen. Während der Saison sind Bachstelzen, insbesondere die in Europa vertraute Schafstelze, beim Vieh und Wild zu sehen – Migranten aus dem Norden, von wo sie in den afrikanischen Sommermonaten kommen.

Es gibt einen Vogel, über den ich schon viele Worte verloren habe; es ist eine Kiebitzart, deren heilige Mission es zu sein scheint, das Wild zu warnen, wenn ein Mann mit einem Gewehr in der Nähe ist. Dieser Kiebitz ist in den Ebenen verbreitet, und sein Verhalten ist im höchsten Maße irritierend: Er fliegt auf, wenn man es am wenigsten erwartet, um über einem zu kreisen und zu zetern, bis jedes Tier im Umkreis einer Meile alarmiert wurde. Damit nicht genug; der kleine Teufel folgt einem über eine lange Strecke, bis man das Gewehr gegen eine Schrotflinte eintauschen möchte, um ihm ein Ende zu bereiten.

Auf der anderen Seite gibt es Vögel, die dem Sportler gelegentlich helfen. Ich denke, Autoren über die Jagd in diesem Land sind den Weißen nicht gerecht geworden, die oft einen Dienst im Zusammenhang mit dem Löwen leisten. Es gibt mehrere Arten. Ich weiß nicht, was das Vorgehen veranlasst, es sei denn, es ist die Aussicht auf aufgeschuchte kleine Vögel, aber die Weihe verrät manchmal den Löwen, indem sie über ihm rüttelt, während er seinen Weg durch das lange Gras bahnt, das ihn vor dem Menschen verbirgt. Dies ist nützlich zu behalten. Die Vögel folgen einem Hund auf dieselbe Weise und „warten auf“ wie der gut trainierte Falke; aber ich habe nie gesehen, dass einer auf einen vom Hund aufgeschuchten Vogel herabstieß, und diese Tatsache deutet auf die Wahrscheinlichkeit hin, dass meine Vermutung bezüglich des Motivs für das Rütteln über dem Löwen falsch ist.

Der Gleitaar stößt auf Vögel herab, die durch Wild oder Reiter in den Ebenen aufgeschucht werden, und ich habe sie „auf den Zug warten“ sehen – Letzteres insbesondere, wenn die Wachteln da sind und zu ihrem Vorteil aufgeschreckt werden könnten. Andere große Falken haben diesen Nutzen der Uganda-Eisenbahn entdeckt; sie halten über eine lange Strecke mit einem Zug Schritt, auf der Suche nach aufgeschuchten kleinen Vögeln.

Ich wurde in England gefragt, ob es wahr sei, dass der Honiganzeiger zum Wild führt, und gebe der Versuchung nach, ein Wort über diesen seltsamen kleinen Vogel zu sagen – den *Indicator indicator* der Wissenschaft, den *ndegi ya myusi* (Honigvogel) des schwarzen Mannes. Der Honiganzeiger ist etwa so groß wie eine Feldlerche, überall matt grünlich-grau, abgesehen von einem Hauch leuchtenden Gelbs am Hals und den beiden äußersten Schwanzfedern, die weiß sind und deutlich sichtbar werden, wenn der Vogel fliegt. Es gibt vier oder fünf Arten von Anzeigern, aber nur eine fungiert als Führer. Sie sind eng mit den Kuckucken verwandt und haben wie diese die Zehenstellung zwei nach vorn und zwei nach hinten; wie diese legen sie ihre Eier in die Nester anderer Vögel; zudem sind sie, wie die Kuckucke, Insektenfresser.

Der Führer ist ein erwarteter Besucher im Lager. Wenn er nicht bereits über die Ebene geflogen ist, um sich der Safari anzuschließen, kommt er an und umschwirrt einen, um seinen schnatternden Ruf anzustimmen, sobald die Zelte stehen oder innerhalb einer halben Stunde. Es interessiert den Neuankömmling immer, das Verhalten der Jungen gegenüber dem Honiganzeiger zu beobachten. Sie nehmen keine Notiz von ihm, bis die notwendige Arbeit getan ist, und dann sammeln einige von ihnen auf höchst beiläufige, sachliche Weise Eimer, Axt und Brandfackel, um aufzubrechen, wobei sie dem Vogel pfeifen, wie man es seinem Hund gegenüber tun würde. Dies ist es, worauf der Honiganzeiger gewartet hat; sogleich erhebt er sich in die Lüfte und eilt in wellenförmigem Flug zu einem Baum in vielleicht 100 Yards Entfernung, wo er auf die Jungen wartet. Ich fürchte, sie stellen seine Geduld auf die Probe, denn sie beeilen sich nie; sie wissen, dass der Führer warten wird. Sie erreichen den Baum, und der Honiganzeiger fliegt zum nächsten, und so lotst er sie in bequemen Etappen an ihr Ziel. Wenn er sich diesem nähert, werden seine Flüge kürzer, bis er schließlich von Ast zu Ast huscht; dann wissen die Jungen, dass das Bienennest nah ist. Das Schnattern hört vom Moment der Ankunft des Vogels bis zur Entnahme des Nestes niemals auf. In der Regel ist es bald entdeckt und seines Honigs beraubt, wobei die Jungen von den Stichen völlig unbeeindruckt scheinen.

Der Schwachpunkt des Vogels ist die Unfähigkeit, zwischen den Nestern wilder Bienen und den primitiven Bienenstöcken zu unterscheiden, die von den Eingeborenen in Bäumen aufgestellt werden; daher nimmt man, wenn man in der Nähe eines Dorfes campet, keine Notiz vom Honiganzeiger; er lädt die Jungen lediglich zum Stehlen ein. Sollte sich ein Führer der Safari auf dem Marsch anschließen und Honig in einer nicht allzu weit abseits liegenden Richtung anzeigen, wird ihm gefolgt, aber falls seine Linie zu sehr von der eigenen abweicht, verlässt man ihn. Dies entmutigt das beharrliche Federvieh nicht; er wird zusehen, wie die Safari ihren ursprünglichen Kurs wieder aufnimmt, und sich ihr in vielen Fällen wieder anschließen, fest entschlossen, wie sich später zeigt, die Jungen dazu zu verführen, ein anderes Nest auszurauben, das er im Visier hat.

Das Ganze ist ein so alltäglicher Vorfall des täglichen Lebens, dass man dazu neigt, die Seltsamkeit dessen zu vergessen. Ich nehme an, dass die Jungen auf diese Weise in Distrikten, in denen Bienen zahlreich sind, mindestens dreimal pro Woche Honig bekommen. Die Abwesenheit des Vogels könnte Anlass zur Bemerkung geben; seine Anwesenheit niemals. Wenn er ignoriert wird, bleibt er den ganzen Tag am Lager und taucht am nächsten Morgen wieder auf.

Ostafrikanische Eingeborene haben, soweit ich weiß, keine Geschichten darüber, dass Führer sich an dem Mann rächen, der es versäumt, etwas Honig für sie zurückzulassen, indem sie ihn zu gefährlichen Tieren führen, wie es bei den Eingeborenen Südafrikas der Fall ist (siehe *Jock of the Bushveld*). Mir wurde von Fällen erzählt, in denen Männer zu Schlangen und gefährlichen Bestien geführt wurden, aber diese müssen angesichts der offensichtlichen Zufälle im Busch relativiert werden. Meine eigenen Jungen sind dem

Honig hunderte, vielleicht tausend Mal gefolgt; einmal kehrten sie zurück und sagten, der Vogel habe sie zu Büffeln geführt. Ich bin selbst sehr oft gefolgt und wurde einmal so zu einem verwundeten Löwen gebracht (S. 49). Ich war damals ebenso fest davon überzeugt, dass dies absichtlich geschah, wie ich es jetzt nicht mehr bin.

Der geduldige Leser wartet auf eine Erklärung für diese eigentümliche Gewohnheit. Ich auch. Ich warte seit mehr als achtundzwanzig Jahren und fühle mich der Lösung des Rätsels jetzt ferner als am Anfang.

Ich habe vor ein oder zwei Seiten beiläufig die Nutzung der Züge der Uganda-Eisenbahn durch Greifvögel erwähnt. Sowohl Wild als auch Vögel haben bald erkannt, dass Züge nicht gefährlich sind; es bleibt den Tieren überlassen zu lernen, dass Sicherheit die Vermeidung der Schienen vorschreibt, wenn sich ein Zug nähert, aber wir wollen hoffen, dass sie dieses nützliche Wissen mit der Erfahrung erwerben. Wie die Dinge liegen, kann der Reisende Tiere aus seinem Eisenbahnwagen zu seinem größeren Vorteil und mit größerer Bequemlichkeit sehen, als er es unter irgendwelchen anderen Umständen kann. Gazellen heben kaum die Köpfe, um nach einem vorbeifahrenden Zug in 100 Yards Entfernung zu schauen. Zebras und Kuhantilopen scheinen zu denken, das Ding fordere sie zu einem Rennen heraus, und galoppieren in offensichtlich spielerischer Stimmung neben dem Zug her. Gnus lassen den Zug viel näher an sich herankommen, als sie es bei einem Mann zu Fuß tun würden, aber sie haben nicht das unerschütterliche Vertrauen der Kuhantilope und betrachten etwa 100 Yards als die angemessene Distanz zu den Zügen. Diese verhältnismäßige Scheu lässt sich leicht erklären. Gnus sind keine regelmäßigen Bewohner jenes Teils der Ebene, über den die Strecke verläuft; sie sind in höherem Maße wandernd als andere Antilopen und haben daher nicht die gleichen Gelegenheiten, damit vertraut zu werden. Auch Giraffen bleiben gern in respektvollem Abstand. Man kann sie in 150 oder 200 Yards Entfernung von der Strecke beobachten. In dieser Reichweite zeigen sie nicht die geringste Furcht und stehen ganz unbesorgt da, um den Zug zu beobachten.

Löwen würden, könnten sie eine Meinung äußern, sicher warm über die Eisenbahn sprechen. Sie benutzen die Strecke und die Pfade daneben als Wege und schauen während der Dürre an den Stationen für einen Schluck vorbei. Es gibt immer etwas Überlauf aus den Wassertanks, der auf den durstigen Löwen wartet. Unsere Eisenbahn kann Vorzüge bieten, die in weniger begünstigten Ländern fehlen. An der Simba-Station zum Beispiel weisen sie auf ein Loch hin, das glatt durch eine Schiene gestanzt wurde, als ein lehrreiches Beispiel für die Kraft des .450-Gewehrs. Es ist das Ergebnis eines schlechten Schusses auf einen Löwen, der entlang der Strecke ging, abgegeben von einem Mann, der an der Tür des Wartesaals stand.

Die Eisenbahn-Wassertanks sind keine schlechten Orte, um auf Löwen anzusitzen, falls man diese Form des Sports mag. Ein Sportler, der auf dem Tank an der Simba-Station Quartier bezogen hatte, kam einmal das, was die Amerikaner als „close call“ bezeichnen, sehr nahe; er schoss zwei am Überlauf von seinem Hochsitz aus und stieg im Glauben, sie seien tot, für einen näheren Blick herab, nur um festzustellen, dass einer noch genug Leben in sich hatte, um einen Kampf zu liefern.

Am frühen Morgen sieht man häufig Löwen aus dem Zug; mindestens zwei wurden während der Nacht überfahren. Ich sah eines dieser Tiere, das vorne auf der zerstörenden Lokomotive hereingebracht wurde; es war ein halbwüchsiges Tier und war in einem Einschnitt nahe Simba getötet worden.

Das Nashorn scheint nun Weisheit im Zusammenhang mit Zügen zu lernen. In früherer Zeit war es nichts Ungewöhnliches, dass ein zorniges oder dickköpfiges Nashorn den Zug

angriff, der es beleidigte, und unnötig zu sagen, dass es dabei immer den Kürzeren zog; der schlimmste Schaden, der jemals auf diese Weise an einem Zug angerichtet wurde, war ein zerbrochenes Trittbrett.

Elefanten sind bei der Eisenbahn unbeliebt – zumindest bei den Streckenwärtern, die für die Abschnitte zuständig sind, die durch die Wälder führen. Sie laufen über die Strecke und verstreuen den Schotter, was so zusätzliche Arbeit verursacht. Es ist sehr interessant, nach dem Regen an der Strecke entlangzugehen, wenn die verschiedenen Fährten deutlich gelesen werden können; die meisten Wildtiere scheuen das Überqueren der Gleise eher; sie laufen ruhig bis an die Schienen heran und „fliegen“ dann darüber hinweg, als vermuteten sie eine Falle. Und die Herde wird an einer ganz bestimmten Stelle überqueren. Ein mutiges Tier geht voran und alle anderen folgen, wobei sie einen regelmäßigen Pfad bilden.

Die Eisenbahn- und Telegrafienlinien waren wirklich ein Segen für einige Kreaturen. Unsere zahlreichen Falken und Habichte scheinen zu denken, die Telegrafienmasten und -drähte seien für ihren speziellen Gebrauch in Distrikten da, in denen es weder Büsche noch Bäume gibt, die Beobachtungsposten bieten; sie müssen die ganze kombinierte Einrichtung als himmelgesandt betrachten, denn Frankoline und andere von Habichten geschätzte Jagdvögel lieben es, Staubbäder entlang der Strecke zu nehmen. Jener interessante kleine Falke, nicht so groß wie ein Star, ist oft an der Strecke zu sehen, wo sie durch offenes Buschland verläuft.

Die Erdböschungen der Einschnitte sprechen Vögel an, die in Höhlen nisten – Bienenfresser, Eisvögel und dergleichen. Unter den Durchlässen nisten Schwalben und Segler frei. Die Stationsgebäude bieten Bienen Unterschlupf, die zwischen dem äußeren Eisen und dem Holz nisten; ebenso Fledermäusen, die in den Dächern der Stationen im Tiefland und in jenen Inspektionshütten schwärmen, die wenig genutzt werden; während Geckos und andere Eidechsen Schutz in den Rissen und Löchern finden.

Ich bemerkte bei der Elenantilope, dass sie sich als Springer über Drahtzäune hervortut, und vielleicht ist es nun, da diese zu einem Merkmal der britisch-ostafrikanischen Landschaft geworden sind, wert, ein wenig über sie und das Wild zu sagen, dessen Reviere sie kreuzen. Die meisten Antilopen stellen sich bei der Angelegenheit des Zaunspringens kläglich an, da sie, wie ich vermute, die Höhe nicht einschätzen können. Als der Zaun um Nairobi zum ersten Mal errichtet wurde, war es nicht selten, am frühen Morgen tote Tiere entlang des Zauns zu finden; Kongonis waren die häufigsten Opfer, und ab und zu fand man ein unglückliches Tier verheddert, noch lebend, im Draht. Die meisten solcher Unfälle passieren nachts. Falls das Tier, das mit dem Stacheldraht in Kontakt kommt, nicht schwer oder stark genug ist, um das Zeug zu zerreißen, wird es entweder getötet oder grausam zerfleischt und liegt oft da, bis Hyänen oder andere Bestien zufällig darauf stoßen.

Ein neuer Zaun ist derjenige, der so als Falle wirkt. Es war auf den besiedelten Flächen sehr auffällig, dass das Wild bald begriff, was für eine Art Ding ein Drahtzaun ist. Zuerst rannten die Tiere ständig hinein und töteten oder verstümmelten sich; oder sie durchbrachen den Zaun, zum Ärger und Verlust des Siedlers. Dies war nur zu erwarten; die Tiere stürmten naturgemäß mit voller Geschwindigkeit auf Drahtstränge los, die nicht dicker als eine Liane waren. Es bedurfte einiger schwerer Stürze, um ihnen Vorsicht beizubringen. Nach einer Zeit lernten sie, Stacheldraht respektvoll zu behandeln, und übersprangen ihn mit unnötiger Kraftverschwendung. Ich habe Wild gesehen, das einen Zaun mit mehreren Fuß Spielraum überwand. Dann, mit der Zeit, lernten sie, ihre Anstrengungen zu sparen, und sprangen als Selbstverständlichkeit ohne übertriebenen Aufwand darüber. Der Zaun, der bereits seit einigen Jahren steht, wird selten

durchbrochen und bringt ebenso selten eine Antilope ins Unglück; er wird entweder gemieden oder übersprungen. Und es ist seltsam, die Vertrautheit zu vergleichen, die jetzt von einigen der kleineren Arten gezeigt wird, mit der extremen Vorsicht, die in früheren Tagen geübt wurde. Ein *thomsoni* stürmt mit voller Geschwindigkeit herbei und dreht sich im letzten Schritt in seinem Satz, um zwischen den Strängen hindurchzuspringen.

KAPITEL XXV

WILD FOTOGRAFIEREN

Pirschen mit der Kamera schwieriger als mit dem Gewehr – Der Charme eines Verstecks – Reize, auch ohne Wild – Eidechsen und Vögel – Fliegenschnäpper: Ibis und Fischereige Flügel – Unbeweglichkeit wesentlich – Wirkung des Auges auf ein Tier – Ein Versteck beschrieben – Vorsichtsmaßnahmen – Wasserbock – Misstrauen – Impala – Oryx – Gewarnt durch Wasserbock und Zebra? – Giraffe – Immer begleitet von anderen Tieren – Möglicher Grund – Ein langsamer Trinker – Schwierigkeit, unruhige kleine Tiere aufzunehmen – Furcht vor rotem Tuch – Tiere, die sich am Tag dem Wasser nähern – Zebra am furchtlosesten, besonders in großen Trupps – Kuhantilope, Elenantilope und Zebra am Olgerei – Ein Kampf – Ein Kriechen für Aufnahmen – Ein melancholisch brüllender Löwe – Ein weiterer – Fehlen junger Coke-Kuhantilopen im Trinktrupp – Anschleichen an ein Nashorn – Andere stören – Ein Schnappschuss aus 15 Yards – Der Rückzug so aufregend wie das Anschleichen – Mein erstes Nashornfoto – Anweisungen an die Jungen – Die Safari versprengt – Ein Anschleichen zu Pferd – Erfolg – Eine aufdringliche Nashornkuh – Der Straußen-Trick ein Fehlschlag – Teleskop-Schießsitz als Ersatz für das Kamerastativ – Ein glücklicher Schnappschuss bei der Giraffe.

FALLS Sie an Tieren und ihren Gewohnheiten interessiert sind, wird Ihnen die Kamera weit mehr Befriedigung bieten als das Gewehr, und die Fotografie stellt größere Anforderungen an die Fähigkeiten des Anschleichens. Mit dem Gewehr genügt es, sich bis auf Schussweite zu nähern und das Tier sauber zu erlegen, womit die Gelegenheit, es zu studieren, beendet ist. Nicht so mit der Kamera. Es ist notwendig, auf sehr viel nähere Distanz heranzukommen, und um dies zu tun, müssen Sie das Anschleichen üben, bis Sie es fast zu einer feinen Kunst perfektioniert haben, und selbst dann können Sie kaum hoffen, viel auszurichten, außer bei Tieren wie Elefant, Nashorn und Nilpferd, deren Größe eine Aufnahme aus großer (Kamera-)Entfernung erlaubt. Als Sport ist dies absolut lohnenswert. Für Bilder und zur Beobachtung von Gewohnheiten ist das Anschleichen nicht zu vergleichen mit einem klug konstruierten und platzierten Versteck (*hide up*). Es gibt nichts, was dem Charme gleichkommt, versteckt an einem Wasserloch oder einer Salzlecke zu liegen und das Tierleben zu beobachten, das völlig unwissend über Ihre Anwesenheit ist, nur wenige Yards oder, wie es vorkommen kann, nur wenige Fuß entfernt. Unter diesen Bedingungen aufgenommene Fotos sind eine dauerhafte Quelle der Befriedigung.

Selbst wenn kein Wild erscheint, gibt es immer etwas zu beobachten, und seien es nur die Eidechsen. In einem Versteck sah ich sie oft Insekten anschleichen. Ich hatte Interesse an einem Paar gefunden, das in einem grob gebauten Haus lebte, wo ich zu Besuch war; sie hatten ihren festen Platz an einem der Fenster, neben dem Risse groß genug waren, um den Eidechsen einen Weg nach draußen zu bieten, falls sie es wünschten; aber drinnen gab es besseren Sport, und sie lagen am Rahmen entlang, um auf die summenden Fliegen zuzustürzen und sie zu fangen, wenn diese die Scheibe in Reichweite herunterkamen. An den Palmblättern meines Verstecks waren sie weniger erfolgreich, fingen aber dennoch etliche, und sie wurden ganz zahm und gingen ihrem Geschäft völlig ungestört durch meine Anwesenheit nach.



VISITORS INSPECTING THE CAMP.

Die Vögel waren eine unerschöpfliche Quelle des Interesses; oft war der ganze Buschhaufen, der ein Versteck bildete, buchstäblich übersät mit Webervögeln, geschäftig wie eh und je mit Nichts beschäftigt. Einmal gab es eine große Sensation, als ein Habicht auf den Schwarm herabstieß und sie wie Blätter zerstreute. Er verfehlte sein Ziel – falls er eines in der Menge hatte – und ließ sich für einen Moment nur einen Fuß vor meinem Gesicht nieder. Da war ein Drongo-Würger, der gewohnheitsmäßig denselben Ast ganz in der Nähe besetzte, von wo aus er nach vorbeifliegenden Insekten Ausschau hielt; er verfehlte seine Beute selten und kehrte zurück, um sie auf seiner Warte zu fressen. Er gewöhnte sich so an mich, dass ich mich ruhig bewegen konnte, ohne dass er Notiz davon nahm.

Und es gab noch andere Vögel: die kleinen Batis-Schnäpper, die in Armreichweite in den Büschen nach Insekten jagten, und die hübschen

Grasmücken-Zistensänger, die auf der Suche nach Nahrung am Boden darunter umherhuschten.

Hammerkopfstörche, Weißscheitelkiebitze und Bastard-Ibis waren immer am Wasser, wenn ich von einem Versteck am Salt River aus beobachtete. Letztere haben beim Fischen die Angewohnheit, einen Flügel nach vorne zu werfen und so gut wie immer nach einem Fisch in dessen Schatten zu stoßen. Ich nehme an, dass dies geschieht, um dem Vogel den Blick ins Wasser zu ermöglichen; es mag auch dazu dienen, Fische in den Schatten zu locken. Der Flügel wird etwa dreißig Sekunden lang nach vorne gehalten. Auch der kleine Graureiher der Küste praktiziert diese Methode der Wasserbeschattung. Ich habe sie oft in den Mangrovensümpfen beobachtet; sie machten ein paar Schritte vorwärts, dann wurde mit einer extrem schnellen Bewegung ein Flügel ausgeworfen, worauf ein Stoß nach dem Fisch folgte.

Die Schwärme kleiner Vögel werden ständig von kleinen Falken und dem Singhabicht bedrängt. Letzterer scheint nie mehr zu tun, als die Vögel aus einem Busch zu verscheuchen und sich selbst darauf zu setzen; aber einer der erstgenannten schoss aus einem Busch auf einen Schwarm zu, pickte sich dann einen Vogel heraus und nahm die Verfolgung auf. Ich habe nie einen tatsächlichen Fang am Wasser gesehen, aber eines

Tages schlug einer dieser Falken im Busch einen Goldbugstar ganz in der Nähe nieder. Der Falke wurde sofort von fünf oder sechs Freunden seines Opfers bedrängt, nahm aber kaum Notiz von ihnen.

Viele Greifvögel kommen zum Wasser. Lannerfalken kamen regelmäßig zur gleichen Zeit wie die Sandflughühner, aber ich sah nie einen Versuch zu töten. Eines Tages, während ich aus einem Versteck am Salt River beobachtete, kam ein Gaukleradler herab, um zu trinken und ein Bad zu nehmen, woraufhin er eine halbe Stunde lang sehr aufrecht stand, die Flügel zum Trocknen ausgebreitet, und alles Vogelleben um ihn herum ignorierte.

Es ist nie langweilig im Versteck, wenn man Augen hat und sie offenhält.

Unbeweglichkeit ist das erste Erfordernis bei dieser Arbeit. Vollkommen still sitzend, habe ich häufig erlebt, dass Wild in wenigen Yards Entfernung vorbeizog, aber die Bewegung eines Augenlids reicht aus, um Verdacht zu erregen. Eines Tages blickte eine Grant-Gazellenkuh in das Versteck, direkt in mein Gesicht; sie stand 6 Yards entfernt und starrte. Ich schloss langsam meine Augen und hielt sie geschlossen, bis ich hörte, dass sie sich bewegte, was sie tat, ohne irgendein Symptom von Alarm zu zeigen.

Es gibt eine merkwürdige Sache, die ich oft im Zusammenhang mit dem Instinkt des Wildes für die Entdeckung durch den Menschen bemerkt habe: Es ist möglich, bis auf eine recht kurze Distanz an ein Tier heranzukommen, wenn man es nicht sieht. Die Kreatur scheint zu wissen, dass man sie nicht sieht, und sie entdeckt auch augenblicklich, wenn man es tut. Ich habe in diesen Fällen manchmal an Telepathie gedacht, denn man bedenke: Wenn ein wildes Tier einen sieht, „erstarrt“ es sofort in absoluter Reglosigkeit; man mag direkt darauf blicken, aber solange man das Tier nicht sieht, scheint es sich dieser Tatsache vollkommen bewusst zu sein und rührt kein Haar. In dem Moment, in dem man es sieht, obwohl man die Richtung nicht geändert oder den Kopf bewegt hat, in diesem Moment ist es weg, als ob eine ungreifbare Ausstrahlung von den Augen es erreichte und warnte. Ich habe dies immer und immer wieder bemerkt und experimentiert, indem ich auf den geringsten Verdacht einer Gebärde oder eines Zeichens des Gesehenhabens verzichtete. Aber es macht keinen Unterschied: Man sieht, das Tier sieht, dass man sieht, und ist weg.

Vielleicht möchten Sie einen Tag im Versteck verbringen – in einem ungestörten Landstrich, wo die Tiere ebenso viel bei Tag wie bei Nacht trinken?

Es ist eine einfache Hütte aus Palmblättern, gebaut gegen einen Busch, dessen untere Zweige weggeschnitten wurden, um Platz zum Hinlegen hinter der Kamera zu schaffen. Wir haben eine Flasche Tee und etwas Essen bei uns, denn wir beziehen unser Quartier hier bei Tagesanbruch und werden bis heute Abend spät bleiben. Das Erste, was zu tun ist, ist die Kamera aufzustellen, dann die Palmblätter des Verstecks so anzupassen, dass sie einen freien Blick auf das Wasser gewähren, und ein Stück grünes Tuch unter der kleinen Öffnung für das Objektiv aufzuhängen, um die notwendigen Handgriffe vor den neugierigen Augen des Wildes abzuschirmen.

Wir müssen nicht lange warten; zuerst kommen unsere alten Freunde, die Wasserböcke, ins freie Blickfeld, die weiße Kuh voran. Das ist eine Chance. Ich sichere mir einen Schnappschuss, und zwar ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen, bevor sie das Ufer erreichen. Was nun? Eine kleine Herde Grevyzebras; es ist geboten, sich für sie vorsichtig zu bewegen. Es gelingt mir, sie zu knipsen, aber einer von uns muss sich bewegt haben, denn weg sind sie.

Die Wasserböcke waren nicht beunruhigt, denn hier sind sie wieder. Nachdem sie getrunken haben, kommen sie die Böschung herauf und stehen dem Versteck gegenüber; offensichtlich sind sie sich nicht sicher, was sie davon halten sollen, und wir dürfen keine Wimper rühren; man weiß nicht, wie still man sitzen kann, bis man es versucht. Alles läuft gut. Einer nach dem anderen ziehen die Wasserböcke zufrieden ab, bis nur noch zwei alte Kühe übrigbleiben. Sie sind sich wegen des Verstecks nicht so sicher und haben ihre Prüfung noch nicht beendet. Endlich gehen sie! Rühren Sie keinen Finger, obwohl sie den Rücken gekehrt haben. Ah! Wie wir es erwarten konnten, da wir ihre Art kennen, war dieser ruhige Rückzug nur eine List. Wir machten keine Bewegung, die ihre Köpfe so plötzlich herumgeworfen hätte. Die misstrauischen alten Weibchen dachten, den verborgenen Feind zu ertappen, von dem sie immer noch glauben, dass er im Versteck sein könnte. Wir müssen geduldig sein; sie werden dasselbe ein halbes Dutzend Mal tun, bevor sie allen Verdacht fallen lassen. Jetzt sind sie endlich weit genug entfernt, um uns vorsichtig bewegen zu lassen. Ich hatte Zeit, eine Zigarette zu drehen und zu rauchen – da der Wind richtig stand –, bevor die Wasserbockkühe in der Ferne zufrieden waren. Jetzt haben sich die beiden der Hauptgruppe angeschlossen, zusammen mit den zwei Grevyzebras, dort drüben unter den Bäumen in 150 Yards Entfernung.

Stillhalten! Diese zwei Impalaböcke sind innerhalb von 30 Fuß am Versteck und werden uns im nächsten Moment wittern. Da! Dieser Sprung zurück beweist es. Wir werden sie heute nicht wiedersehen. Pech; denn wären sie nur 10 Fuß weiter oberhalb des Windes gewesen, hätten sie uns nicht gewittert, und ich hätte einen Schuss auf sie bekommen können.

Es ist heute weniger Wild als gewöhnlich da, und ich kann es erklären. Ich habe hier gestern eine Schraube der Kamera verloren, und die Träger verbrachten den ganzen Nachmittag damit, das Ding zu suchen; das hat den Platz beunruhigt. Aber wir müssen nicht verzweifeln. Ich habe Hoffnung auf die Giraffen; sie waren an jedem der anderen Tage, die ich im Versteck verbrachte, hier, und warum nicht auch heute? Was ist das? Drei Oryx-Antilopen! Glück! Bis jetzt war es mir nicht möglich, ein Bild von Oryx zu bekommen, und da nun die Wasserböcke, Weibchen und alle, liegen, sieht es ziemlich sicher aus; sie haben den Wasserböcken und Zebras noch etwas zu sagen, bevor sie herankommen. Ich wüsste gern, was sie gehört haben, dass sie zur Trinkstelle weiter flussabwärts gegangen sind, dann umkehrten und sich auf diese Weise zum Fluss vorarbeiteten. Und warum sie sich wieder den Wasserböcken angeschlossen haben? ... Und warum nach diesem zweiten Zusammentreffen mit ihnen die Oryx abgezogen sind, um ihren Weg flussaufwärts zu machen, anstatt hier zur regulären Trinkstelle zu kommen? Sie mögen lachen, aber ich glaube, diese alten Wasserbockweibchen haben sie vor etwas gewarnt, dessen Aussehen ihnen nicht ganz gefiel. Jedenfalls sind sie gegangen, aber nicht bevor ich einen weiten Schuss auf sie machte.

Die Wasserböcke müssen sich selbst und ihre Nachbarn erschreckt haben, indem sie den Oryx erzählten, was sie vermuteten, denn da gehen die Zebras, und nun die Wasserböcke, im Kielwasser der Oryx, um 20 Yards jenseits der Letzteren und außerhalb der Kamerareichweite zu trinken. Geduld! Sie fressen zweifellos entlang des Flussufers und ziehen vielleicht allmählich wieder in Sichtweite.

Hier kommen Giraffen! Neun von ihnen, und da sie gekommen sind, können wir erwarten, anderes Wild mit ihnen zu sehen. Es ist eine merkwürdige Sache, aber Giraffen werden fast immer von kleineren Tieren begleitet, wenn sie zum Trinken kommen. Es scheint, als setzten Letztere ihr Vertrauen in Erstere wie in einen Wachturm, denn die Giraffe überblickt ein Sichtfeld, das keinem anderen Tier zugänglich ist, außer vielleicht einem Affen. Gleichzeitig entdecken sie die Anwesenheit eines Verstecks weit weniger leicht als Wasserböcke; das war zu erwarten; sie müssen darüber hinwegsehen. Ich hatte

Schwierigkeiten, Bilder von Giraffen zu bekommen; sie kamen so nah, dass die Platte nicht ihre ganze Höhe erfassen konnte. Wenn sie erst einmal mit dem Trinken beginnen und innerhalb einer angemessenen Entfernung sind, wird es wenig Schwierigkeit bereiten, Bilder zu erhalten. Eine Giraffe braucht gut zwanzig Minuten, um ihren Durst zu stillen, obwohl sie tatsächlich nur jeweils etwa eine Minute lang Wasser schluckt. Die meiste Zeit der zwanzig Minuten wird damit verbracht, in Position zu gehen und wieder zurück in die Aufrechte. Da! Diese Giraffen und die Zebras und Impalas, die mit ihnen kamen, haben mich beschäftigt gehalten, besonders die Impalas. Diese kleineren Böcke sind mühsame Objekte zum Fotografieren, und ich bezweifle, ob meine Platten am Ende viel taugen werden. Zunächst einmal müssen diese kleineren Tiere nah sein, was extreme Vorsicht bei Bewegungen erzwingt. Dann sind sie so schnell und unruhig, dass sie ständig aus dem Bildfeld oder dem Fokus wandern, woraufhin es notwendig wird, die Kamera zu bewegen; oder sie geraten hinter Büsche, wo sie ganz außerhalb der Reichweite sind. Es ist zum Ver zweifeln, wenn man, alles bereit zum Auslösen, sieht, wie die Kreaturen wegziehen, denn es ist keine leichte Angelegenheit, das Objektiv wieder auf sie zu richten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.

Alles Wild, außer den Wasserböcken, ein oder zwei Zebras und zwei Giraffen, ist abgedriftet, um sich der ersten Gruppe Wasserböcke am Fluss knapp jenseits der Reichweite der Kamera anzuschließen: eine ärgerliche Situation, denn sie sind innerhalb von 150 Yards, und gäbe es nicht einen einzelnen Busch, könnte ich eine Aufnahme machen. Wenn ich diesen Platz wieder benutze, werde ich entweder diesen Busch fällen lassen oder das Versteck an eine neue Stelle verlegen. Den Reiher auf dem Baumstumpf aufnehmen? Er sieht aus, als würde er posieren, um fotografiert zu werden, aber ich brauche alle Platten für das Wild. Es wird noch mehr kommen. Lassen Sie dieses rote Tuch zum Einwickeln belichteter Kassetten auf keinen Fall sehen, was immer Sie auch tun. Ich habe Lektionen über die Eigenschaften von rotem Tuch erhalten. Einmal, vor einiger Zeit, stand fast jedes Tier im Umkreis von 100 Yards da und starrte auf eine sehr ungewöhnliche Weise auf das Versteck. Alles war, soweit ich sehen konnte, in Ordnung, und ich konnte es mir nicht erklären. Schließlich entdeckte ich, dass dieser rote Lappen durch eine kleine Öffnung in der Abschirmung schimmerte; das war es, was die Aufmerksamkeit des Wildes fesselte, denn als ich ihn langsam aus ihrer Sicht zog, beruhigten sie sich. Ein anderes Mal, als ich gerade einige Kassetten einwickelte, gab es eine plötzliche und unerwartete Massenflucht; jedes Tier rannte kopfüber vom Ufer weg, um nach einer gewissen Distanz anzuhalten, sich umzudrehen und auf das Versteck zu starren. Sie hatten einen Blick auf dieses rote Tuch erhascht. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass es dies war, was sie alarmierte. Rot muss für alle Tiere eine besonders erschreckende Qualität haben.

Der 8. Mai 1909 wurde, wie mein Tagebuch zeigt, in einem Schilfversteck am Olgerei River im südlichen Wildreservat verbracht, und es war ein interessanter Tag. Ich bezog meinen Posten früh am Morgen, und gegen acht Uhr begann das Wild, in Richtung Wasser zu driften, aber zwei Stunden lang gab es keine wirkliche Bewegung in diese Richtung. Erst gegen zehn Uhr begannen die Tiere wirklich zielgerichtet ihren Weg zum Fluss zu machen, und dabei ließen sie die größte Vorsicht walten. Die Art und Weise, wie sich Wild bei Tag dem Wasser nähert, deutet auf ihr Wissen hin, dass Gefahr verborgen lauern kann. Ein Tier wird ein Stück weit auf dem ausgetretenen Pfad vorgehen, während der Rest zu trödeln scheint, während er ihm folgt. Aus der in die Länge gezogenen Menge sondern sich ein oder zwei ab, um sich neben den Anführer einzureihen. Dann, nachdem sie so einige Schritte vorangekommen sind, wird einer der Neuankömmlinge in der Vorhut die Führung übernehmen, um anzuhalten oder zu verweilen, bis der Rest zu ihm aufgeschlossen hat. Auf diese Weise nähert sich die Herde oft bis auf wenige Längen dem Wasser und dreht dann ohne ersichtlichen Grund um, ohne zu versuchen, ihren Durst zu löschen.

Zebras scheinen am furchtlosesten zu sein, und ihre Wagemut ist am ausgeprägtesten, wenn sie in großer Zahl auftreten – wie es auch bei anderem Wild der Fall ist; je größer der Trupp, desto weniger vorsichtig. Ich nehme an, die Individuen fühlen, dass in der Menge Sicherheit liegt. An jenem Morgen beobachtete ich anderthalb Stunden lang etwa fünfzig Kuhantilopen nahe dem Wasser, die sich nicht entschließen konnten zu trinken. Sie gaben es schließlich auf und gingen über den Kamm davon, angelockt, wie ich später entdeckte, durch die Tatsache, dass einige Zebras und Elenantilopen, von mir ungesehen, am unteren Wasser zum Trinken gekommen waren und es für sicher befunden hatten. Einmal im Flussbett, bewegten sich die Kuhantilopen frei umher und waren bald an dem Wasserloch, das ich beobachtete; dann zogen sie ab, um sich den Zebras und Elenantilopen am anderen Loch anzuschließen, und ich versuchte mich zu nähern, scheiterte aber. Da ich es für unmöglich hielt, versuchte ich den Rückzug zu meinem Versteck, aber als ich die schützenden Büsche dahinter erreichte, war das Wild in Sicht und ich musste mich mit einem viel entfernteren Anblick begnügen. So fern sie auch war, diese gemischte Herde aus Zebras, Elenantilopen, Impalas und Kuhantilopen war ein wunderbarer Anblick.

Die Elenantilopen – es waren ihrer sieben und allesamt Bullen – ließen den Rest winzig erscheinen und schienen sie zu dominieren, denn die anderen zögerten nicht, der riesigen Antilope Platz zu machen. Alle außer einer Elenantilope waren von dunkel schokoladenbrauner Farbe.

In einem Moment begannen zwei Kuhantilopen zu kämpfen. Sie waren etwa 400 Yards entfernt, aber der Schall trug so perfekt über den Boden, dass es einige Zeit dauerte, bis ich glauben konnte, dass es das Geräusch des Handgemenges war, dem ich lauschte. Ich dachte wirklich, es seien Tiere in der Nähe, aber gerade außer Sicht, oder aber, dass ein Vogel wenige Fuß entfernt ein Sandbad nehme.

Dies geschah, während ich in meinem Versteck war – einem guten, denn Sandflughühner und Frankoline suchten bis auf ein oder zwei Yards herankommend nach Nahrung. Es war unmöglich, ein Foto zu machen, denn in dem Moment, in dem das große Auge des Objektivs auf sie gerichtet wurde, wurde ihre Aufmerksamkeit erregt und weg waren sie.

Nachdem ich unter dem Busch gesessen und einige Platten belichtet hatte, stellte ich fest, dass ich keine Kassetten mehr hatte. Es waren noch andere im Versteck, und da es keine Möglichkeit gab, es ungesehen zu erreichen, entschied ich mich, ein Kriechen in voller Sicht zu riskieren. Dies tat ich, wobei ich mein Gesicht gewissenhaft am Boden hielt, bis ich sicher in Deckung war, obwohl die Hitze beim Überqueren des weißen Sandes im hellen Sonnenlicht schrecklich war. Da ich feststellte, dass mein Kriechen das Wild kaum gestört hatte, kehrte ich auf demselben Weg zurück, nachdem ich meine Taschen mit Kassetten gefüllt hatte; den Tieren gefiel es nicht ganz; jedes Individuum hielt ein wachsames Auge auf mein Vorgehen, und obwohl es keine Massenflucht gab, hielten sie es für angebracht, etwas mehr Distanz zwischen sich und das seltsame Objekt zu bringen, das über den Sand kroch, und drifteten langsam das Flussbett hinauf.

Einen Umweg landeinwärts machend, bekam ich wieder einen Ausblick, aber so sehr ich es auch versuchte, es war unmöglich, eine Position einzunehmen, von der aus ich eine Belichtung hätte machen können, und als ich verzweifelt aufstand, ergriff die ganze Menge die Flucht. Ich bezweifle nicht, dass sie mich für ein Tier hielten, während ich kroch – vielleicht einen Löwen. Im Offenen, wenn sie weit genug von Deckung entfernt sind, sind Wildtiere durch den Anblick eines Löwen nicht beunruhigt; der Mensch ist ein Feind einer anderen Klasse. Die Tierwelt hat gelernt, dass er auf Distanz gefährlich ist, und macht einen weiten Bogen um ihn.

Man stößt oft im Busch auf Impalas aus nächster Nähe, aber sie sind keineswegs leicht zu fotografieren. Es war reines Glück, durch das ich eines Tages zu einem Wasserloch ging, einen Bock beim Trinken vorfand und zwei Schnappschüsse sicherte, bevor er mit jenem charakteristischen Hochwerfen der Hinterhand davonmachte.

Ein alter einsamer Löwe kam an das Wasserloch, in dessen Nähe ich am Olgerei lagerte, und begann gegen neun Uhr zu brüllen; er hielt es bis zum Monduntergang um zwei Uhr morgens durch, und als ich hinging, um mir seine Spuren im Sand anzusehen, stellte ich fest, dass er die Stunden an einer kleinen Stelle sitzend oder liegend verbracht hatte und sich kaum bewegt hatte. Er war dem Zelt sehr nahe, so nahe, dass ich deutlich das Einziehen seines Atems hören konnte; ab und zu stöhnte er auf so traurige Weise, dass er mir fast leidtat. Als er wegging, was er tat, als er mit dem Brüllen aufhörte, zog er das Flussbett hinunter und nahm keine Notiz vom Lager.

Die nächste Nacht brachte einen weiteren Löwen, einen kleineren, wie die Fährte bewies. Er trank und ging, nachdem er eine Zeit lang nahe dem Wasser gelegen hatte, weg, ohne einen Laut von sich zu geben. Ich hätte nicht gewusst, dass er da gewesen war, wären da nicht die Spuren gewesen, die am Morgen die Geschichte erzählten.

Giraffen waren in diesem Distrikt recht zahlreich, aber ich sah sie kein einziges Mal in der Nähe von Wasser, noch ihre Spuren an den Wasserlöchern. Diese Enthaltung vom Trinken steht in merkwürdigem Kontrast zu ihrer Gewohnheit in den nördlichen Distrikten, wo sie regelmäßig trinken, wie die Erfahrung der Brüder Lidford und meine eigene reichlich beweisen. Als ich am Salt River Giraffen fotografierte, sah ich an jedem der fünf Tage, die ich im Versteck verbrachte, einen Trupp von fünf oder sechs Tieren. Es war leicht, den Trupp als denselben zu identifizieren, da die alte Kuh, die ihn anführte, eine riesige Narbe auf ihrer rechten Seite hatte. Viele andere kamen jeden Tag zusätzlich zu diesem Trupp; da war eine Gruppe von dreien, die ebenso leicht durch die Anwesenheit einer sehr hell gefärbten Kuh zu identifizieren war.

Man kann etwas über die Gewohnheiten des Wildes aus einem Versteck am Wasser lernen. Eines der ersten Dinge, die mir an jenem Maimorgen am Olgerei auffielen, war das völlige Fehlen von sehr jungen Coke-Kuhantilopen; es gab nicht eine, die weniger als drei Monate alt war, während am Athi, nur vierzig oder fünfzig Meilen entfernt, fast jede Kuh ein kleines Kalb bei sich hatte. Verschiedene Erklärungen fielen mir ein. Erstens die Tatsache, dass sehr junge Kälber häufig im Gras versteckt zurückgelassen werden, während die Mütter fressen oder trinken. Es könnte sein, dass die Coke-Kuhantilopen in diesem Distrikt früher brüten; oder aber, es könnte sein, dass Kühe mit sehr jungen Kälbern in Gebieten bleiben, wo es mehr geeignet hat und daher besseres Futter gibt.

Meine Notizen über die Stunden, zu denen Wild verschiedener Arten gewöhnlich zum Trinken kommt, wurden bereits in einem anderen Kapitel gegeben. Diese mögen für Sportler nützlich sein.

Wild mit der Kamera anzupirschen ist Sport, aber es liefert weniger sichere Ergebnisse als die Methode, die ich auf den vorangehenden Seiten beschrieben habe.

Eines Tages, als ich in Kiu stationiert war, kamen die Jungen herein, um zu sagen, dass viele Nashörner in der Nähe seien. Also ritt ich mit meiner Kamera aus, um zu sehen, was getan werden könne. Die Tiere hatten die Stelle verlassen, wo die Jungen sie gesehen hatten, aber etwa eine Meile weiter sah ich eines unter einem Baum stehen, und während wir beobachteten, legte es sich hin. Es war an einem recht schönen Platz zum Anpirschen, also suchte ich mir einen seltsam geformten Busch in seiner Nähe aus und machte mich

daran, ein Stück ansteigendes Gelände unter dem Wind zu überwinden, damit ich mich mit allen Vorteilen auf meiner Seite nähern konnte.

Kaum waren wir 20 Yards gegangen, als Schwierigkeiten in Form von zwei weiteren Nashörnern auftauchten. Diese befanden sich direkt unter dem Wind, aber da sie auf der anderen Seite eines Tals waren, hoffte ich, dass es in der Senke zwischen uns eine Querströmung des Windes geben könnte. Darauf vertrauend gingen wir direkt unter dem Wind weiter, nur um eine Lektion über die Torheit zu erhalten, auf die Hoffnung zu setzen, denn die beiden bekamen unseren Wind und zogen sofort ab. Ich nahm wieder Peilung für das erste Nashorn auf und begann ein zweites Anschleichen; diesmal war es mir gelungen, etwa 100 Yards in der richtigen Richtung zurückzulegen, als ein weiteres Nashorn gemeldet wurde – eine Kuh in einer kleinen Mulde zu unserer Rechten. Es schien eine gute Chance zu sein, also entschied ich mich, ihr Porträt zu versuchen. Wir kamen bis auf 50 Yards an die Stelle heran, wo sie hätte warten sollen, und dann – kein Zeichen von ihr.

Schließlich deutete einer der Masai, meine Hand berührend, auf einen Baum, und da war sie und lag im Gras. Gefolgt von dem Jungen, der die .256 trug, gelang mir ein schönes Anschleichen, und über der willkommenen Deckung eines kleinen Ameisenhügels knipste ich sie zweimal aus etwa 15 Yards Entfernung. Das erste Mal lag sie; dann taten die Madenhacker ihren Dienst und warnten, und ich erwischte sie wieder, als sie aufstand. Die Abzüge verraten die Tatsache, dass meine Hände zitterten, aber ein Nashorn aus einer so extremen Nähe zu fotografieren, trägt nicht zur Ruhe bei. Mein Motiv wurde nun sehr unruhig; sie ging vom Baum weg, aber da wir hinter dem Ameisenhügel vollkommen stillhielten, ließ sie sich bald ein paar Yards weiter nieder, um zu fressen. Dies erlaubte meinem zweiten Jungen, sich mit mehr Kassetten heranzuschleichen, und ich sicherte mir mehrere Aufnahmen von ihr, wobei ich die Sitzung beendete, indem ich nah an sie herankroch und ein Bild erhielt, das sich als gut erwies, innerhalb weniger Yards.

Die ganze Angelegenheit nahm mindestens anderthalb Stunden in Anspruch. Ich füllte die Kassetten in einem Wechselsack neu. Ein Bild zeigt die Madenhacker recht gut. Nachdem ich die letzte Aufnahme aus nächster Nähe gemacht hatte, nahm Yondi die Kamera und trat den Rückzug an, während ich unter einem Busch saß und wartete, bis er eine sichere Distanz zwischen sich und das Nashorn gebracht hatte. Sich aus der Situation zurückzuziehen war in jeder Hinsicht so aufregend wie das Anschleichen, denn sie hätte bei Sichtkontakt oder wenn sie unseren Wind bekam, angegriffen. Die Masai waren sehr interessiert an der Angelegenheit, die sie als großen Spaß zu betrachten schienen. Ich kann nicht sagen, dass ich das tat. Unter solchen Umständen, wenn ich den Jungen mit dem Gewehr zurücklasse, um mich allein an eine schwierige Annäherung zu machen, ist das vorherrschende Gefühl im Geist, dass ich wie der größte aller Narren aussähe, wenn ich versuchte, ein angreifendes Nashorn mit einer Kamera zu stoppen.

Auf dem Heimweg sicherte ich mir Fotos von Grant-Gazellen beziehungsweise Kongonis; Letztere waren so eifrig am Fressen, dass ich mich ganz nah heranschlich und sie knipste, als sie aufblickten.

Wir hatten große Aufregung wegen meines ersten Nashornfotos. Wir marschierten auf der Safari-Straße über die Athi-Ebenen, als das Tier gesehen wurde, ganz allein im Offenen. Also nahm ich die Kamera und die .450, näherte mich bis auf 100 Yards und gab den zwei Masai-Jungen ihre Anweisungen: Sie sollten mit mir kommen, einer das Gewehr tragend; falls das Nashorn „käme“, sollte der Junge mir das Gewehr geben und in eine Richtung rennen, während sein Gefährte in die entgegengesetzte Richtung lief, was mir überließe, das Tier zu stoppen. Als sie verstanden hatten, was sie zu tun hatten, machten wir uns daran, näher heranzukriechen, und kamen nah genug heran, um ein paar

Bilder zu knipsen. Nachdem das erledigt war, erschreckten wir das Tier, damit es weglief, und schafften es, genau das zu tun, was ich zu verhindern beabsichtigt hatte. Mein Modell hielt direkt auf die Safari zu, und ich hatte einen herrlichen Ausblick auf die Träger, die ihre Lasten fallen ließen, um zu dem einzigen Baum in Reichweite zu rennen. Eingeborene sind Experten im Klettern, wenn ein Nashorn hinter ihnen her ist, und in einer Minute sah dieser Baum wie der Ruheplatz von Geiern über einem Riss aus, als meine Männer die Äste füllten. Das Nashorn trottete ruhig an dem Baum vorbei, wobei es seine Bewohner weder witterte noch sah.

Diese Gelegenheit war eine, die man ergreifen musste, da Nashörner gewöhnlich im Busch zu finden sind, wo es schwierig ist, einen klaren Blick zu bekommen.



A SNAPSHOT IN THE ITHANGA HILLS. *Martin Johnson*

Einmal, nahe dem nördlichen Guaso Nyiro, nördlich von Kenia, stieß ich auf drei Nashörner dicht beieinander. Ich ritt zu der Zeit mein altes Pferd und benutzte es als Pirschpferd, indem ich es langsam entlangfressen ließ, während ich, die Viertelplattenkamera in der Hand, mit Bein und Arm an seiner Seite hing. Als ich nah genug war und die Nashörner ungestört schienen, nahm ich langsam wieder meinen Sitz ein und knipste sie. Es war eher enttäuschend, da ich gehofft hatte, alle drei auf dieselbe Platte zu bekommen – eine interessante Gruppe –, aber sie erwiesen sich als zu weit auseinander. Ich ließ sie völlig unbesorgt und ruhig fressend zurück, noch bewegten sie sich, als meine Safari von fast hundert Mann in 200 Yards Entfernung vorbeizog.

Nur ein einziges Mal wurde ich beim Fotografieren von einem Nashorn gestört. Ich war sehr beschäftigt mit dem Fokussieren, als ich zufällig zurückblickte und Mogari hinter dem nächsten Busch sah. Er hatte das Gewehr in der Hand, was richtig war, und ein Grinsen im Gesicht, was falsch war. Letzteres erklärte sich durch die Tatsache, dass eine fiese kleine Nashornkuh hinter mir herankam, um zu sehen, was vor sich ging. Ich ließ die Kamera fallen und rannte zum Gewehr. Ich schoss nicht, aber natürlich musste die Kuh verscheucht werden, und gleichermaßen wurde natürlich auch das Wild, das ich knipsen wollte, verscheucht.

Eine große Kamera ist eine äußerst unhandliche Sache zum Tragen, wenn man sich an Wild herankriecht; sie provoziert eine Sprache, die das Veld veröden lassen könnte. Ich versuchte einmal den Straußen-Trick, wie er von Sir F. J. Jackson im Band „Big Game“ der Badminton Library beschrieben wird. Mein Pirsch-Strauß wurde aus den Resten eines alten Trägerzeltes über einem Skelett aus dünnen Stöcken konstruiert. Es war ein wunderschöner Strauß und hätte hervorragend gedient, hätte ich schießen wollen. Für die Kamera erwies er sich jedoch als unmöglich unhandlich in der Handhabung, und ich verwarf das Gerät. Ich kann einen Leinwand-Strauß als türkisches Bad empfehlen; in dieser Eigenschaft war er ein Erfolg.

Das Foto der Kilimandscharo-Giraffe (Seite 356) ist ein Beispiel für die Gunst, die das Schicksal gelegentlich zu gewähren bereit ist. Am Olgerei River lagernd, ruhte ich eines Nachmittags im Zelt, als mein Junge hereinkroch, um mir zu sagen, dass Giraffen ganz in der Nähe seien. Ich brauche nicht zu beschreiben, was ich sah, als ich vorsichtig hinausspähte, da das Bild es zeigt. Glücklicherweise war die Kamera bereits geladen, und indem ich sie auf den Tisch im Durchgang stellte, fokussierte und knipste ich. Die Giraffen waren in keiner Weise beunruhigt; die beiden standen einige Minuten lang da und starrten auf das Lager, dann drehten sie sich um und gingen weg.

Von allem Wild sind Zebras am leichtesten zu fotografieren, aber es gibt beträchtliche Schwierigkeiten, sich selbst ihnen zu nähern. Sie liefern dank ihrer Färbung gute Ergebnisse. Viele Tiere zeichnen sich auf einem Foto kaum ab.

Ich legte bald das Stativ beiseite, außer für weite Aufnahmen oder in einem Versteck. Wilde Tiere stehen gewöhnlich für einen Moment da und starren jedes fremde Objekt an, bevor sie weglaufen, und das ist der Moment, den man ausnutzen muss. Dies kann nicht getan werden, wenn man die Stativbeine auf unebenem Boden ausrichten muss; es ist ein Fall von Knipsen oder ganz verlieren. Zudem sind die Beine eine wahnsinnig machende Ergänzung zu den Schwierigkeiten, wenn ein Anschleichen gemacht werden soll. Ein Teleskop-Schießsitz ergibt das beste und handlichste Kamerastativ. Er kann unabhängig getragen werden, ist in einem Moment in den Boden getrieben und ist eine große Hilfe beim Fokussieren usw.

INDEX

ABERDARE-Berge, 191, 192, 204, 231, 290

Amala River, 329

Anglo-deutsche Grenze, 3, 140, 200, 242

Anoli, 190

Antilopen. Siehe Eland, Kudu, etc.

Ardwolf (Erdwolf), 164-5

Athi-Ebenen, 2, 3, 10, 11, 35, 36, 53, 61, 76, 81, 84, 129, 133, 137, 165, 207, 271, 273, 286, 293, 295, 303, 332

Athi River (Fluss), 9, 70, 102, 162, 163, 247, 297, 343, 364

Athi River Station, 3

BABUINE, 115, 336

Baden-Powell, Mr. Frank, 203

Baduna, 158, 293, 311

Bagnell, 120, 121

Baillie, Mr., 297

Balutschen, 199

Baringo, 6, 142, 308, 331

Beringte (Grevy-) Zebras, 297, 299, 301

„Big Tree“, 30

Birkau, 190

Buren, 140, 145

Bongo, 314-16

Bronsart, Baron, 297, 299, 301

Büffel, 21, 179, 251-68, 336

Burnham, Major, 298

Butler, Mr. A. L., 275

CAMELS (Kamele), 25, 158, 233

Caracal oder Roter Luchs, 137

Chania River, 120, 122

Chanler Falls, 5, 27, 55, 95, 228

Cheetah (Gepard), 71, 110, 129-36

Chimiset, 26

Chiromo, 144

Clutterbuck, Mr., 188

Cole, Hon. G., 214, 215

Congo-Wälder, 152

Curzon, Lord, 15

Crespigny, Sir Claude de, 67, 287

DE BYLANDT, Graf, 186

Delamere, Lord, 27, 188, 220, 286

de Gex, 35

Dent, Mr., 114

Devon and Somerset Staghounds, 81

Dikdik, 113, 311, 328

Donkeys (Esel), 25, 41, 233

Dublin Zoo, 15

Dugmore, Major Radclyffe, 232

EASTWOOD, Mr. B., 185

Egerton Warburton, 56

Egret (Reiher), 254-5, 345

Eland (Elenantilope), 21, 22, 67, 69, 99, 219, 316-22, 336, 351, 362

El Donyo Erok, 140

El Donyo Narok, 10, 99

El Donyo Sabuk, 30, 64, 72, 101

Elefanten, 116, 166-200, 210, 335, 336, 341, 350, 353

Elgon, 191, 202, 279, 280

Eliot, Sir Charles, 15

Elmenteita, 214, 234, 244, 331

Erok, Mount, 229

Eusso Nyiro oder Nördlicher Eusso Nyiro, 5, 6, 42, 95, 138, 164, 165, 172, 190, 196, 202, 209, 227, 258, 262, 269, 281, 303, 304, 308, 367

FERRAR, Dr. B. B., 14

Frankolin, 337, 351

Gefrorener Büffel, 167

GAZELLEN, 114, 130, 299, 310, 332, 336, 349

Gazi, 88

Gefleckte Hyänen. Siehe Hyänen.

Gepard. Siehe Cheetah.

Giraffe, 21, 22, 23, 269-84, 336, 349, 359

Goldfinch, Mr. G. H., 72, 303

Granti (Grant-Gazelle), 99, 142, 145, 147, 226, 336

Grey (Grevy-Zebra), 61

Gwalior, S.H. der Maharadscha von, 15, 18

HAGENBECK, Mr., 298

Hall, Fort, 21, 162, 255

Hamram-Araber, 339

Hartebeest (Kuhantilope), 21, 80, 89, 142, 143, 273, 349, 361, 364

Heathley, Mr., 127, 254, 255

Heller, 129, 310

Heron (Reiher), 238

Hill, Mr. Clifford, 69, 132, 133

Hill, Herren, 81

Hinde, Mr., 162

Hippopotamus (Flusspferd), 234-50, 327, 353

Hog (Schwein), Wald- oder Riesenwaldschwein, 290

Hog, Pinselohrschwein, 292

Holmwood, Mr., 202

Honey-guide (Honiganzeiger), 49, 346-8

Horn, Mr. E. B., 21

Hounds (Hunde/Meute), 80, 81, 136, 164

Humphreys, Mr. R., 125

Hunting Dogs (Hundeartige/Hyänenhunde), 131, 138-53

Hyänen, 9, 45, 114, 121, 122, 124, 154-65

Hyde-Baker, H., 287

Hyde-Baker, Sir Samuel, 288

Hyrax (Schliefer), 342

IKUA, 189

Ingong-Distrikt, 169, 185

Ingong-Bach, 139

„JACK“, 288

Jackale (Schakale), 114, 124, 131, 141, 159, 160, 164, 286

Jackson, Sir F. J., 206, 333, 368

Johnson, Martin, 184

Jombani, 223

Jubaland, 152, 158, 159, 189, 281, 310

Juba River (Fluss), 137, 189

KABETI, 320

Kalahari, 331

Kamiti-Sumpf, 254

Kapiti, 3, 84

Karungu, 182

Kavirondo, 182, 263, 264

Kedem, 182

Kenna River, 209

Kenya Colony (Kolonie), 1, 27, 180, 248, 251, 269

Kenya-Wald, 202, 223

Kenya, Mount, 25, 154, 166, 168, 177, 192, 230, 251, 267, 290

Kiambu, 114, 120, 121

Kibwezi, 150

Kidong-Tal, 111, 114, 122, 154

Kikuyu, 118, 120, 129, 136, 161, 163, 290

Kikuyu-Wald, 10, 127, 286

Kilima Kiu, 85

Kilimandscharo, Berg, 91, 136, 164, 188, 202, 225, 299

Kinangop, 177, 192

Kisii, 182

Kismayu, 159, 187, 190

Kisumu, 182, 246, 247

Kitui-Distrikt, 64, 137, 162, 189

Kiu, 25, 48, 137, 203, 270, 287, 365

Kiu-See, 22

Kiulu-Berge, 189

Knysna-Wald, 180

Kongoni, 29, 89, 99, 146, 152, 158, 331, 351

Kudu, Großer, 306-9

Kudu, Kleiner, 284, 310-14

Kyulu, 142

„LADY“, 16, 20

Laikipia, 4, 5, 187, 188, 191, 293

Lamu, 190, 191

Larogi-Berge, 252, 257

Lemik-Distrikt, 3, 135, 270

Leoparden, 23, 51, 83, 85, 109-28, 131, 133, 144
 Limoru, 123, 136
 Lisamis, 233, 335
 Livingstone, Dr., 108
 Loita-Ebenen, 3, 270, 293
 Londiani, 136
 London, Jack, 338
 Longdon, Mr. G. G., 152
 Lorian-Sumpf, 55, 113, 116, 173, 174, 177, 234, 237, 281, 304, 305, 327
 Löwe,
 allgemeine Bemerkungen, Kapitel I., 1-8
 Gewohnheiten, Kapitel II. und III., 9-42
 Jagd mit dem Gewehr, Kapitel IV., 43-55
 „Galoppierend“, Kapitel V., 56-74
 Jagd mit Hunden, Kapitel VI., 75-87
 verschiedene Abenteuer, Kapitel VII., 88-108
 auch 131, 134, 143, 164, 217, 335, 336, 340, 349, 363
 Lucas, 72, 88
 Lucas, Miss, 303
 Lydekker, Mr., 166
 MACAU, 55, 95, 116, 174
 Machakos, 84
 Maclellan, Mr., 204
 Magadi-Linie, 224
 Makindu, 115
 Manangu, 142
 Marsabit, 195, 256, 308
 Masai, 6, 7, 15, 26, 30, 48, 96, 99, 100-3, 105, 107, 108, 150, 159, 161, 191, 204, 207, 208,
 225, 232, 252, 340, 365

Masai-Reservat, 3

Matabato-Berge, 10

Mau-Wald, 204, 290

Mau-Plateau, 1, 2, 6, 136, 170, 188, 191, 203, 216, 261, 292

M'buguni, 297, 299

McNeil, Captain, 158

Meinertzhagen, Lieutenant, 290

Melindi, 188, 253

Menengai, Mount, 186, 331

Meru, 169, 223

Mogari, 64, 92, 148, 151, 225, 226, 229, 343, 368

Mohoroni, 182

Monkeys (Affen), 114, 115

Moran, 6

Morrow, Mr., 297

Mosquitos (Moskitos), 26

Mostyn, Mr., 275

Mtoto Andei, 189

Mules (Maultiere), 227, 233

Mumias, 245

NAIROBI, 3, 8, 39, 64, 96, 101, 102, 118, 130, 136, 140, 153, 185, 186, 207, 287, 297, 317, 351

Nairobi Foxhounds, 118

Naivasha, 83, 297

Naivasha, See, 234, 244, 246

Nakuru, 186, 223, 234, 244, 286, 331, 332

Nandi, 7

Nandi-Wälder, 26

Natronsee, 3, 258

Ndoto, 167

N'gong, 109, 111

Nguraman-Berge, 308

Nigeri-See, 227

Nine Mile Camp, 64, 130

Nine Mile Swamp, 186

Njoro, 151

Nördliche Distrikte, 1, 228, 256, 275, 325

Nördliches Reservat, 175, 252, 308

Nyeri, 230

Nyeri-Sumpf, 187

Nyika-Wüste, 5, 138, 253

Nyiro, Mount, 233, 308

Nzoia River, 245

OLGEREI River, 114, 187, 212, 327, 336, 361, 368

Orr-Tal, 210

Oryx, 174, 336, 358-9

Ostrich (Strauß), 81, 130, 160, 299

PALLA (Impala), 113, 142, 228, 336, 358

Panamakanal, 26

Parklands, 185

Patas-Affen, 115

Percival, P. H., 139, 266

Pig (Schwein), Weißstreifen-Buschschwein, 292

Plover (Kiebitz/Regenpfeifer), 345

Potha, 139, 157

Pretoria, 297

Pringle, Mr., 299

QUAGGA, 296-7

RAINEY, Mr. Paul J., 80-84, 137

Ramisi River, 243

Rhino (Nashorn), 5, 40, 67, 71, 80, 175, 177, 190, 201-33, 335, 336, 350, 353, 367

Rift Valley (Grabenbruch), 137, 204, 236, 244, 245, 286, 293, 331, 332

Roberts, Mr., 186

Rothschild, Mr., 297

Rudolphsee, 23, 24, 202, 203, 224

Rumuruti-Distrikt, 119

SABAKI River, 181, 201

Sagota-Tal, 308

Salt River, 177, 211, 336, 355

Samburu-Jäger, 210, 306

Sandeyo, 204

Sand-grouse (Sandflughuhn), 337

Schindler, Mr. „Fitz“, 83

Schleichkatzen (Zibetkatzen), 8

Scinde, 15

Selous, Mr. F. C., 23, 27, 35

Serengati-Ebenen, 5

Serval, 124, 136

Servaline (Servalkatze), 136

Shimoni, 4, 111, 112, 113, 124, 242, 245

Siafu oder Treiberameise, 142

Simba, 21, 36, 93, 156, 350

Somaliland, 13, 137, 159, 187, 300

Somalis, 13, 137, 159, 187, 300

Sotik, 164, 203, 251, 266

South Africa (Südafrika), 27, 180, 250, 251

Southern Game Reserve (Südliches Wildreservat), 6, 91, 167, 203, 207, 221, 222, 224, 225, 227, 273, 275, 308, 309, 331

Steinbuck (Steinböckchen), 130, 131, 142

Stewart, Sir Donald, 19

Stony Athi, 163, 332

Stony Athi River, 99

Stordy, Mr. R. J., 8

Sultan Hamud, 270, 271, 274, 277, 278

Suni, 342

Sutherland, Duchess of, 134

Swahili-Junge, 36

TANA River, 137, 180, 181, 201, 203, 234, 248, 252, 255, 268, 269

Taru-Wüste, 5, 201, 253, 289, 316

Taveta, 131, 308

Thika River, 228

Thomas, Mr. Oldfield, 139

Thomsoni (Thomson-Gazelle), 99, 142, 332, 352

Tick-bird (Madenhacker), 206, 208, 232, 254, 280

Ticks (Zecken), 295, 345

Tofiki, 214, 221, 222

Tsavo River, 188, 192, 253, 284, 308

Tuli, Fort, 297

Turkwell River, 308

UASINGISHU-Plateau, 1, 2, 6, 109, 136, 181, 276, 284

Uganda, 179, 183, 248, 251, 252, 263

Uganda-Eisenbahn, 5, 25, 270, 346, 349

Ukambani, 161, 201, 203, 293

Ulu, 270

Umtondea, 180

VANGA, 242

Victoria-See, 1, 3, 245, 246

Vögel, 46, 49, 254, 337, 343-51, 354-5

Voi, 125, 279

Vultures (Geier), 21, 27, 28, 43, 44, 47, 64, 80, 114, 164, 343

Vulturine Guinea-fowl (Geierperlhuhn), 325, 337

WABONI, 190, 281

Wagtail (Bachstelze), 345

Wakamba, 118, 137, 207, 222, 232, 247, 308, 326

Wakaverondo, 248

Wakikuyu, 161

Wandorobo oder 'Dorobo, 44, 124, 169, 170, 171, 172, 179, 198, 199, 231, 291, 315, 331, 341, 342

Wanyamwezi, 306

Ward, Hon. Cyril, 64, 65

Ward, Mrs. Cyril, 65

Wart-Hog (Warzenschwein), 143, 177, 285-90, 336

Water-buck (Wasserbock), 93, 142, 284, 336, 357

Waterford, Lord, 64, 65, 67

Waterford, Lady, 64

Wildebeest (Gnu), 99, 299, 349

Wildreservat, 3, 11, 84, 85, 93, 140, 145, 154, 206, 317

Woodhouse, Mr. C. W., 22, 84, 170, 280, 290, 292

Woosnam, Mr., 84, 85, 86, 207

YATTA-Ebenen, 201, 219

Yondi, 107, 108

ZAMBESI, 235, 250

Zebra, 21, 24, 28, 30, 79, 99, 293-306, 331, 336, 349, 357

